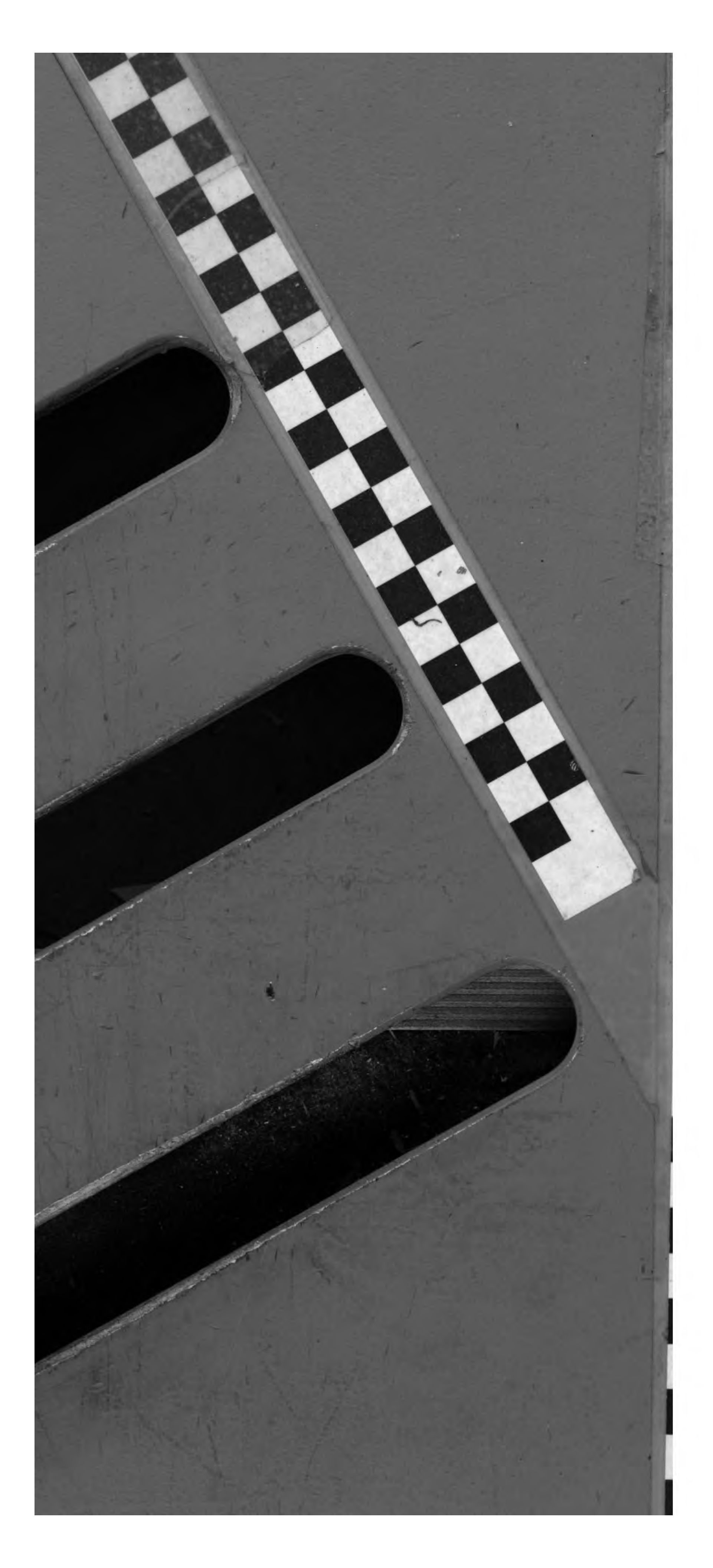
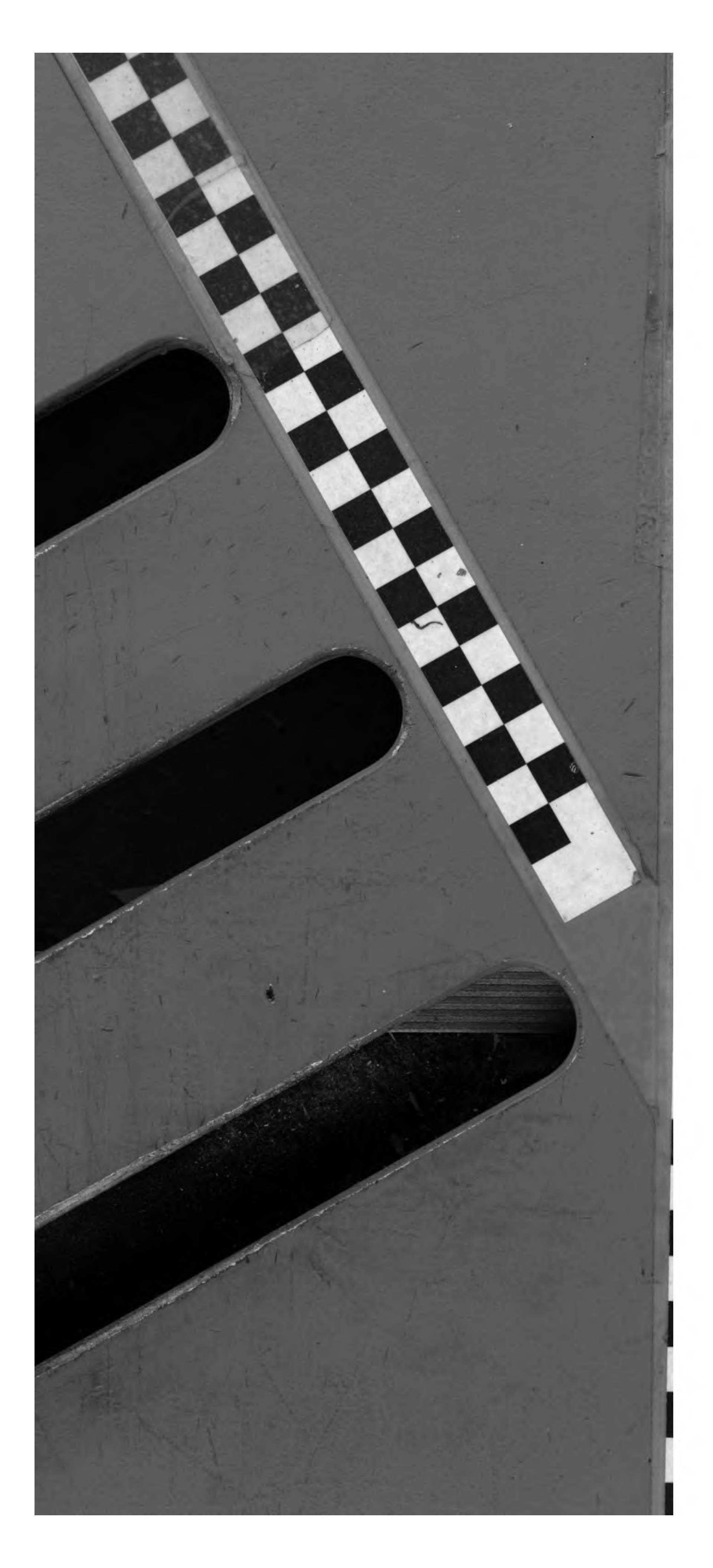
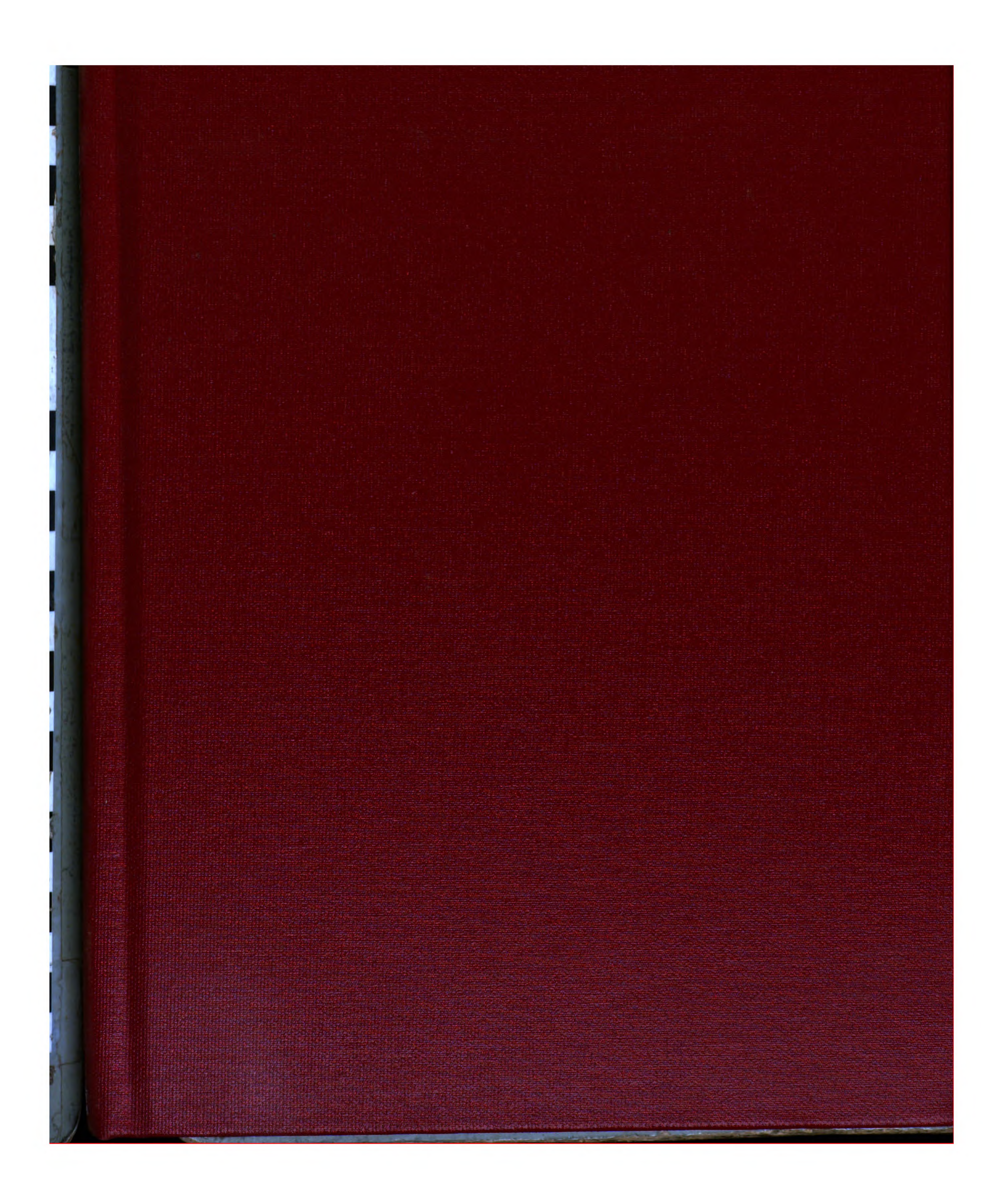
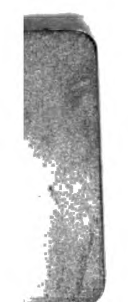
PAGE NOT AVAILABLE

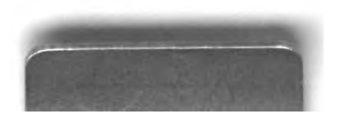


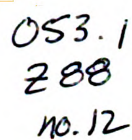














Zürcher Diskußionen



Zürich 1898
Verlag Zürcher Diskußionen.



No. 12. 1898.

Nachdruck verboten.

Zürcher Diskußionen.

Tolstoi's Moral

von

Fina Zacharias (Graz).

Vor mir liegt ein Werkchen Tolstoi's. „Widersprüche der empirischen Moral" (Berlin 1895.) Ich las es vor einer halben Stunde und noch immer schaue ich fragend darauf nieder. Warum verirrte sich Tolstoi mit dem europäischen Dichterruhm auf dieses so zweifelhafte Gebiet? Auf minder Gebildete kann dies Werkchen nur verwirrend wirken, und Verwirrung auf diesem Gebiete heißt heute — Reaktion. —

Wäre dem Erscheinen dieses Büchleins in den Schulen aller Kulturländer nur ein dreißigjähriger naturwissenschaftlicher Unterricht vorausgegangen, würde ich es als harmlos-konfuse Meinungsäußerung eines Greises belächeln. Da dies zum unermeßlichen Schaden der Menschheit aber nicht geschah, lehnt sich all' die tiefe Liebe zu meiner Gattung in energischem Protest gegen die darin enthaltene Weltanschauung auf. Und Tolstoi schickt diese Weltanschauung anspruchsvoll, wie ein herrschlustiges Dogma in die Welt, der zum großen Teil, leider, der Name des Verfassers Bürge für ihre Richtigkeit sein wird.

Vor allem sucht Tolstoi in dem Werkchen zu überzeugen — Beweise bringt er für alle seine naiven Behauptungen keine —, daß es nur eine echte Religion gibt, die christliche, und daß diese die allein wahre Mutter der Moral ist. Alles was sich sonst so nennt, ist nicht die echte, menschenbeglückende. Er vergißt ganz, daß das, was er, was Theologen und Pfaffen, als ethischen Ausfluß des Christentums bezeichnen, längst vorher in den viel tieferen Religionen des indischen und semitischen Altertums, in der griechischen und römischen Stoa, gar köstlich blüte. Das Christentum ist nur ein Seitensproß von diesen, freilich ein Sproß, dessen Früchte nicht hielten, was die Blüten so schön versprachen. Sie wurden Theologen-Pfaffentum, keine naive Religion des Herzens. Welch' ein — gelinde gesagt — unchristlicher Hochmut liegt aber in diesen Aussprüchen! Die Ethik, ein Gemütsprodukt des Menschen, sei ein Erdachtes! Wie bescheiden sind wir Gottesleugner dagegen! Wir sind überzeugt, daß die Ethik in ihrer reinen Allmacht schon vom Urbeginn an als Keim in der Materie lag, in dem grandiosen Durcheinanderwogen des Chaos, vielleicht — um in christlicher Bildersprache zu reden — als Treibendes, Beseelendes, als Mutterherz für das Sonnenkind Erde. Leider hat die Verkünstelungssucht des Menschen im Laufe der Zeiten diese nackte Keuschheit mit ihren tausenderlei bunten Lappen und Flicken behängt. Für das urewige Vorhandensein der Ethik in der Materie spricht die ganze Natur und urgewaltig die Thatsache, daß es auch in der Tierwelt eine Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Neid, Bosheit, Eitelkeit, Emsigkeit und Faulheit, Eifersucht, Selbstsucht und die ethisch so hoch stehende und geltende

Selbstlosigkeit und Dankbarkeit gibt. Jeder der mit ein wenig Liebe „unsere älteren Brüder" — wie sich ein Forscher so schön ausdrückt — die Tiere beobachtet, wird dies bald, und ich glaube, mit hoher Befriedigung erkennen. — Für Tolstoi ist es aber nur das religiöse Verhältnis des Menschen zur Welt, aus dem alles Gute hervorgeht. Auch „die Moral der Mehrheit der Frauen, welche ihre ganze Individualität der Familie und hauptsächlich den Kindern opfern" ist nach seiner Meinung ein christliches Erzeugnis: Und die Henne — als Individuum doch gewiß sehr scheu — die ihre Küchlein gegen übermächtige Feinde todesmutig verteidigt? Existirt für diese eine Hühnerreligion? Anerkennt das niedrig stehende Schwein, welches oft den Menschen anfällt, der ihm seine Jungen nehmen will, auch ein höheres Schweinewesen, eine religiöse Notwendigkeit? Glauben Sie, Herr Graf, daß ein lebensstarkes Weib je aus religiösen Gründen die tausendfachen Schmerzen und Selbstverleugnungen der Mutterschaft tragen wollte? Ein weiblicher Halbkretin vielleicht, wir gesunden, daseinsfrohen Frauen gewiß nicht. Und wenn es welche behaupten, dann lügen sie, bewußt oder unbewußt, weil es ihnen eine unvernünftige Erziehung so eindrillte. Wir opfern uns naturnotwendig, oder aus äußerm Zwang, den Kindern, die in uns, aus dem intensivsten Glücksgefühl heraus, geworden sind. So wie uns die Erde im Frühling Blätter und Blüten, im Sommer und Herbst den reichen Erntesegen naturgesetzlich geben muß, so müssen wir uns triebmächtig ausgeben für sie, für den Mann, dem wir uns, ohne an Gott und Religion zu denken, im lohenden Naturverlangen vereinten. Da stieg nur frischer, köstlicher Erdgeruch auf, keine Weihrauchdämpfe.

Leider können sich heute, in dem von Ihnen so gepriesenen christlichen Zeitalter, Herr Graf, noch nicht alle Frauen in dieser beglückenden Weise dem Manne verbinden. Die christliche Gesellschaftsordnung zwingt viele, meist des Unterhaltes wegen, sich entweder in die Ehe, oder in die Freudenhäuser, zum billigen Vergnügen christlicher Männer, zu verkaufen. Und dies ist wol beides eine sehr geringe Empfehlung für eine Neuauflage der christlichen Weltanschauung, um die Sie sich, Herr Graf, so bemühen. Für diese beiden Kategorien allerdings, ich gebe das zu, für die lieblose Vernunft-Ehe und für das Bordell mag die christliche Religion die unvermeidliche moralische Basis abgeben — und die katholische Kirche hat bekanntlich die Konkubine christlich konstruirt — als Ersatz für jene Natur-Ethik, die der freien Liebes-Neigung als Naturtrieb und Natur-Gefühl innewohnt. —

Die Beweise, welche Tolstoi für das wirkliche, vernunftmäßige Vorhandensein eines Gottes anführt, sind so seltsam, daß ich es mir nicht versagen kann, einige hier zu wiederholen. — Da heißt es: „Jeder Mensch, der aus dem tierischen" — also doch tierischen! — „Zustand des Kindischen und der ersten Kindheit zum Vernunftbewußtsein erwacht, kann nicht umhin zu bemerken, daß alles in seiner Umgebung unter der unvermeidlichen Herrschaft eines bestimmten, ewigen Gesetzes lebt, und nur er allein, sich als ein von der ganzen Schöpfung abgesondertes Geschöpf erkennend, zum Tode verurteilt ist, zum Verschwinden in den unendlichen Weltraum":

Erstens ist der Mensch kein „von der Schöpfung abgesondertes Geschöpf", sintemalen er in innigster Beziehung zu ihr steht, und dann sieht doch wahrlich heute schon bald jedes Kind, noch in seinem „tierischen Zustand", daß Alles, ohne Ausnahme, einem fortwährenden Umwandlungsprozeß unterworfen und zur Auflösung in andere Formen bestimmt ist. — Dabei welch' ein Widerspruch, wenn hier vom „tierischen Zustand" des Menschen die Rede ist, während sonst Tolstoi auf den ganzen 65 Seiten zu überzeugen sucht, daß wir nicht Tierabgestammte, sondern von einem Gotteswillen hübsch manierlich in die Welt gesetzt seien. — Da hätten wir uns wohl im Laufe der Zeit zurückgebildet, Herr Graf? Blicken Sie auf diese verrückte, korrupte Gesellschaft, wie sie auch bei Ihnen in Rußland in den höchsten Kreisen existiert und bis heute, zu allen Zeiten das Entsetzen aller Frommen ausmachte, — hat sie Ihr liebevoller und vollkommener Herrgott wol so erschaffen und in die Welt gesetzt? —

„Unsere Vorfahren", sagt Tolstoi weiter, „erdachten ein ewiges, allmächtiges Wesen, von welchem sie sich in ihrem Gefühl der Nichtigkeit abhängig glaubten, und (erdachten) die lebendigen Seelen der Toten, nicht nur aus Furcht, sondern aus irgendwelchen andern

Ursachen. Und in diesen Ursachen liegt offenbar das Wesen dessen, was man Religion nennt." — Leider bezeichnet Tolstoi nicht einmal vermutungsweise diese Ursachen, so muß es denn dem Leser gestattet sein, über den „erdachten" Gott unserer gewiß braven Vorfahren ebenso zu lächeln, wie über diesen stark rückschrittlichen Satz des Herrn Grafen. Daß die Religiosität unserer Kindheit uns nicht durch die „Furcht vor imaginären Wesen" — was ist denn der „erdachte" Gott anders als ein imaginäres Wesen? — eingeimpft wurde, sondern durch unsere Mütter, durch unsere ganze religiöse Umgebung, die Vererbung, die gesehene Ehrfurcht der Erwachsenen vor Pfaff und Kirche, nicht aber durch das Gefühl der „eigenen Nichtigkeit und Sündhaftigkeit", ist wol eine Erkentnis, die Jedem das eigene Gefühl an die Hand gibt. Wie kämen auch Kinder zu dem Gefühl der Nichtigkeit und Sündhaftigkeit!

Ebenso unstreitig ist der Gottbeweis auch damit nicht erbracht, daß „Sokrates, Descartes und Newton ein höheres Wesen anerkannten" — wie Tolstoi meint —, denn gerade Sokrates erklärte ja die Götter der Griechen für ein psychisches Elaborat und wurde deshalb zum Tode verurteilt. Und was er an deren Stelle setzte, waren wiederum psychische Vorgänge und Begriffe. Und Descartes' über-räumlicher und über-geistiger Gott ist, ebenso wie der pantheistische Gott Newton's, weit entfernt von dem substanziösen, persönlichen, christlichen Gott, welcher Könige erleuchtet und die Völkerschaften verblendet.

Daß viele — alle nicht — „alte Leute das christliche Verhältnis des Menschen zur Welt fühlen", glaube ich Tolstoi ohne Weiteres. Der alte Mensch ist ja größtenteils wieder Kind geworden, also in den Zustand zurückgekehrt, in dem sich unsere Vorfahren befanden, als sie ihre Götter und Religionen „erdachten". —

Aber nicht nur die christliche Religion und Moral sind nach Tolstoi die allein richtigen, auch die — sic! — christliche Wißenschaft ist die allein echte, ziel- und erfolgverheißende. Die Religion weist der Wißenschaft den Weg „weil, bevor irgend eine Wißenschaft entstehen konnte, schon das existiren mußte, ohne welches keine Gedankenarbeit und kein Verhältnis des Menschen zur Welt möglich ist." Ich vermute, Herr Graf, daß Sie die unchristlichen, mathematischen Lehrsätze des Pythagoras und Euklid in Ihrer Jugend nicht gelernt haben, sonst würden Sie wol kaum auf die obige Behauptung gekommen sein.

Ferner schreibt Tolstoi: Wenn „alle uns bekannten Philosophen von Plato bis zu Schopenhauer immer die von der Religion angegebene Richtung verfolgten . . ." — Schopenhauer? — Ich dachte, Schopenhauer habe Gott und die Welt als „Vorstellung" erklärt. Auch verfolgte er nicht „die von der Religion angegebene Richtung", sondern die von Kant angegebene Richtung, dessen Vorlesungen über „Religion" in Preußen verboten wurden. Und als er „die von der Religion angegebene Richtung" verfolgte, war es die der unchristlichen, indischen Religion. Was für eine merkwürdige Bibliothek haben Sie, Herr Graf? —

Alles was Tolstoi über das Gesetz vom Kampf ums Dasein sagt, ist eine fast kindische Wortspielerei, voller Widersprüche. Daß dieses Gesetz, nach welchem das Tüchtigste in der gesammten organischen Welt das minder Tüchtige und Kräftige überlebt, wirklich wißenschaftlich zu Recht besteht, das Produkt sorgfältiger Beobachtung ist, weiß heute schon das ganze gebildete Proletariat, und auch der Verfasser leugnet dies nur vom christlichen Standpunkt aus. Daß dieses Gesetz aber der Moral widerspreche, wie Tolstoi behauptet, bestreite ich ganz entschieden! Vielleicht der christlichen, der Religionen-, Sekten-, Staaten- und Alteleute-Moral, niemals aber der Moral als solcher, unabhängig von Zeit-, Bildungs- und Verbildungsschwankungen. In dem steten Ueberleben des Besten, des Starken, Begabten manifestirt sich doch eine wahrhaft Ehrfurcht einflößende Moral, wie sie so imposant keine Religion, kein Mensch hätte erdenken können. Eine Ethik, die in ihrem unentwegt gleichen Gang durch die Jahrtausende sich gleichsam als Naturgrundgesetz erweist, auf dem die Tatsache der Evolution beruht. Ach diese Evolution, dieser Kampf ums Dasein, Herr Graf! Vom elendesten Kretin bis hinauf zu den ungläubigen, christlichen und allerchristlichsten Herrschern und Pfaffen wird er gekämpft! Wenn heute Leute, die die Prinzipien zur Erringung einer größeren Glückseligkeit für die breiten Massen aufstellen, um dieser Prinzipien willen zu Boden geschlagen werden, wenn man die Wortführer dieses Idealismus, Dichter, Denker, Studenten, Arbeiter einkerkert, sie existenzlos

macht, wie wilde Tiere hetzt, sie ins Lumpentum, oft zu Verbrechen treibt, ist das kein Kampf um's Dasein, — beßer: eine Unterdrückung um's Dasein — ist es nicht ein Versuch des Heraufkommens der Begabteren, Beßeren, Idealistisch-Stärkeren? —

Von Zeit zu Zeit, Herr Graf, laßen Sie sich herbei, mit einem allerchristlichsten Despoten christliche Meinungen über Völkerwohl und ewigen Frieden auszutauschen, und dies angesichts der sibirischen Gräuel, der administrativen Verschickungen, der markerschütternden Seufzer, die von dort herübertönen, wo Ihres reichen Vaterlandes bestes, intelligentestes, edelstes Menschenmaterial von einer perfiden Beamtenhorde zu Tode gepeinigt wird. Finden Sie Ihre Morallehren in Ihrem Lande verwirklicht? Und wenn nein, glauben Sie, daß diese christliche Moral, die seit 1800 Jahren in Ihrem Lande zu Recht besteht, auch nur den Federbusch eines Generals auf die andere Seite zu drehen im Stande ist? Wohl kaum! Dann verschonen Sie uns gefälligst mit Ihrer windelweichen, marklosen Moral, über die selbst Kindermädchen bei uns lachen würden. Ich hoffe, wie Sie, Herr Graf, auf eine spätere Gerechtigkeit, aber nicht durch Ihren Christengott, sondern weil ich an die Ethik als Naturgesetz glaube, weil ich glaube, daß diese materielle, organische Welt aus sich selbst die Kräfte zur Ueberwindung der heutigen Niedertracht erringen wird; ohne jede Erleuchtung von oben; wie Luther aus sich selbst, aus seinem bäuerischen Bergmanns-Gefühl die Kräfte zur Ueberwindung der päpstliche Niedertracht gewann. Und wenn ich diese neue Zeit — wider meine brennende Sehnsucht — nicht erlebe, dann werde ich unter der Erde, in jedem Staubatomchen meines Körpers, das Klirren ihrer Waffen fühlen und gierig die rote Flüssigkeit trinken, die zu mir strömen wird — das ist mein Christentum. Halten Sie es für schlechter, als das Ihre, Herr Graf, das fähig war, Briefe von alten Freundinnen, hochgebildeten idealen Frauen, aus Sibirien kühl zurückzuweisen? Dem zum Tode verurteilten, schlimmsten Verbrecher gewährt man „den Trost der Religion", den Priester, das — in Ihrem Glauben so wertvolle — Abendmal. Ihr Christentum aber schwieg gegenüber Fräulein Armheld, dem Georg Kennan, der nüchterne und gewiß nicht umsturzfreundliche Amerikaner in seinem klassischen Werke „Sibirien" ein so glänzendes Denkmal setzte.

Ach ja, das Christentum auf der Zunge, oder in kleineren und größeren Summen, die man leicht herschenkt, ist ja ein so handsames Ding, ein so hübscher Köder für die guten Leute, die große Masse, deren Gehirnsittsamkeit zu erhalten, der moderne Staat so eifrig bemüht ist. —

Im Laufe seiner weiteren religiösen Phantastereien verweist Tolstoi die Menschen auf die „Offenbarungen" Gottes in sich. Er will sie „da die Menge des Wissens auf das Erkenntnisvermögen" — welches Erkenntnisvermögen? — „drückt", unwissend wie die Sektirer Rußlands haben, damit sie den Willen Gottes zu erfüllen vermögen. — Warum sollen die Menschen denn unwissend sein zur Erfüllung des Gotteswillens? Kann dieser vor Wissen und wissenschaftlicher Erkenntnis nicht zu Recht bestehen? Hat der gute alte Herrgott nicht Schritt gehalten mit seinen ebenbildlichen Kreaturen und würde er sich vor ihren Kenntnissen am Ende zu schämen haben? Die Sektirer Rußlands sind wegen des totalen Verlustes ihrer Menschenwürde an den Willen Gottes auf das tiefste zu beklagen, und ganz unmöglich können Menschen, die sich willig knuten, ihre Frauen stumpfsinnig schänden, ihre Kinder in bestialischen Kerkern ermorden lassen, als Beweis für die Güte und Lebensberechtigung einer Religion ernstlich angeführt werden.

Direkt peinlich ist die Art, wie Tolstoi von der „heidnischen" Wissenschaft spricht, „die 1800 Jahre hinter dem Christentum zurückblieb." Wissen Sie, daß unsere gesammte materielle wie geistige Kultur, vom rollenden Wagen und ziehenden Pflug bis zu den gigantischen Konstruktionen unserer Architektur, von den Schriftzeichen und der Bildersprache für Anschauungen und Gedanken bis zu den erhebendsten Epen Homer's, bis zu den gewaltigen Dramen des Aeschylos von dieser „heidnischen Wissenschaft" herrührt? Sie wissen es, Herr Graf, Sie haben ja eine gute Erziehung genoßen.

Was wollen Sie dann? Die Menschheit kann doch nicht ewig ein trippelndes Kind bleiben, das ängstlich auf die Stimme des „Momo" lauscht, die vom Ruhe-wollenden Kinder-

mädchen zur Gefügigmachung des Kindes imitirt wird. „Das Kind wird Mann“ ungeachtet der stärksten Schreckensgewalten. Und sicher ist, daß der Mann Menschheit seiner vollen Reife, seiner herrlichsten Entfaltung entgegengeht, seitdem die Naturwissenschaft die wahre Stellung des Menschen zu der ihn umgebenden Welt in viel tröstlicherer, befriedigenderer Weise festgestellt hat, als es je ein herrschsüchtiges Dogma vermochte.

Mir speziell, Herr Graf, flößt der kleine kopflose „Amphioxus“, von dem Professor Häckel in seiner „Anthropogenie“ mit so viel Wärme spricht, mehr Liebe und Ehrfurcht ein, wie sämtliche Religionen. Und wäre er nur so groß wie eine Mücke, scheute ich keine Reise, keine Mühe, kein Opfer, um einen in das Bereich meiner Augen, auf meine Hand zu bekommen. Das wäre gewiß der erhebendste Augenblick meines Lebens! Voll tiefer heiliger Andacht berührten ihn meine Lippen, indessen ich, mit Urweltsschauern im glühenden Herzen, wohl einen Moment etwas wie die Wellenbewegung der großen Menschenkette, die uns vorausging, mich durchbeben fühlte.

Religion — Christentum — ach: Die ernsten genialen Forscher, und sie allein sind die Pfadfinder zu dem Wol und Glück nachkommender Geschlechter, und ihre kleinste Entdeckung ist tausendmal sittlicher und menschenfreundlicher, wie Tolstoi's sämtliche christlich-erotische Johannistriebe, oder das Herschenken seines Pelzes, seines Geldes an Arme. Nur auf dem Wege, den die Forschung uns weist, wird die Menschheit dahin gelangen, alle die schmachvollen Kainszeichen, die ihr von den Religionen auf die Stirne gebrannt wurden, auszulöschen.

Und auch die Palme des Weltfriedens trägt sie allein ernst und wahrhaft, stillbescheiden voran in die Zukunft.

Folgen wir der Wissenschaft auf diesem lichtvollen Weg, der allein zu echter Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Nächstenliebe führt. Indem sie uns lehrte, uns nicht „nichtig“, sondern als wichtige Glieder einer lebendigen Kette zu betrachten, die sich in aufsteigender Linie unhemmbar vorwärts bewegt, verschloß sie uns zwar den „erdachten“ Himmel unserer Vorfahren, dafür gab sie uns aber das stolze Selbstgefühl, daß wir von nichts Außerweltlichem, „Erdachtem“ abhängen. Sie erst gab uns die Erde voll und ganz als Paradies zu eigen, und nur unsere Schuld allein ist es, daß wir noch furchtsam vor den Pforten dieses Paradieses stehen, statt kühn und sieghaft einzutreten, Schwert und Krummstab der davor wachenden Dämonen zertretend.



Wir haben nicht gezögert, diesen Aufsaz unsern Lesern vorzulegen, nicht nur seines inneren Wertes halber, sondern besonders zur Kennzeichnung der Stimmung, wie sie gegenwärtig in gebildeten Frauenkreisen herscht. Wenn so in Oestreich gedacht wird, wie mag es dann in der übrigen Welt aussehen? Verfaßerin steht auf dem Boden deßen, was man in der Kunst und in der Wißenschaft den graßen Materjalismus genant hat, eine Anschauung, die sich bekantlich später mildert und den Uebergang zu einer höheren Wertung des Psichischen, wie wir ihn jezt überall sich bewerkstelligen sehen, vollzieht. Wir haben aber absichtlich nicht das Geringste an den obigen Ausführungen geändert, und auch den Kuß des Amphioxus in seiner ganzen reinen Keuschheit bestehen laßen, damit der Gegensaz der jugendlichen und stürmischen Verfaßerin zu dem alten, flennenden rußischen Grafen, deßen Moral-Beginn mit dem des fisischen Non-possumus zusammenfält, deutlich hervortrete. Eines ist jedenfalls klar: Mit Himmels-Musik darf man diesen Kreisen, für die Frau Zacharias hier das Wort genommen, nicht kommen. Romantik, ja! Aber: Christus-Romantik, Blut-Romantik, Sünden-Romantik, Liebesbrönnlein-Romantik, Mein-Heiland-mein-Erlöser-Romantik, auf-den-ich-all'-mein-Hoffen-baue-Romantik, ich-elender-Wurm-Romantik u. s. w., — dieses pietistische Gewinsel vom vorigen Jahrhundert würde von jenen lebens-stolzen und lebens-freudigen Kreisen mit schneidendem Hohn zurükgewiesen werden.



Der Herausgeber der „Zürcher Diskußionen" ist inzwischen aus Zürich ausgewiesen worden. Ich hätte nicht gerade gedrängt, die näheren Umstände, unter denen diese Ausweisung erfolgte, dem Publikum mitzuteilen, und das Schleiergewebe, welches über allen diesen „aus administrativen Gründen" und unter „Geheimhaltung der Motive" erfolgenden polizeilichen Maasnahmen liegt, zu zerreißen; um so weniger, als ich ja selbst nur das eine Janus-Gesicht dieser deutsch-schweizerischen Doppelzüngigkeit, nämlich das faktisch in Zürich Vorgefallene, genau kenne. Nun sind aber inzwischen Notizen in den öffentlichen Blättern erschienen und Gerüchte im Publikum in Umlauf gekommen, die für meinen schriftstellerischen Ruf, der doch nur nach der einen Seite, nach der rein ideellen, nach der geistigen Seite, ein „verbrecherischer" sein darf, von äußerst schädlicher Beimischung gewesen wären. Julius Schaumberger schrieb mir, in München sei das Gerücht im Umlauf, ich sei in Zürich wegen Notzucht verhaftet, eine Dame schrieb mir von ebenda, sie hätte gehört, ich sei „wegen Kindsabtreiben ausgewiesen". Aus Berlin hörte ich, ich hätte mich mit „minderjährigen Mädchen abgegeben." Und die offizjös von der Zürcher Polizeidirekzion den Blättern zugegangene, wol absichtlich dunkel gehaltene, Notiz ließ kaum etwas Anderes vermuten, als, ich sei der Zuhälter einer wegen Prostituzion und Kuppelei verfolgten Frau gewesen. Unter diesen Umständen glaube ich doch den Lesern der „Zürcher Diskußionen" einige Aufklärung schuldig zu sein. Und zwar muß es eine genaue, eine peinlich genaue Aufklärung sein, am Schluß deren ich die Zürcher Polizei-Direkzion auffordern werde, sich, wenn sie noch Lust hat, zur Sache zu äußern. Ich habe jüngst in Eingang zur Doppel-Diskußion über „Agnes Blannbekin" unter anderem bemerkt: nichts, was vor anständigen Ohren gesagt werden könne, dürfe aus dem Leben dieser intereßanten Nonne verschwiegen werden. Hier muß ich sagen: was im Folgenden mitgeteilt wird, sind zum Teil Unanständigkeiten, müßen Unanständigkeiten sein, weil ich nur unter Mitteilung aller in Betracht kommenden Einzelheiten die Zürcher Polizeidirekzion aufforden kann, wenn sie Lust hat, Farbe zu bekennen. — Hier die Tatsachen: Ende November oder Anfang Dezember des vorigen Jahres (1897) — der Tag läßt sich nicht genau feststellen — traf ich in Zürich, wo den Sommer vorher die Prostituzion durch Volksbeschluß aufgehoben worden war, und wo es für einen des Dialektes unkundigen Fremden und Junggesellen kaum möglich ist, einer erbarmenden, weiblichen Seele zu begegnen, wo auch das Ansprechen einer Dame im Sinne der freien Liebe bei Polizeibuße verboten ist, in der Dunkelheit der Bahnhofstraße zwei Damen, die mich ansprachen und mich einluden, ihnen in ihre Wohnung zu folgen. Da die Gegend, wohin sie mich einluden, das sog. Industrie-Quartier, nicht gerade wolbeleumundet ist, ich auch anderweitige Gründe hatte, so folgte ich an diesem Abend der Einladung nicht, sondern frug die jüngere der beiden Damen — sie hieß Olga — ob sie mich an einem der nächsten Vormittage in meiner Wohnung besuchen wolle; auf die bejahende Antwort übergab ich meine Karte und entfernte mich.

Und Olga kam; sie war schön wie der Vollmond. Ein hochgewachsenes, prächtiges Schweizer Kind, mit Zähnen wie Gletscherwaßer und Augen wie Bergschatten. Die Schweizer „Tochter", wie sie dort genannt wird, ist mit 15, 16, 17, 18 Jahren eine äußerst frische und schmuke Erscheinung, voll Kühnheit und Lebenslust, ausgelaßen bis zur Waghalsigkeit, mit herausfordernden Mienen, eine echte Republikanische Erscheinung, wie man sie in keinem deutschen Lande trift. Ich habe vor mehreren Jahren in M. G. Conrad's „Gesellschaft" in einem Aufsaz „Prostituzion" vom Standpunkt des

Arztes, des Künstlers und freien Forschers die hier einschlägigen Fragen beleuchtet und die Anwendung des verfehmten Wortes „Prostituirte" auf ein derartiges Geschöpf eine Schmach genant. Ich habe schon damals den aus den Zeiten einer milderen Auffaßung stammenden Ausdruk „Freudenmädchen" vorgeschlagen. In England ist es der heftigen Agitazion der für ihre Mitschwestern kämpfenden höchsten englischen Damen-Aristokratie gelungen, dem Grundsaz in der Landesgesezgebung Geltung zu verschaffen, daß jeder Mensch, also auch jedes Mädchen, so lange kein öffentliches Aergernis entstehe, nach dem Eintreten der Reife mit seinem Körper anfangen könne, was es wolle, und daß der Verkauf körperlicher Reize innerhalb der genanten Grenzen niemals, sei es von Seite der Behörden, sei es von Seite Privater, zur Anwendung einer beschimpfenden Bezeichnung Veranlaßung geben dürfe. Heinz Starkenburg ist erst jüngst in einer größeren Arbeit „Die Frauenbewegung und die Liebe der Zukunft" („Gesellschaft" 1898, Heft 23/24) zur Schlußfolgerung gelangt, daß unsere heutigen ökonomischen Verhältniße und das Mitkonkuriren des sexuell wenig veranlagten Weibes in den Berufsgeschäften des Mannes zur Lokerung und Verspärlichung der Ehen und zur Häufung der „freien Verhältniße", der „freien Liebe" führen müße. Und eine Frau, Gräfin zu Reventlow, hat hier in diesen Blättern unter Anderem den Saz ausgesprochen: ein Mädchen, das die sinliche Liebe genoßen, und zur Mutterschaft gelangt sei, auf einem Wege auf welchem nur immer, sei, selbst wenn sie ihr Kind aus Not dem Staat zu Füßen legen müße, geistig wie körperlich immer noch beßer daran, als eine Sterile, die als ein verdorrender Ast am Lebensbaum der Menschheit verwelke. Und um noch Einen zu nennen, gegen den die Herrn Stadtväter in Zürich kaum etwas einzuwenden haben werden: Luther sagt in einer seiner Predigten: ein Jüngling soll, wenn es hoch komt, mit 20, „ein Maidlin um fünfzehn oder achtzehn Jahren" zur Ehe schreiten (Luther's Vermischte Predigten, hrsg. von Plochmann, Frankfurt 1877. Bd. I. S. 541). Daß diese Forderung in unserem heutigen Erziehungs- und Wirtschaftsleben nicht durchführbar ist, ist klar. Aber der biologische Teil dieser Forderung bleibt deshalb doch bestehen.

Und nun zurük zur Sache. Ich weiß nicht, wie Luther über einen intimen Verkehr zwischen dem Schreiber dieser Zeilen und der mehrfach erwähnten Olga gedacht hätte: item, er fand statt. Und er kontinuirte sich während des ganzen folgenden Winters. Da aber Olga nicht nur den rein-sinlichen Verehrern ihrer Schönheit, sondern auch den rein-ästetischen Bewunderern ihrer Körperformen, ihre Reize verkaufte, und auf dem „Künstlergütli" bei den Profeßoren Modell stand, so benüzte ich die Gelegenheit und machte gleich bei unserer ersten Zusammenkunft vier fotografische Akt-Aufnahmen, von denen ich je ein Exemplar Olga schenkte. Bei dieser Gelegenheit kam rein zufällig die Frage nach ihrem Alter zum Aufwurf, und ich war nicht wenig erstaunt, zu hören, Olga habe erst kurz die von Luther verlangten 15 Jahre erreicht. Auf meine ungläubige Entgegnung, das sei bei ihrer Körpergröße doch kaum glaublich, erbot sie sich, den Geburtsschein vorzulegen. Sie brachte ihn auch acht Tage später. Und es ergab sich in der Tat, daß Olga erst um Mitte November 15 Jahre alt geworden war[1]). Ich zeigte Olga aber bei dieser Gelegenheit auch meine Kollekzion teils anatomischer, teils künstlerischer Aktbilder, wie sie bei uns in Kunsthandlungen zu haben sind, und hierunter befanden sich zwei als Pendant gedachte mänliche Aktstellungen, je eine mit dem membrum virile in statu erectionis, und die andere mit dem membrum virile in statu relaxationis. Bei diesen Darstellungen waren bekantlich die Zeichner von anatomischen Atlanten bis vor Kurzem lediglich auf das Gedächtnis angewiesen, während seit den Momentaufnahmen fotographische Darstellungen direkt nach der Natur geliefert werden konten. Diese Kunstblätter haben eigentlich mit unserer Sache hier gar nichts zu tun; ich muß sie aber anführen, weil Olga später zufällig dieser Blätter auf der Polizei erwähnt hat, und weil es mir darauf ankomt, daß der Leser Alles, auch das kleinste Detail, erfahre, um sich ein Urteil über die wahren Gründe meiner Ausweisung bilden zu können. — Unser Verkehr dauerte bis gegen das Frühjahr 1898. Olga verzog dann und kam troz meiner wiederholten schriftlichen Bitte nicht mehr, ohne daß ich die Gründe für dieses Verhalten erfahren konte. — Anfang Sommers, beiläufig im Juni, erschienen plözlich bei mir zwei Polizei-Abgesante in Zivil, zeigten mir die Kartons mehrerer gänzlich zerstörter und zerkrazter Fotografien und verlangten von mir die Herausgabe der betr. Aufnahmen, die ich von Olga angefertigt habe. Ich erklärte den Leuten, die Fotografien seien mein Eigentum, seien nur für mich gemacht, ich hätte von jeder ein Exemplar Olga geschenkt, die sehr ungeschikt gehandelt habe, selbe zu zerstören, denn die Aufnahmen seien absolut einwandfreie, künstlerisch gestelte Akte. Ich bezweifelte, fügte ich hinzu, ob das Zürcher Landesrecht eine derartige gewaltsame Abverlangung von Privateigentum erlaube. Die Leute bestanden auf Herausgabe der Fotografien. Ich offerirte, die Blätter an mich zu nehmen und in ihrer, der Polizisten Gegenwart auf dem Wege zur Polizei bei meinem Rechtsnwalt vorbeizupaßiren, um mich über die gesezliche Tragweite meiner Weigerung zu informiren. Dies wurde abgelehnt. Schließlich frug ich, ob die Leute mich im Falle der Weigerung verhaften würden. Dies wurde einhellig bejaht. Ich hatte mich bereits angezogen und war bereit, den Leuten auf die Polizei zu folgen, als ich mir sagte, daß in dem Moment, da ich die Blätter an mich nehmen werde, dieselben auch der Gewalt der beiden Aufpaßer ausgeliefert seien. Auf der andern Seite war es mir peinlich, als Fremder einer Aufforderung der Polizei Widerstand entgegengebracht

[1]) Das Schweizer Gesez schützt das Mädchen bis zum vollendeten 15ten Lebensjahr.

zu haben. Und schließlich erwog ich noch: die Herrn auf der Polizei machen sich offenbar die übertriebensten Vorstellungen von den Fotografien, gerade weil dieselben zerkrazt sind. Ich bat daher den Einen der Polizisten zu mir in mein Zimmer, holte die ganze Kollekzion der von mir in Zürich gefertigten Bilder — meist Landschaften, Tierbilder, Straßenaufzüge, Zimmerinterjörs, darunter auch die Akte von Olga — hervor, und übergab, da Abzüge nicht mehr vorhanden waren, die betreffenden vier Original-Platten dem Polizisten. Dann schrieb ich an die „hohe Polizeidirekzion der Stadt Zürich" einen Brief folgenden Inhalts: ich sei erstaunt über diese gewaltsame Abforderung meines Eigentums; ich bezweifelte die Gesezmäßigkeit dieses Vorgehens; doch wolte ich als Fremder der polizeilichen Verordnung keinen Widerstand entgegensezen; die Bilder seien, wie sich die Herrn überzeugen könten, rein künstlerisch gestelte Akte, wie man sie in Deutschland in jeder Kunsthandlung feilbiete; auch seien die Bilder nur für mich gemacht, und Olga habe nur, da sie ja selbst Modell stehe, von jeder Aufnahme ein Exemplar geschenkt erhalten. Ich vermutete aber, fuhr ich fort, daß über meinen Verkehr mit Olga, sei es von ihr, sei es von anderer Seite, entstelte Angaben gemacht worden seien, denn sonst könne ich mir das Vorgehen der Polizei nicht erklären; ich ersuche daher um polizeiliche Vorladung und um Einvernehmung als Zeuge. Jezt schon könne ich folgende Angaben machen; denn da ich nach zweijährigem Aufenthalt, im kommenden Herbst selbst um Einbürgerung im Kanton Zürich nachzusuchen gedächte, könne es mir nicht gleichgiltig sein, wie die hohe Polizeidirekzion in dieser Sache über mich denke. Olga X. habe mich auf der Straße in ihre Wohnung eingeladen; sie sei dann auf meinen Wunsch zu mir gekommen; hinsichtlich ihres Alters sei ich vollständig orjentirt gewesen, denn ich hätte ihren Geburtsschein selbst in der Hand gehabt, aus dem ich ersehen, daß sie bereits im verfloßenen Herbst 15 Jahre alt geworden; auch sei Olga deflorirt gewesen, als sie zu mir kam; persönlich möchte ich noch bemerken, daß ich unverheiratet sei, und daß seit Aufhebung der „Häuser" in Zürich dem Fremden jeder legale Verkehr mit dem Weibe gesezlich abgeschnitten sei; schließlich bäte ich um Rükgabe der fotografischen Platten. — Auf diesen Brief hin hörte ich zunächst für ca. sechs Wochen gar nichts. Dann, Ende Juli, erhielt ich eine Zeugenvorladung „in Sachen gegen die Eheleute X. wegen Kuppelei." Dort hörte ich zunächst zu meinem Erstaunen, daß Olga den Verkehr mit mir abgeleugnet, und daß die junge Dame, die sich damals in Begleitung von Olga befand, als wir uns auf der Straße trafen, die Stiefmutter von Olga war. Ich befand mich nun in der unangenehmen Lage, den „Kronzeugen" machen zu müßen. Olga mußte gestehen. Es kam dann auch die Frage wegen der beiden anatomischen Bilder aufs Tapet, und der Untersuchungsrichter betonte hierbei ausdrüklich, er stelle die Frage nicht wegen der materjellen Seite, die hier gleichgültig sei, sondern um die Glaubwürdigkeit Olga's auch in diesem Punkt zu prüfen; ich erklärte ohne Weiteres, Olga habe eine ganze Kollekzion Bilder bei mir gesehen, darunter auch die anatomischen. Damit war das Zeugenverhör zu Ende. Von der Verhandlung selbst weiß ich nichts. Ich war nicht zugegen. — Ein Vierteljahr später, Ende Oktober, erhielt ich plözlich meine Ausweisung mit der Motivirung, daß ich „in dem Prozeß gegen die Eheleute X. eine höchst verwerfliche Rolle gespielt habe." —

Was war inzwischen geschehen? — Die Kaiserin Elisabeth von Oestreich war am 10. September von Lucheni in Genf ermordet worden. Es hatte die Heze des Auslandes gegen die Schweiz begonnen. Und dann war die Heze der Schweiz gegen ihre eigenen Fremden gefolgt, besonders gegen solche, die in „anarchistischem" Geruch standen. Man hätte mich auf Grund meiner in Zürich erschienenen Bücher und Schriften wol als „Anarchisten" bezeichnen können, wenn man jede Auflehnung gegen unsere in Deutschland zum Himmel stinkende monarchische Verwüstung als „Anarchismus" bezeichnen will — wie ich ja schon oben betont habe, daß nach der gedanklichen Seite als „Verbrecher" aufgefaßt zu werden, mich nicht im Mindesten schenirt. — Aber man wolte das offenbar nicht, oder konte es nicht, oder verstand es nicht, oder scheute sich: kurz, man fand, daß es auf dem oben-angedeuteten sitlichen, oder beßer: unsitlichen Wege bequemer sei, und daß es leichter ginge, mir die 15-jährige Olga auf den Rüken zu schnallen, als mir die Fakel der Revoluzion in die Hand zu geben.

Ich begab mich sofort zu Herrn Schenkel, den Vorstand des Fremden-Büro's, an den sich in solchen Fällen der Fremde in erster Linie wendet. Es entspann sich folgender Dialog:

Herr Schenkel. Aha, ich dachte mir, daß Sie reklamiren werden. Ich hatte Sie schon gestern erwartet.

Ich. Ich bin ausgewiesen.

Herr Schenkel. Ja, ich weiß.

Ich. Was sagen Sie dazu?

Herr Schenkel (zukte mit der Achsel).

[Ich bemerke hier, daß ich im Stillen noch immer den Fotografien die Hauptschuld beimas. Doch ich hatte die Kunstverständigkeit der Herrn Zürcher zu gering eingeschäzt; die Fotografien wurden nicht beanstandet.]

Ich. Ist es denn so etwas Schrekliches, ein Mädchen, welches sowieso Modell steht, für mich, für meine Privatzweke, zu fotografiren?

Herr Schenkel. Ja, aber Sie haben sie nicht nur fotografirt, Sie haben auch mit ihr verkehrt!

Ich. Ja, zum Henker, natürlich habe ich mit ihr verkehrt; ich habe ja den ganzen Winter mit ihr verkehrt. Sie hatte sich mir ja doch angeboten. Sie war eine Prostituirte. Ich will gar keinen Makel auf das Mädchen werfen. Ich konstatire nur die Tatsache.

Herr Schenkel. Wir haben aber keine Prostituzion.

Ich. Die ganze Stadt lacht mich aus. Jedermann, dem ich es bis jezt erzählt habe, meint, daß diese ganze Affäre nur der Dekmantel für politische Dinge sei.

Herr Schenkel. Nein, es liegt sonst nichts gegen Sie vor. Hier (er deutete auf ein Aktenbündel) sind die R.'schen Akten. Wir haben sogar das Mädchen noch einmal examiniren laßen, ob Sie nicht vielleicht schon vorher mit ihr verkehrt haben. Aber sie bleibt dabei, daß sie bereits 15 Jahre gewesen sei.

Ich. Das wußte ich doch am besten, denn ich hatte ja ihren Geburtsschein in der Hand. Und dies ist in der Zeugenaussage konstatirt worden.

Herr Schenkel. Ja, es ist auch kein Strafantrag gegen Sie gestelt.

Ich. Sie weisen mich also wegen Verkehrs mit einer Prostituirten aus Zürich aus?

Herr Schenkel. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, wir haben keine Prostituzion. Sie haben nicht mit einer Prostituirten, sondern mit einer Landestochter verkehrt. Es sind das eben unsere neuen Sittengeseze.

Ich. Glauben Sie, daß die Sache redreßirt werden kann?

Herr Schenkel. Versuchen Sie es. Machen Sie eine Eingabe an den Regierungsrat.

Ich. Wenn ich nur die leiseste Gewißheit hätte, daß die Sache wirklich vom Regierungsrat ausgeht, und nicht von der Polizei, das heißt: von Bern, dann würde ich ja gern eine Eingabe machen.

Herr Schenkel. Sie können es ja immerhin probiren.

Ich. Ich protestire vor allen Dingen gegen die Wendung im Ausweisungsbeschluß: ich hätte „eine höchst verwerfliche Rolle im Strafprozeß gegen die Eheleute R. gespielt." Für meinen Verkehr mit einer Prostituirten ist ja das eine ganz ungeheuerliche Ausdruksweise. Ich habe ja mit diesem Strafprozeß rein nichts zu tun gehabt. Ich war ja nicht einmal zugegen. Wenn ich auch zugeben will, daß Ihre Anschauungen in der Schweiz ganz andere sind, als bei uns in Deutschland, und der außerehliche Geschlechtsverkehr bei Ihnen als Vergehen aufgefaßt wird, so verschieden sind die Anschauungen doch nicht, daß diese Wendung irgend welche Berechtigung hätte.

Herr Schenkel (zukt mit der Achsel).

Ich. Wann ist der Herr Polizeidirektor zu sprechen?

Herr Schenkel. Er ist heute nach Bern verreist. Bis übermorgen wird er wol zurük sein. Sie können ihn dann jeden Vormittag auf seinem Büro treffen.

Ich verabschiedete mich. — „Nach Bern verreist"! Wir waren gerade mitten in den Anarchisten-Verhandlungen, und die abendländischen Regierungen gaben sich gegenseitig die Namen derjenigen an, die sie gern ausgewiesen sehen wolten. — Zwei Tage später trat ich beim Herrn Polizeidirektor ein. Der Empfang war äußerst kühl. Von einer Redreßirung der Maasregel könne keine Rede sein. Eine Eingabe an den Regierungsrat sei gänzlich vergebens. — Es entspann sich dann ungefähr derselbe Dialog wie mit Herrn Schenkel. Ueber eine Viertelstunde disputirte ich mit Herrn Polizeidirektor Vögeli — nomen infaustum! — darüber, was eine Prostituirte und was eine Landestochter sei. Ich bat dann dringend wenigstens um Aenderung der ganz unpaßenden Wendung „in einem Eheprozeß eine höchst verwerfliche Rolle gespielt"; das würde in Deutschland nicht verstanden werden; darunter verstände man in Deutschland, wenigstens da, wo man meine Verhältniße nicht kenne, ich hätte einen Zuhälter oder dergleichen gemacht. Herr Polizeidirektor Vögeli meinte: Nun, die betreffenden Behörden können sich ja dann bei uns erkundigen.

Ich: „Wenn ich beispielsweise mit diesem Dekret nach Genf übersiedle, Die werden schöne Augen machen!" —

Herr Polizeidirektor Vögeli: „Die werden Sie wahrscheinlich sofort ausweisen. Ueberhaupt sind Sie mit diesem Ausweisungsdekret so gut wie aus der ganzen Schweiz ausgewiesen." —

Ich gab jezt den Kampf auf und verabschiedete mich. Nunmehr war mir ganz klar, um was es sich eigentlich handle. Daß es sich um meine Ausweisung aus der Schweiz unter irgend welcher Form handle. Denn was hätte dem Polizeidirektor Vögeli — infaustum nomen! — daran liegen können, wenn ich in den gesegneteren Gefilden des Chamonix-Tales oder des Teßins unter milderer Sonne und milderen Sitten den feurigen Landestöchtern, deren brennendes Herz schon Jeremias Gotthelf so leidenschaftlich beschrieben, hätte nachsteigen wollen!

Ich schrieb daher sofort an die Berliner Preße eine Notiz, ich sei formell wegen Uebertretung des Prostituzions-Gesezes aus Zürich ausgewiesen, man dürfe aber getrost politische Motive als eigentliche Ursache annehmen. — Bald begann auch die Zürcher Preße zu munkeln uud zu tuscheln und zu lachen. Unglüklicherweise glaubte man, um mich dem Zürcher Publikum vorzuführen, mit der Aufzählung meiner dortigen Publikazionen beginnen zu müßen. Und da diese außer der Herausgabe der perjodisch erscheinenden „Zürcher Diskußionen" allein fünf selbständige Opera, außerdem mehrere Vorträge und Aufsäze, umfaßten, und diese Tätigkeit doch schon rein äußerlich wenig mit der „höchst verwerflichen

Rolle" stimmen welte, die ich angeblich gespielt, so glaubte die Zürcher Polizeibehörde ihre Zeit gekommen, und ließ in einem auswärtigen Blatte, in den „Basler Nachrichten" am 6. Nov. 1898 folgende Notiz mit offizjösem Charakter erscheinen:

„D Zürich. (Korr.) Dem früheren Arzt und Schriftsteller Dr. Oskar Panizza aus Bad Kissingen ist nicht das schweizerische, wie mitgeteilt, sondern bloß das zürcherische Gebiet durch den Regierungsrat verwiesen worden. Die Motivierung des Ausweisungsbeschlusses bleibt geheim. Wie wir uns an zuständiger Stelle informiert, machte das unsaubere Treiben des Herrn seine Entfernung von Zürich notwendig. Er war in einen Strafprozeß gegen die Eheleute Rumpf wegen schweren Sittlichkeitsverbrechens verwickelt und spielte da eine höchst unsaubere und verwerfliche Rolle. Jener Prozeß bot ein abscheuliches Bild sittlicher Verkommenheit. Dr. Panizza hat Zürich verlassen und in seinem eigenen Interesse wird er gut thun, den Zürcher Boden sorgfältig zu meiden."

Ich ging sofort zu einem befreundeten Advokaten, um ihn um Rat zu fragen. Er sagte mir sogleich: Sie können gar nichts machen. Ein Berichtigungszwang besteht für die Preße in der Schweiz nicht. Sie können nur einen Prozeß gegen die Zeitung führen und den werden Sie höchst wahrscheinlich verlieren. Die Sache käme vor die Geschworenen,Sie stehen da einer Handvoll mehrweniger dem Bauernstand angehöriger Leute gegenüber, und diese werden, gar wenn sie hören, daß es sich eventuell darum handelt, einer Schweizerin einen sitlichen Makel anzuhängen, Ihnen Unrecht geben, und werden sagen: Ja, der Verkehr mit einer Prostituirten ist eine höchst unsaubere und verwerfliche Sache. Um so mehr, als es ja diese Leute sind, die vor 1½ Jahren für die Aufhebung der Prostituzion gestimt haben; und vollends gar, wenn sie hören werden, daß die Ausdrukweise „eine höchst verwerfliche Rolle gespielt haben" von der Polizeibehörde selbst stamt. Sie können weiter nichts tun, als einen sehr höflichen Brief an die Zeitung schreiben und sie bitten, Ihrer Erwiderung Aufnahme zu gewähren. — Ich tat so. Und diesmal fand ein gutes Wort einen guten Ort. Am 9. November erschien in den „Basler Nachrichten" am gleichen Ort, mit dem gleichen Saz, folgende Notiz.

„Zürich. Von Hrn. Dr. Oskar Panizza erhalten wir ein Schreiben, deßen Aufnahme wir im Interesse des Absenders nicht verweigern wollen, so unerquicklich das Thema auch für das Publikum sein mag.

„Verehrliche Redaktion! Ich lese soeben in Ihrem geschätzten Blatt vom Sonntag den 6. November 1898 eine mich betreffende, sichtlich höchst tendenziös abgefaßte und mich schwer bloßstellende Korrespondenz aus Zürich. Ich appelliere an Ihr Gerechtigkeitsgefühl, einem in solcher Weise angegriffenen Schriftsteller eine Berichtigung in der folgenden kurzen Weise nicht zu versagen:

Mein „unsauberes Treiben", von dem Ihr Herr Korrespondent spricht, und meine „Verwicklung in einen Strafprozeß, in dem ich eine höchst unsaubere und verwerfliche Rolle gespielt" haben soll, beschränkt sich darauf, daß ich meinen Verkehr mit der Prostituierten Olga R., den diese abgeleugnet, als Zeuge offen zugestanden habe. Ich bin unverheiratet. Was die „geheim bleibende Motivierung des Ausweisungsbeschlusses" anlangt, von der Ihre Korrespondenz spricht, so wäre ich natürlich gespannt, dieselbe zu erfahren. Schließlich bemerke ich, daß ich zwar allerdings bloß aus zürcherischem Gebiet ausgewiesen bin, die hiesige Polizeidirektion mir aber mündlich mitgeteilt hat, ich sei durch den betreffenden Beschluß im Hinblick auf meinen Verkehr mit der Prostituierten Olga R. aus der ganzen Schweiz ausgewiesen. Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. Oskar Panizza."

Nach diesem entrefilet ließ die Polizei nichts mehr von sich hören. Natürlich übernahm die deutsche Preße, soweit sie glaubte, mit mir unzufrieden zu sein, mit herzlichem Verlangen die erste Notiz aus den „Basler Nachrichten", selbstverständlich, ohne meine Erwiderung aus demselben Blatte zu bringen. Auch die sozialdemokratische Zürcher Preße ließ mir bei dieser Gelegenheit deutlich ihre Aversion merken. Die Partei konte es offenbar nicht verwinden, daß ich mich nie offizjell bei ihr als Genoße eingeschrieben habe. Auch hat die Zürcher Sozialdemokratie, obwol die „freie Liebe" ebenfalls einen Teil ihres Programmes bildet, stets eine eigentümlich asketisch-dogmatische Richtung beseßen, die in lokalen Einflüßen ihre Ursache hat. Und schließlich trat hier das ein, was in der Schweiz in einem solchen Falle immer eintritt; sobald es sich um einen Fremden handelt, in diesem Fall um einen „Chaibe-Schwob", vereinigen sich alle Parteien, wie mit einem Schlag, um über den Betreffenden, beßer: den Getroffenen, in gröberer oder feinerer Weise gemeinsam herzufallen (siehe den Fall Johanna Elberskirchen). Und so schrieb denn das von Bezirksrichter Otto Lang inspirirte sozialdemokratische Zürcher „Volksrecht" unterm 17. Nov. wie folgt:

„Panizza ausgewiesen. Der Schriftsteller Oskar Panizza ist ausgewiesen worden, weil er sich gegen das neue Sittlichkeitsgesetz vergangen haben soll. Nun berichtet der „Tagesanzeiger", es werde Ende November nach der Abreise Panizza's, eine große Protestversammlung im Kasino Hottingen stattfinden. Ein nur aus Schweizern bestehendes unpolitisches Komitee habe sich zu diesem Zweck gebildet.

Wir glauben, das Komitee werde im Kasino wohl allein tagen müssen, denn für Herrn Panizza wird sich kaum jemand ins Zeug legen, der seine absonderliche, krankhafte Auffassung der Welt kennt. Nach ihm bewegt sich die ganze Welt nur um den Geschlechtsgenuß; sie besteht aus Geschlechtskranken, und die größten Geister sind am kränksten.

Alles, was wir von dem Herrn gelesen haben, ist frivol, zynisch und pessimistisch. Man nennt das etwa auch modern; es gab aber zu allen Zeiten, namentlich aber in Zeiten der Gährung solche Erscheinungen." —

Dann pakte ich Ende November meine Penaten zusammen und ging nach Paris. — Hier traf mich, unter mannigfachen anderen Zusendungen und Anfragen von allen Seiten, welche mir von dem Bestehen der sonderbarsten Gerüchte über mich, die ich Eingang dieses Aufsazes erwähnt habe, Kunde gaben, auch ein Ausschnitt aus der „Augsburger Abendzeitung", welch' leztere ebenfalls die Notiz aus den „Basler Nachrichten" übernommen hatte, natürlich ohne meine Entgegnung aus dem gleichen Blatt zu bringen. Ich hielt es nun wirklich für an der Zeit, etwas zu tun, und schrieb diesem Blatt unterm 8. Dezember in einem eingeschriebenen Brief: „Sie brachten in einer mich betreffenden Notiz nach einem Schweizer Blatt eine Nachricht, in der es unter Anderem heißt, ich sei „in einem Strafprozeß gegen die Eheleute K. wegen schweren Sittlichkeitsverbrechens verwickelt gewesen". Da diese Wendung nach deutschem Sprachgebrauch auch die Meinung zuläßt, ich sei wegen schweren Sittlichkeitsverbrechens in einen Strafprozeß gegen die Eheleute K. verwickelt gewesen, so fordere ich Sie auf Grund von § 11 des Reichspreßgesezes auf, Ihre Notiz in Ihrem Blatte dahin zu berichtigen: daß überhaupt in Zürich keine Anklage gegen mich erhoben wurde ...." Ich bemerkte dann noch ausdrüklich, daß ich mich hier auf das rein Dementirbare in der betr. Notiz beschränke, um mein Dementi keinerlei Gefährdung auszusezen; gab dann der Redakzion zu ihrer persönlichen Orjentirung noch einige Aufklärungen, aus denen sie sehen konte, wie der Fall ungefähr lag; daß jene Notiz im Schweizer Blatt absichtlich in zweideutigem Ton abgefaßt sei; und bat zum Schluß um Zusendung von drei Exemplaren der zu erwartenden Berichtigungs-Nummer auf meine Kosten unter Nachnahme. — Auf diesen Brief hin habe ich bis heute weder eine Antwort noch eine Zeitung erhalten. Ich erkläre daher hiermit öffentlich den Schriftleiter der „Augsburger Abendzeitung", Karl Stolz, für einen Hallunken, einen Menschen, der nicht nur den in der Oeffentlichkeit für solche Fälle geforderten Anstand bei Seite gelaßen, sondern auch ein öffentlich anerkantes, deutsches Reichs-Gesez mit Füßen getreten hat, insolange er mir nicht nachweist, daß er meinen Brief, deßen récépissé ich in Händen habe, entweder nicht erhalten, oder nicht gelesen, oder mir den für die Beantwortung des Briefes verantwortlichen Stellvertreter nent.

Damit bin ich zu Ende, und glaube, den Lesern und Abonenten der „Zürcher Diskußionen", vielleicht in übertriebener, aber hier notwendig gewesener Breite, Alles das mitgeteilt zu haben, was zu einer unparteiischen Beurteilung des Falles notwendig gewesen, und was sie von dem Herausgeber dieser Blätter zu hören berechtigt waren.

Und nun fordere ich die Zürcher Polizeidirekzion öffentlich auf, für den Fall in der obigen Darstellung sich Etwas befindet, was nicht genau der Wahrheit entspricht, oder für den Fall etwas Wesentliches vorgekommen ist, was sich in der obigen Darstellung nicht befindet, mich öffentlich zu desawuiren.

Ich fordere aber auch den großen Unbekanten, der mich in Wirklichkeit aus Zürich ausgewiesen hat, auf, sich zu nennen. Die Unterschiede unter den Menschen sind heute nicht mehr so groß, daß der Eine alles Unrecht öffentlich zu leiden, der Andere alles Unrecht im Geheimen auszuüben befugt wäre. Möge er, der große Unbekante, sich daran erinnern, wenn er einmal ausgewiesen wird, daß es bitter ist, über Nacht und Nebel seine Koffer paken zu müßen und unter scheinheiligen, unsitlichen Verdachtsgründen einer Meute von frohlokenden Fremden hilflos sich ausgeliefert zu sehen. — Wir Schriftsteller haben es dabei vielleicht noch verhältnismäßig leicht. Wir sind gestern in Zürich, vorgestern in München, heute in Paris, morgen in London. Unsere Feder ist ein leichtes Gepäk. Und Tinte gibt es überall. Und solte einmal die Konstellazion der Mächte sich unserem Fortkommen im Abendlande allzu ungünstig erweisen, so werden wir in der schwarzen Neger-Republik St.-Domingo immer noch ein Unterkommen finden. Aber er wird, ausgewiesen, nirgends ein Unterkommen finden, er wird keinen Ort finden, wo er sein früheres Gewerbe fortsezen könne. Nicht die kleinste Insel im Stillen Ozean wird zu seiner Verfügung stehen. Möge er sich dann an all' die Tausende von ihm Malträtirten erinnern. —

Paris, rue des Abbesses, 13.
Ende Dezember 1898.

Oskar Panizza.



NB. Mit dieser Nummer, die in Folge Uebersiedlung des Herausgebers nach Paris und Ablebens des uneigennüzigen Freundes und Förderers dieser Blätter, des Buchhändlers J. Schabelitz in Zürich, leider übermäßig verzögert wurde, schließt der erste Jahrgang der „Zürcher Dißkußionen". Titelblatt und Inhalts-Verzeichnis liegen dieser Nummer, die troz doppelten Umfangs 60 Pfg. kostet, bei, und dürfen vom Buchhändler nicht abgetrent werden. Der zweite Jahrgang, der nun in viel rascherer Reihenfolge sich abwikeln wird, begint sogleich. No. 13—15 befinden sich im Druk. Das Abonement beträgt wie früher pränumerando M. 6. — 7 francs 50 ctms. — für die Serie 13—24. Wir nummeriren der leichteren Bestellung halber die Diskußionen durch. Einzelne Nummern wie bisher 60 Pfg. — 75 ctms. — Bestellungen direkt beim Herausgeber, oder beim „Verlag Zürcher Diskußionen" in Zürich, oder durch jede Buchhandlung. Ein Neu-Abonement auf den I. Jahrgang ist mit Erscheinen dieser Nummer untunlich. Wegen der früheren Nummern wolle man sich direkt an den Verlag wenden.

In Vorbereitung befinden sich:

13—15 Karl Ludwig Sand, eine biografisch-psichologische Darstellung, von Louis Andrée (Paris).

16 Heine und Platen, eine Revision ihrer literarischen Prozeßakten, von Max Kaufmann (Hamburg).

17 Hans von Marées, ein individualistisches Künstler-Problem der Gegenwart, von Friedrich Freiherr von Khaynach (Rom).

18—21 Bruchstüke aus Hans Jäger's „Syk Kjaerlihet" [Kranke Liebe], übersezt und eingeleitet von Dr. Gustav Morgenstern (Leipzig).

22 Guignol, das französische Kasperlteater, von Oskar Panizza (Paris).

Zürich I
Oberer Mühlesteg 10.

Verlag der Zürcher Diskußionen.



Druk von J. Schabelitz in Zürich

Inhalts-Verzeichnis.





No. 13—15. [Zweiter Jahrgang.] 1899.

Zürcher Diskußionen.

Karl Ludwig Sand

eine biografisch-psichologische Darstellung

von Louis Andrée (Paris).

„Wißt Ihr Deutsche denn überhaupt, was Revoluzion ist?
Ihr habt keine Ahnung! Aber ich weiß es!
Napoléon zu den Jenenser Profeßoren 1813.

Es ist gewiß eine der merkwürdigsten geistigen Bewegungen, die wir zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland antreffen, jene Bewegung, die man in ihrer ersten Fase den „Tugendbund", in ihrer weiteren Entwiklung die „Burschenschaft", noch später den „Zeitgeist" und die „demagogischen Umtriebe" genant hat, aus der die Idee zur Wiedergeburt und Einigung Deutschlands hervorgegangen, von der die Gemüter allmälich angestekt wurden, und die schließlich in Bismarck einen Vertreter gefunden hat, der unter wörtlicher Wiederholung der burschenschaftlichen Fraseologie vom „Blut und Eisen" das ein halbes Jahrhundert vor ihm ausgesprochene Prinzip als Staatsmann verwirklicht hat. Eine wißenschaftliche, psichologisch-erschöpfende Darstellung dieser Bewegung gibt es zur Zeit noch nicht, und ist bei der großen Wahrheitsliebe der Deutschen einerseits, bei dem zweifellos anarchistisch-propagandistischen Charakter, den die burschenschaftliche Bewegung wenigstens im Umkreise Follen's gehabt hat, andrerseits, wol auch für's Erste nicht zu erwarten[1]. — Wir geben hier nur so viel, als für die unumgängliche Beleuchtung unseres Helden nötig ist. —

---

[1] Das auch sonst politisch wertlose, mit der üblichen Unterscheidung von Gut und Böse geschriebene Buch E. V. Zenker's „Der Anarchismus, kritische Geschichte der anarchistischen Theorie." Jena 1895, kent den großen und gewaltigen Kameraden Sand's, den ersten Propagandisten auf deutscher Erde, den Privatdozenten Karl Follen (1796—1840) überhaupt nicht, und Sand nur dem Namen nach. — Wir geben dagegen im Folgenden ein Verzeichnis der hauptsächlich für Sand in Betracht kommenden Literatur und zitiren nach dem ersten Nennwort: Fichte, J. G., Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808. — Jahn, F. L. („Turnvater"), Deutsches Volkstum. Lübeck 1810. 2. Aufl. 1817. — Fries, J. F. (Filosof), Julius und Evagoras, oder die neue Republik. Heidelberg 1814. — Arndt, E. M., Entwurf einer deutschen Gesellschaft. Frankfurt 1814. — [Fries, J. F.,] Bekehret Euch! (Heidelberg) 1814. — Lieder auf dem Turnplatze zu singen. Friedland 1815. — Arndt, E. M., Deutscher Studentenstaat. Köln 1815. — Schmalz, Th., Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Berlin 1815. — Schmalz, Th., Ueber politische Vereine. Berlin 1815. — Niebuhr, B. G., Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation. Berlin 1815. — Rühs, Fr., Das Märchen von den Verschwörungen. Berlin 1815. — Neues, allgemein deutsches Commers- und Liederbuch (hrsg. v. Gust. Schwab). Germania 1815; 2. Aufl. Germania 1816; 3. Aufl. Germania (Tübingen) 1820 u. s. f. — Krug, T., Das Wesen und Wirken des Tugendbundes. Leipzig 1816. — Fries, J. F., Vom deutschen Bunde und deutscher Staatsverfaßung, mit Vorrede „an Deutschlands Jünglinge". Heidelberg 1816. — Krug, T., Darstellung des unter dem Namen des Tugendbundes bekannten sittlich-wißenschaftlichen Vereins. Berlin 1816. — Schmalz, Th., Ueber des Herrn B. G. Niebuhr's Schrift wider die meinige, politische Vereine betreffend. Berlin 1816. — Schmalz, Th., Letztes Wort über politische Vereine. Berlin, 1816. — Schleiermacher, Fr., An den Herrn Geheimrath Schmalz.

Nach der Niederwerfung Deutschlands durch Napoleon war man überall in den leitenden Kreisen in banger Sorge, auf welche Weise eine Wiederaufrichtung der Kräfte des Landes möglich sei; nicht der materjellen Kräfte, nicht der militärischen Hülfsmittel — Rekrutirungen waren verboten — sondern der geistigen. Man fühlte, nur Begeisterung könne Deutschland zu einem neuen, verzweifelten

---

Auch eine Rezension. Berlin 1816. — Deutsche Burschenlieder. Jena 1817. — Scheffer, C. A., Darstellung des polit. Zustandes von Deutschland zur Vermeidung einer angedrohten Revolution und zur Berücksichtigung der Ideen vom Tugendbunde. Deutschland 1817. — [Stark, K B. W.,] Ueber den Geist des deutschen Studentenlebens, insbes. zu Jena. Jena 1816. — Maßmann, H. F., Kurze und wahrhaftige Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach am 18. und 19. des Siegesmondes 1817. Gedruckt in diesem Jahre (1817). — Jacobi, J. A., Eichenlaub auf Luthers Grab gestreut im Jahr 1817. Erfurt 1817. — Rödiger, L., Ein deutsches Wort an Deutschland's Burschen gesprochen vor dem Feuer auf dem Wartenberg bei Eisenach am 18. des Siegesmondes im Jahre 1817, dem dritten Jubeljahr der Geistesfreiheit. Jena 1817. — Sand, K., Zum achtzehnten Herbstmonats im Jahr nach Christo Achtzehenhundertundsiebenzehn auf der Wartburg. Jena 1817. — Kamptz, K. v., Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften. Berlin 1817. — Frommann, F. J., Das Burschenfest auf der Wartburg am 18. u. 19. Okt. 1817. Jena 1818. — Kieser, Dr. D., Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817 in seiner Entstehung, Ausführung und Folgen. Jena 1818. — Nebe, J. A., Die Feier des evangelischen Jubelfestes i. J. 1817 in Eisenach und auf der Wartburg. Eisenach 1818. — Ascher, S., Die Wartburgfeier. Mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse u. politische Stimmung. Leipzig 1818. — [Hoffmeister, K.,] Beschreibung des Festes auf der Wartburg. Ein Sendschreiben an die Gutgesinnten. Gedruckt in Deutschland (Eßen) 1818. — Fr. Fr. v. Bw., Patriotische Betrachtungen über das große Burschenfest auf der Wartburg am 18. u. 19. des Siegesmonats 1817. Hamburg 1818. — Fries, J. F., Rechtfertigung des Profeßors Fries gegen die Anklagen, welche wegen seiner Theilnahme am Wartburgfeste wider ihn erhoben worden sind. Aktenmäßig dargestellt von ihm selbst. Jena 1818. — Stourdza, M. de, conseiller d'état de S. M. J. de toutes les Russies, Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne. Paris 1818. — Stier, E., Ehrenrettung des Kgl. preußischen wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rathes Herrn von Kamptz. Wider eine ihm zugeschriebene eigene Fluch-Schrift. o. O. 1818. — Heidelberger Commersbuch, Liederkranz der Heidelberger Burschen. Frankfurt 1818. — Beiträge zur Geschichte der deutschen Sammtschulen seit dem Freiheitskriege 1813. Teutschland 1818. — Carové, F., Entwurf einer Burschenschaftsordnung. Eisenach 1818. — Carové, F., Rede gehalten am 19. Okt. 1817 zu den auf der Wartburg versammelten deutschen Burschen. Eisennach 1818. — [Krug, T.,] Der deutsche Anti-Stourdza, oder die deutschen Burschenschaften u. das deutsche Volk. Arnstadt 1819. — Weitzel, J., Hat Deutschland eine Revolution zu befürchten? 2. Aufl. Wiesbaden 1819. — [Haupt, L.,] Teutsche Burschengesänge. Leipzig 1819. — [Hoffmann von Fallersleben,] Bonner Burschenlieder. Bonn 1819. ‖ Am 23ten März 1819 Sand's Tat. ‖ Die wichtigsten Lebensmomente Karl Ludwig Sand's aus Wunsiedel (mit Porträt). Nürnberg 1819; 2. verb. Aufl. ebenda 1819. — Beckedorff, Dr. L., An die deutsche Jugend über der Leiche des ermordeten Kotzebue. Hannover 1819. — Görres, J., Teutschland und die Revolution. Teutschland 1819. — Des Sociétés secrètes en Allemagne. Paris 1819. — Wahrmund, G., Betrachtungen über die römisch-katholische Kirche mit ihren Jesuiten in besonderer Beziehung auf Kotzebue's Ermordung durch Sand. Eisfeld 1819. — Kotzebue's Leben, Wirken u. tragisches Ende, biogr. Skizze. Frankf. 1819. — [Rabe], Der vertheidigte Kotzebue, oder letzter gelungener Versuch, die Werke des besagten Mannes gleichsam zu entschuldigen. Leipzig 1819 — Kotzebue's vollständige Biografie, oder Leben, Thaten, Schicksale u. trauriges Ende des großen deutschen Dichters. Leipzig 1819. — Hundt-Radowsky, H. v., A. v. Kotzebue's Ermordung in Hinsicht ihrer Ursachen und ihrer wechselseitigen literarischen Folgen für Deutschland berechnet. Berlin 1819. — Fouqué, F. de la Motte, Der Mord Aug. v. Kotzebue's; Freundes Ruf an Deutschlands Jugend. Berlin 1819. — Carové, F., Ueber die Ermordung Kotzebue's. Heidelberg 1819. — Memoir of Ch. L. Sand; including a narrative of the circumstances attending the death of A. v. Kotzebue, also a defence of the German universities. With introduction and notes. With portrait London 1819. — Follen, A. L., Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819. — Krug, T., Ueber deutsches Universitätswesen mit Rücksicht auf Kotzebue's literar. Wochenblatt und gewaltsamen Tod. Leipzig 1819. — Schulz, O., und Giesebrecht, K., an August Zenne, Ueber die neuen Aßaßinen. Berlin 1819. — Anton, K., Entwickelung der Irrthümer, welche Kotzebue's Ermordung veranlaßten. Zur Warnung für Jünglinge. Görlitz 1819. — Seckendorff auf Zingst, A. Frhr. v., Die Stimme des Freundes an die studierenden Jünglinge Deutschlands. Leipzig 1819. — Görres, G., Kotzebue und was ihn gemordet, in: Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wißenschaft und Kunst, hrsg. v. Ludwig Börne. Frankfurt 1819. Heft VI. — Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 101 und 102. „Züge aus Karl Sand's Leben." Stuttgart 1819. — Nachtrag zu den wichtigsten Lebensmomenten K. L. Sand's mit der vollständ. Erzählung seiner Hinrichtung am 20. Mai 1820 (mit Kupfer). Nürnberg 1820. — [Buchner, Karl,] Ausführliche Darstellung von Sand's letzten Lebenstagen und Augenblicken. Stuttgart 1820; und: Nachtrag (mit Porträt) ebenda 1820. — [Hohnhorst, v.,] Vollständige Uebersicht der gegen Sand geführten Untersuchung, mit Porträt und einer Abbildung der Dolche. Stuttgart 1820. — Sartorius, G., Ueber die Gefahren, welche Deutland bedrohen. Göttingen 1820. — Aktensammlung über die Entlaßung des Prof. D. de Wette vom theol. Lehramt zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils von ihm selbst herausgegeben. Leipzig 1820. — Gegen die Aktensammlung, welche Prof. de Wette über seine Entlaßung vom theol. Lehramt zu Berlin zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils herausgegeben hat. Berlin 1820. — Mémoires de Ch. Louis Sand. Avec portrait. Bruxelles 1820. — Haupt, J. L., Landsmannschaften und Burschenschaft. Altenburg 1820. — [Weßelhöft, Rob.,] Acten-Auszüge aus dem Untersuchungsprozeß über C. L. Sand (mit Kupfer). Altenburg 1821. — [Weßelhöft, Rob.,] Noch acht Beiträge zur Geschichte A. v. Kotzebue's und C. L. Sand's. Mühlhausen 1821. — [Weßelhöft, Rob.,] C. L. Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe, von einigen seiner Freunde. Altenburg 1821. — Courtin, C., Sand's letzte Lebenstage und Hinrichtung. Frankenthal 1821. — Breslauer Burschenlieder. Breslau 1821. — [Fabritius] Ueber den herrschenden Unfug auf den deutschen Universitäten, oder Geschichte der academischen Verschwörung gegen das Königthum, Christenthum und Eigenthum. Mainz 1822. — Wigand, E. Fr. Chr., De Wette's Brief hervorgezogen und an's Licht gehalten nebst einem andern Briefe an Sand's Mutter. Leipzig 1822. — Herbst, F., Ideale und Irrthümer des academischen Lebens in unserer Zeit, oder der offene Bund für das Höchste im Menschenleben. Stuttgart 1823. — Weitzel, J., Der heilige Bund. Wiesbaden 1823. — Welcker, C., Oeffentliche, actenmäßige Vertheidigung gegen die öffentliche Verdächtigung der Theilnahme oder Mitwißenschaft an demagogischen Umtrieben. Stuttgart 1823. — Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft. Berlin 1824. — Russel, John (engl. Staatsminister), Reise durch Deutschland und einige südl. Provinzen Oesterreichs in den Jahren 1820—22. Aus d. Englischen. 3 Bde. Leipzig 1825. — Pahl, J., Ueber den Obscurantismus, der das teutsche Vaterland bedroht. Tübingen 1826. — Wit, J., genannt von Dörring, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Bd. I u. II. Braunschweig u. Leipzig 1827—30. — Weßelhöft, Rob., Teutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden, Materialien zu dem ersten Teil der Fragmente aus dem Leben des Abenteurers Johannes Wit, genannt von Dörring. Magdeburg 1828. — Mannsdorf, J. D. F., Aktenmäßiger Bericht über den geheimen deutschen Bund und das Turnwesen. Leipzig 1831. — Follenberg, C., Aktenmäßige Darstellung der Versuche Deutschland in Revolutions-Zustand zu bringen. Leipzig 1831. — Hug, K., Die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten. Leipzig 1831. — Hug, K., Die Centraluntersuchungscommißion zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit

Widerstand gegen den ruhmgekrönten, französischen Feldherrn vermögen. Man brauchte eine Idee: Vaterland, Freiheit, Teutschtum u. dergl. Man wante sich an das Volk. Aber dieses Volk, stumpfsinnig und versklavt, hatte ja nicht das mindeste Intereße, sich neuerdings totschlagen zu laßen. Napoleon brachte ja die Freiheit. Napoleon war ja eben das Schlußstük jener revoluzjonären Bewegung, die die französischen Fürsten, jene Blutsauger der Menschheit, die dem Volk sogar das Salz abpreßten, um im Sommer von Paris nach Versailles Schlitten fahren zu können, erschlagen und verjagt hatte. In Deutschland waren ja genau die gleichen Fürsten. Logischerweise hätten die Deutschen ihre Fürsten ebenfalls erschlagen und Napoleon zujubeln müßen, der ihnen menschenwürdigere Zustände brachte. Viele dachten so. Am ganzen Rhein dachte man so. Goethe war entzükt von diesem Genius der Menschheit. Noch in Heine's Buch „Le Grand" zitterte die gewaltige Bewegung der Gemüter nach beim Anblik Napoleon's. Die Juden wären ja unter den deutschen Fürsten niemals frei geworden. Erst Napoleon machte sie zu Menschen. Warum solten sie ihm denn nicht dankbar sein? —

Diese deutschen Fürsten waren damals sehr zahm. Sie bliften das Volk mit den freundlichsten Bliken an. Sie wußten ja wol, eine Revoluzjon würden die Deutschen nie machen, und ihrer Köpfe wären sie sicher. Und die Deutschen, in dem warmen Brüderschafts-Verhältnis, in dem sie stets zu ihren Fürsten standen, dachten ja ebenfalls nicht entfernt an's Totschlagen. So machte man den überall Konzeßjonen, die Erbuntertänigkeit wurde aufgehoben, Fichte's „Zurükforderung der Denkfreiheit" (1793) wurde bewilligt, die lezten Reste der Leibeigenschaft, die Adels-Monopole auf Landgüter wurden abgeschaft, die Fidei-Komiße wurden beschränkt, und man ahnte, welchen Wert ein zahlreicher, kräftiger Bauernstand für ein Land habe; der populäre Stein wurde berufen. Aber man brauchte noch eine Idee. Man wolte dem Volke nicht sagen: Laßt Euch für uns Fürsten totschlagen. Man dachte es; aber man wolte es nicht sagen. Es klang zu schlecht. Und so brauchte man eine Idee: Gott, Vaterland, Teutschland, Sitlichkeit u. dergl., für die man sich totschlagen laßen könne. — In diesem kritischen Zeitpunkte, 1808, — Fichte hatte seine aufmunternden „Reden an die deutsche Nazion" schon gehalten — kam merkwürdigerweise ein — Slave, ein Herr Mosqua in Königsberg, Oberfiskal, auf den Gedanken, „eine patrjotische Vereinigung zur Tugendübung" zu gründen [Voigt S. 5], die sich später auch „wißenschaftlich-sitlicher Verein" nante. Als Zielpunkte waren angeführt: „Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, körperliche Festigkeit, Geradsinn, Religiosität, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung und Menschenscheu, Liebe zur Wißenschaft, Humanität und Brüderlichkeit." In dieser Nomenklatur vom Jahr 1808 haben wir

---

des Bundestags-Beschlußes v. 20. Sept. 1819. Leipzig 1831. — Rocholz, Dr., Die Ergebniße der Untersuchung in Bezug auf den Bund der Unbedingten, oder der Schwarzen. Leipzig 1831 (die fünf lezten Publikazionen gehören zu dem größeren Werke: Gesch. d. geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. 8 Hefte. Leipzig 1831—33). — Schwärmereien und unglückliches Ende eines Musensohnes. Ronneberg 1831. — Jarcke, C., Sand und ein an Kotzebue verübter Mord, psychologisch-criminalistische Erörterung. Berlin 1831. — Rechtlieb Zeitgeist, Entlarvung der sog. demagogischen Umtriebe, ein Beitrag zur Geschichte der europäischen Reaction seit d. Jahre 1815. Altenburg 1832. — Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Auf den Zeitabschnitt mit Ende Juli 1838. Frankfurt 1839. — Buchner, K., Ueber Karl Follen, in: Theodor Mundt's „Freihafen". Berlin 1840. — Voigt, J., Geschichte des sog. Tugendbundes. Berlin 1850. — Keil, Rich. und Rob., Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart [1548—1858]. Leipzig 1858. — Pabst, K. R., Theodor Müller's Jugendleben in Meklenburg u. Jena. Aarau 1861. — Follen, Elisa, Works of Charles Follen. New-York ca. 1860. — Matilde Gräfin von Reichenbach, Arndt und Follen. Zeitgemälde aus den deutschen Befreiungskriegen. Leipzig 1862. — Keil, Rob. und Rich., Die Gründung der Burschenschaft (zum 50-jähr. Jubiläum). Leipzig 1865 (2. Aufl. 1873). — Klemen, Dr. H., Ein Stück Geschichte der ersten deutschen Burschenschaft. Aus meinem Leben. Lemgo 1867. — Elvers, Rud., Viktor Aimé Huber. Bremen 2 Bde. 1872—74. — Ruge, Arnold, Aus früherer Zeit. 4 Thle. Berlin 1863—67. — Keil, Rob. u. Rich., Die burschenschaftlichen Wartburgfeste v. 1817 und 1867. Leipzig 1868. — Hase, Karl, Ideale und Irrtümer. Leipzig 1872. — Nietzsche, Friedr., Vorlesungen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, gehalten in Basel 1872. Werke Bd. IX. Leipzig 1896. — Münch, Friedr., Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. 1873. — Braun, Karl, Mordgeschichten. Bd. I. Hannover 1875. — Frommann, Fr. J., Das Frommann'sche Haus und seine Freunde 1792—1837. Jena 1876. — Menzel, W., Denkwürdigkeiten, hrsg. v. Karl Menzel, Bielefeld 1877. — Schmid, W. K., Das Wesen der Burschenschaft. 2. Aufl. München 1880, 4. Aufl. Jena 1890. — Leo, H., Aus meiner Jugendzeit. Gotha 1880. — Bärnstein, A. P. von, Beiträge zur Geschichte u. Litteratur des deutschen Studententhums. Würzburg 1882. — Régis, Dr. E., Les Régicides dans l'histoire. Lyon 1890. — Lombroso, C. und Laschi, R., Der politische Verbrecher, deutsch v. Kurella. Hamburg 1892. — Loßen, Max, Die christliche Lehre vom Tyrannenmord. Festrede. München 1894. — Burschenschaftliche Blätter, hrsg. v. G. H. Schneider. Berlin 1886 ff. — Schneider, G. H., Der deutsche Bund Friedr. Ludwig Jahn's und deßen Beziehungen zur deutschen Burschenschaft. Veröffentlichungen des Archivs für die deutsche Burschenschaft, Heft II. Berlin 1895. — Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. Bd. V. Dresden 1897. — Schneider, G. H., Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena 1897. — Langguth, W., Zur Geschichte der deutschen Burschenschaft. Beil. z. Allg. Ztg. München 1898. Nr. 171-172.

schon den ganzen Bestand an Schlagwörtern der späteren Burschenschaft beisammen. Sand und Follen wiederholen ihn wörtlich. „Blut und Eisen" komt 1810 aus den Gedichten Schenkendorf's hinzu:

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut..."

Die Gründung, eine spezifisch norddeutsch-protestantische Bewegung, ist der sog. „Tugendbund"; er fand die staatliche und königliche Genehmigung und breitete sich über ganz Nord- und Mitteldeutschland aus.

Hier sezen wir mit dem Vorleben Sand's, der ein direkter geistiger Abkömling der norddeutschen Tugendbündelei war, ein. Er war in Wunsiedel, dem Geburtsort des fantasiereichen Jean Paul, im heutigen bairischen Oberfranken, als Sohn eines pensionirten preußischen Justizrats (nicht eines protestantischen Pfarrers, wie liebevoll der katolische geistl. Rat und Geschichtsschreiber A. Buchner in seiner „Gesch. von Bayern" Bd. X. S. 524. München 1855 annimt), 1795 geboren. Keine Spur von Belastung. Eltern und Geschwister waren alle normal, gesund. Ebenso Sand. Er hatte nach Absolvirung der humanistischen Studien in Hof und Regensburg, wo er die schmeichelhaftesten Zeugniße erhielt — „ich hatte keinen hoffnungsvolleren Schüler als ihn", schreibt Rektor Saalfrank; „er ist von der Vorsehung mit herrlichen Geistesanlagen beschenkt" heißt es aus Regensburg [Acten-Auszüge 94 f.] — die Universität Tübingen bezogen, als, 1815, der zweite Feldzug gegen Napoleon ausbrach. Sand ließ sich sofort als freiwilliger bairischer Jäger einschreiben und zog, wie ein von hoher Begeisterung durchlohter, mit Körner'schen Freiheitszitaten durchspikter Brief an seine Eltern ausweist [ebenda 97—100] wolgemut in's Feld. Er kam bis Fontainebleau. Nach der Schlacht bei Waterloo zog man wieder heim. Gefochten hat er nicht. Schon im Dezember des gleichen Jahres ließ er sich als Teologe in Erlangen imatrikuliren. Dort traf ihn bald darauf ein ähnlich tragisches Ereignis, wie seiner Zeit Luther, und scheint einen ähnlich tiefen Eindruk in seinem überhaupt erregbaren Gemüt zurükgelaßen zu haben: einer seiner vertrautesten Freunde ertrank vor seinen Augen, und er selbst war in Lebensgefahr [Tagebücher S. 98—112]. Vielleicht, daß dies Ereignis seiner Lebensfreude einen Stoß gegeben, und, wie bei Luther, ein gewißes weltflüchtiges Gefühl in ihm gewekt hat. Im Sommer 1817 predigte er in der Hauptkirche zu Erlangen und ging dann nach Semesterschluß nach Jena, wo er sich in die neugegründete „Burschenschaft" aufnehmen ließ. —

Schon im Jahre 1809 hatte sich zu Jena ein Studenten-Verein gebildet, der, im bewußten Gegensaz zu dem Sauf- und Pauk-Zwang der „Landsmannschaften", durch „Einrichtung von Kränzchen auf die sittliche und wißenschaftliche Bildung der Vereinsmitglieder einwirken wolte" [Schneider S. 20]. Wir hören hier die Sprache des „Tugendbundes". Dieser Tugendbund war schon nach kaum einjährigem Bestehen in den Verdacht „staatsverräterischer Handlungen" gekommen [Voigt 97], und der König von Preußen hatte ihn aus Furcht, es könne in ihm neben dem Gefühl der Tugend auch das der Freiheit entstehen, noch im Jahre 1809 aufgehoben. Aber die Ideen für Einheit, Teutschtum, Unabhängigkeit, Selbstzucht, Nakensteife hatten schon Wurzel geschlagen. Jahn hatte schon in seinem „Deutschen Volkstum" (1810) und in „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaften" (die bis auf 1797 zurükgehen), eine Neu-Auffaßung der bürgerlichen Gesellschaft bekundet, und Arndt, der „Hauptsprecher und Anreger politischer Gedanken", hatte in seinem „Entwurf einer deutschen Gesellschaft" (1814) seinen vaterländischen Ideen Ausdruk verliehen. Ihnen schloßen sich an u. A. der Kriminalrichter W. Snell in Dillenburg, Prof. C. Welcker, der Dozent G. Welcker, beide in Gießen (die sog. „staatsgefährliche, deutsche oder: Wetterauische Gesellschaft") [s. Welcker S. 242—272]. Da der König nicht im Stande war, diese Ideen zu seinen Gunsten zu nüzen, so wanten sie sich gegen ihn. Und aus dem Stein, den die Bauleute in Preußen verworfen, erwuchs in Mitteldeutschland der Bau der Burschenschaft und Alldeutschlands. — Im Jahre 1810 hatte sich in Berlin eine Verbindung „Vandalia" aufgetan, die zwar noch landsmannschaftlichen Charakter hatte, aber durch ihre stark patrjotische Gesinnung und ihre begeisterte Aufnahme der von Arndt, Jahn und Fichte ausgesprochenen Ideen bereits burschenschaftliche Färbung trug (Gervinus, Gesch.

des 19. Jhrh. Bd. II). Während dem Weiterbestehen dieser Verbindung in Berlin der Boden entzogen ist, sehen wir im Jahre 1811 Leute dieser „Vandalia" mit Mecklenburgern eine neue „Vandalia" in Jena gründen. Bald darauf, 1815, entsteht wiederum in Jena die „Jenaer Wehrschaft", eine Vereinigung von Profeßoren und Studenten, die sich neben den wißenschaftlichen Studien kriegerischen Uebungen hingibt, um jeden Augenblik zur Verteidigung des Vaterlandes bereit zu sein. Eine ähnliche Verbindung entstand kurz vorher in Halle a./S. Alle diese Verbindungen standen unter dem Einfluß der Ideen Jahn's, der zum Zwek kriegerischer Tüchtigkeit die Turnübungen eingeführt, und eine „Burschenschaftsordnung" herausgegeben hatte. Auch Arndt riet in seinem 1815 erschienenen „Deutschen Studentenstaat" zu einer wehrhaften Gliederung der akademischen Bürger. Durch den Umstand, daß viele Studenten bereits die Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht hatten, und als Lützow'sche Jäger in die Hörsäle zurükgekehrt waren, wurden die „Landsmannschaften", die an ihrem alten „Pauk-Comment" festhielten, leichter für die neuen tugendbündlerischen Ideen gewonnen, und so entstand aus alten „Landsmannschaften", aus Wehrvereinen und gänzlich unorganisirten Studenten, „Finken", im Juni 1815 in Jena die „Burschenschaft", eine gänzlich neue Sache mit ganz neuen Ideen, ein äußerlich durch die Revoluzjonsstürme und die Napoleonschen Kriege, innerlich durch ein höheres Freiheitsverlangen und grandjosere Weltauffaßung entstandenes Bedürfnis der jüngeren, gebildeten Deutschen, sich auf sich selbst zu besinnen und sich zusammen zu schließen; entwiklungsgeschichtlich ein Kompromiß der feineren und hoch-idealistischen Impulse des Tugendbundes mit den überkommenen und barbarischen Gebräuchen der Landsmannschaften.[1]

In diesen Kreis trat Sand. Es ist eigentümlich, daß er bereits in Tübingen im April 1815, also zwei Monate vor Gründung der Burschenschaft in Jena, nach Ausweis der Akademischen Senats-Akten in einer Verbindung „Teutonia" rezipirt erscheint, deren Statuten zweifellos reinburschenschaftliches Gepräge tragen, und die eine noch weit heißblütigere Sprache reden, als der Jenenser Entwurf: „Zwek unseres teutonischen Vereins — heißt es da — ist echter deutscher Burschengeist, hohe Achtung und warme Liebe für unser Vaterland, glühender Haß gegen deßen äußere und innere Unterdrüker, feurige Vorliebe für unsere akademische Freiheit, unantastbare Ehre, die sich vor keiner irdischen Hoheit und Macht beugt..." u. s. w. [Acten-Auszüge 96]. Man sieht, der Tugendbund hatte auf seinem Weg nach dem Süden mehr Farbe und Wärme bekommen. Er sprach jezt ganz anders als in Königsberg aus dem Munde des Herrn Mosqua. In Erlangen gründete Sand dann 1816 selbst mit 40 Komilitonen eine Burschenschaft, in der deutlich Anklänge an Schiller und Wilhelm Tell's „Rütli"-Schwur zu finden sind, die wiederum „Teutonia" hieß, deren Vorstand er selbst zweimal gewesen, und deren Konstituzjon er unter dem Titel „Erlanger Burschenbrauch" selbst ausarbeitete [Acten-Auszüge 102. Tagebücher 41, 59—69, 87]. Berüksichtigt man dies, und berüksichtigt man die ganze Schreibweise Sand's, dann erscheint es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er auch der Verfaßer der eben mitgeteilten, warmblütigen Tübinger Konstituzjon ist. Sand war damals 20 Jahre alt. —

Es ist ein eigentümlicher psichischer Zustand, in dem sich damals viele junge Leute in Deutschland befanden. Es ist durchaus falsch, wenn man einzelne Aeußerungen Sand's herausgreift, wie es Karl Braun tut, um deßen Exaltirtheit zu erweisen, und ihn so, da man ihm nicht anders beikommen kann, von sich abzuschütteln[2]. Auch die burschenschaftlichen Historien-Schreiber sind von

---

[1] In der Verfaßungs-Urkunde heißt es: „Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens: die erstere: Ausbildung und Auslebung der gesamten Persönlichkeit im Geiste der Universität. Selbstgefühl ist die Wurzel der Ehre. Brüderlicher Sinn und das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören, fordern auf zu Verein und Verbindung. Frühere akademische Verbindungen, Brüderschaften, Kränzchen, Orden, Landsmannschaften waren kleinlich und sündhaft, und haben darum ihren Untergang gefunden. Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, sind dem Wesen der Hochschulen angemeßen. Eine solche Verbindung der Burschen nennen wir eine Burschenschaft." [Schneider 27.]

[2] Sand erließ z. B. ein Flugblatt, welches sich auf Machinazjonen der zurükgedrängten Landsmannschaften gegen die neugegründete Burschenschaft bezog, und in dem es heißt: „Ich erfahre, zwar nur leise, aber von Umtrieben gegen unsere vaterländische Sache; ich höre von Verrath gegen unsere freisinnige deutsche Burschenschaft! Es ist nicht leicht möglich, diesem geheimen Unwesen auf die Spur zu

diesem Vorwurf nicht freizusprechen. Sand war gesund wie das Mark des Hollunderbaums. So wie er dachten Tausende damals in Deutschland. Und diese Tausende, die zu Wort kamen, waren der Ausdruk des ganzen Volkes. Ein ungeheuer breiter, weicher Gefühlsstrom durchflutete die Herzen dieser Menschen. So etwas wie: „Seid umschlungen Millionen!" Man hatte an der französischen Nazjon gesehen, was einerseits Temperament und wildes Verlangen, auf der andern Seite Zusammenschluß aller Kräfte zu vollbringen im Stande seien. Selbst die Engländer, die ja politisch in den ruhigsten Verhältnißen lebten, wurden mächtig ergriffen und meinten, sie müßten noch etwas Weiteres tun in der Richtung einer gesicherten Freiheit. Gar nun die Deutschen, die bei Betrachtung ihrer politischen Verhältniße von Ekel und Scham ergriffen wurden. Nachdem man gesehen, daß mit den deutschen Fürsten — mit der einen glänzenden Ausnahme des Großherzogs Karl August von Weimar — absolut nichts zu wollen, daß sie ewig Männer des 18. Jahrhunderts bleiben würden, ließ man sie liegen und schloß sich auf eigne Rechnung zusammen. Viel hoheitsvolle Kraft und inbrünstiges Verlangen gab es da; aber auch viel Verschwommenheit und Sentimentalität. Gemütswallung bleibt eben die erste und sicherste Quelle des Fortschritts. Ohne Begeisterung kann kein Volk existiren. Verstand und kühle Ueberlegung können nur ernüchtern und erkälten. Zudem lebte man damals in der Romantik. Alle die prächtigen Burschenlieder, die heute noch mit Entzüken gesungen werden, so das schöne:

„Vaterlandssöhne, traute Genoßen,
o, wie mein sehnendes Herz sich erschloßen,
seit wir geflochten den treuen Verein!
O, sei gegrüßet mein Eichenhain . . ."

[Follen, A. L., Freie Stimmen S. 92.]

das liebliche:

„Gott grüß' Dich, Du, mein Maienfeld" [ebenda Nr. 41.]

oder Karl Follen's gewaltiges:

„Horcht auf, Ihr Fürsten! Du Volk, horch auf!"

welches in 6000 Exemplaren heimlich gedrukt und versant wurde, entstanden um jene Zeit.[1] Das „Deutschtum" schlug damals über alle Köpfe hinweg. Aus der Vergangenheit suchte man das Beste heraus, womit man sich schmüken und was man pflegen dürfe. Man hatte Napoleon besiegt und fühlte sich jezt zum Höchsten berufen. Und die Ingredienzen der damaligen deutschen Seele lauteten: „Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, Sitlichkeit." Man sieht, hier fehlen die deutschen Fürsten. Man konte damals rein nichts mit ihnen anfangen. Ueberall standen sie im Weg. Sie waren das fünfte Rad am Wagen. — Wie es nun aber

kommen. Ich stürze deshalb allen denjenigen, die falschen Sinnes hier Anschläge machen, unsere Burschenschaft zu stürzen, die Pläne ausbrüten, hier Orden oder Landsmannschaften zu errichten, hiemit feierlich Jedem einen dummen Jungen!" [Acten-Auszüge 175]. — Braun meint, das sei doch sicher das Zeichen von Verrüktheit [S. 296]. Durchaus nicht! Jedermann sprach damals so in diesen Kreisen. Auch Bismarck hat seiner Zeit in Göttingen seine Komilitonen nicht viel anders vom Bürgersteig hinuntergerempelt. —

[1] Nachfolgend die erste Strofe:

Das große Lied.
Horcht auf, ihr Fürsten! Du Volk, horch auf!
Freiheit und Rach' im vollen Lauf,
Gottes Wetter ziehn blutig herauf!
Reiß aus dem Schlummer Dich, träges Gewürme,
Am Himmel, schau auf, in Gewitterpracht
Hell aufgegangen Dein Todesgestirne!
Es erwacht, es erwacht
Tief aus der sonnenschwangeren Nacht,
In blutflammender Morgenwonne,
Der Sonnen Sonne,
Die Volkesmacht!
Spruch des Herrn, Du bist gesprochen,
Volksblut, Freiheitsblut, Du wirst gerochen,
Götzendämmrung, Du bist angebrochen . . . . .

Dieses höchst merkwürdige Lied, welches leider zu lang ist, um hier abgedrukt zu werden, und das, wie der ganze Karl Follen, von allen königlichen Literatur-Profeßoren in allen königlichen Literatur-Geschichten übergangen ist, finde ich einzig abgedrukt in: Johannes Wit, genannt von Dörring, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Leipzig 1830. Bd. I., wo es S. 430—48 einnimmt. Nur Goedeke kent in seinem „Grundriß" wenigstens die erste Zeile (III. 264). —

bei einer so jung-gährenden Bewegung geht, es fehlt nicht an dem, was die Fisiologie falsche Gährungen nent, und an Extremen. Waren z. B. die Landsmannschaften früher durch ihr rohes Benehmen gegen die Weiblichkeit berüchtigt, so verfielen nun die Burschenschafter in's andere Extrem, in die Scheu vor dem Weib, oder gar in die Askesis. Die Braut, das junge Mädchen, ist jezt ein Wesen, welches zwar erröten und Burschenfahnen stiken darf, aber um keinen Schritt weiter. Sie wird gemieden. Das „Liebchen", das „Elsulein, lieb Elsulein" hatte in der modernen deutschen Sitlichkeit keinen Plaz. Ja, der Gießener Kreis unter Karl Follen perhorreszirte sogar jeden weiblichen Umgang.

„Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermann's Geschlecht ...." (Karl Follen.)

Die Lösung der Aufgabe, die den jungen Leuten in Deutschland nach seiner Ansicht zugefallen war, war so gewaltig, daß eine Ablenkung durch sinliche Befriedigung vermieden werden mußte: „Uns, als dem Tote geweihten Opfern, muß Frauenliebe fremd bleiben" [Braun 272]. — In diesem Kreis steht nun Karl Sand[1]. —

Eine großartige Bekräftigung und Konzentrirung all' dieser Bestrebungen und neuen Ansäze solte das bekante Wartburgfest am 17.—19. Okt. 1817 bringen. Es war ein höchst glüklicher Gedanke des Turners und Germanisten Maßmann in Berlin, die 300-jährige Gedenkfeier des Tesen-Anschlags Luther's mit dem sowieso jedes Jahr gefeierten Gedenktage der Schlacht bei Leipzig (18. Oktober) zu verbinden, und die gemeinsame Veranstaltung dieser beiden Feste auf der Wartburg, wo Luther seiner Zeit die Bibel übersezt hatte, zu einer ersten, großen Burschen-Rewü zu benüzen. Luther's Gedenken lebte damals überhaupt in Aller Herzen [s. Jacobi, Eichenlaub auf Luther's Grab]. Es ist eine rührende Szene, wenn Sand mit seinen Freunden schon ein Jahr vorher, am 18. Februar 1816, in Erlangen auf dem Zimmer eines Komilitonen „bei Chokolade und Bier des großen Dr. Martin Luther's Sterbetag und Sterbestunde (Nachts 2 Uhr) festlich begehen", Seckendorff's Leben Luther's lasen, „endlich um die Sterbezeit ‚Eine feste Burg ist unser Gott' sangen, Luther ein rührendes Vivat brachten und dann gegen 3 Uhr nach Hause gingen" [Tagebücher 41]. — In Jena bildete sich sofort ein Festausschuß, dem auch Sand, der mit Beginn des Wintersemesters 1817 Jena bezogen hatte, angehörte. Einladungen erhielten fast alle deutsche Universitäten. Aber, wie sich zeigte, es kamen nur die protestantischen. Und hier offenbart sich deutlich, wie die Burschenschaft in der ersten Zeit ihrer Gründung noch rein den Charakter des norddeutsch-protestantischen Tugendbundes an sich hatte. Völkerschaftlich gesprochen ist die Burschenschaft der norddeutsche Tugendbund in's Sächsische übersezt. Der abstrakte norddeutsche Gedanke durch die weicheren Farben des Südens belebt und durch seine Lieder getragen. Von Jena aus geht die Linie zu den südlichen Universitäten, die bereits burschenschaftliche Kartelle aufwiesen, hinüber nach Erlangen, dann tief hinunter nach Tübingen und wieder hinauf nach Heidelberg. Würzburg ist umgangen[2]. Landshut, das spätere München, hatte zwar eine Einladung erhalten, und zwar vom Ausschußmitglied Sand selbst, aber es antwortete, von den neuen Bestrebungen sei in Landshut nichts zu spüren. Es war begreiflich: Bayern hatte ja noch wenige Jahre vorher auf Seite Napoleon's gefochten. Und die ganze Disziplin und Studien-Ordnung war ja in Landshut

---

[1] Es ist wol auch als fast sicher anzunehmen, daß Sand als unberührter, keuscher Jungherr starb, wie Ludwig II. Sein Stil, die ganze Art seines Auftretens, der finstere, nie beigebende Fanatismus, laßen darüber keinen Zweifel. Das Publikum hat ihm zwar nach seinem Tote ein „Liebchen" angedichtet. Aber das Publikum empfindet eben immer weiblich. Und die Legende meint, sie muß schmüken und versöhnen. Seine Zeitgenoßen sind einig über seine absolute Sittenreinheit. Einer seiner Jugendfreunde erzählte später, er, der verlobt gewesen, wolte eines Tages sich von Sand verabschieden, um zu seiner Braut zu gehen; und fährt dann fort: „Als ich fortgehen wolte, nahm Sand mich auf den Schoos und bat mich innig: ‚Ich weiß, wohin Du wilst; ach! binde Dich doch nicht! um des Vaterlandes willen!' — Und ich war in der Tat geneigt, diese Bitte zu erfüllen." [Schmid 35.] Auch dies ist ganz im Sinne der damaligen Zeit, die den Burschenschaften „Keuschheit" zur Pflicht machte. In der ältesten Burschenschaft wachte ein neunköpfiger Ausschuß über die Keuschheit der Mitglieder. Auch der spätere „Jünglingsverein", der nur eine heimliche Fortsetzung der 1819 aufgelösten Burschenschaft war, ebenso die aus der Burschenschaft 1830 hervorgegangene „Arminia", hielten am Keuschheitsprinzip fest. [Schmid, 12, 52, 54, 63—64.] — Bezeichnend ist, daß noch in späterer Zeit einzelne Burschenschaften nur dann den Duell-Zwang als gegeben erachteten, wenn die Schwester verführt worden.

[2] Bärnstein [S. 34] teilt mit, Würzburg habe zwar keine Einladung erhalten, aber Vertreter geschickt. Später zeigte Würzburg rege Teilnahme. —

noch rein jesuitisch. Die Adreße der Antwort trug die Aufschrift: „A Monsieur Sand à Jene" (sic!) [Schmid 29]. — Zirka 700 Studenten, vorwiegend aus dem Norden Deutschlands, zogen am 18. Oktober Morgens 9 Uhr teils im Turnerkostüm, teils im altdeutschen Rok mit Barett und Schläger, mit Eichenlaub geschmükt, unter Glokengeläute auf die Wartburg. Von den Jenenser Profeßoren beteiligten sich Schweitzer, Oken, Fries und Kieser, die alle dann in peinliche Untersuchung gezogen wurden. Oben waren ca. 1000 Personen versammelt. Man sang „Ein feste Burg ist unser Gott." Studiosus Riemann, mit dem eisernen Kreuz geschmükt, hielt die Festrede. Er begann unter Hinweisung auf Luther's befreiende Geistestat, sprach von den trostlosen Verhältnißen Deutschlands nach dem 30-jährigen Krieg, kam dann auf den Befreiungskampf 1813—15 zu reden, und fuhr dann fort: „Das deutsche Volk hatte schöne Hoffnungen gefaßt, sie sind alle vereitelt; alles ist anders gekommen, als wir erwartet haben; viel Großes und Herrliches, was geschehen konnte und mußte, ist unterblieben; mit manchem heiligen und edlen Gefühl ist Spott und Hohn getrieben worden. Von allen Fürsten Deutschlands hat nur Einer sein gegebenes Wort gelöst, der, in deßen freiem Lande wir das heutige Fest der Völkerschlacht begehen." — Er forderte dann alle auf, zusammenzustehen im Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit gegen äußere und innere Feinde, sich nicht von dem Glanz des Herrschertrones blenden zu laßen, sondern, wenn es gelte, ein starkes und freies Wort zu sprechen. Er rief Luther, Schill, Scharnhorst und Körner als Zeugen des Gelübdes auf: „Verderben und Haß der Guten allen denen, die in niedriger, schmuziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergeßen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihre Stimme zu erheben gegen jegliche Unbill..." [Schneider 46]. Die Rede machte ungeheuren Eindruk. Man sang den Choral „Nun danket alle Gott!", und dann sprach noch Profeßor Fries einige feierliche Worte, die schloßen mit: „Ein Gott, Ein deutsches Schwert, Ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit!" — Man sieht, auch hier fehlen wieder die deutschen Fürsten. Noch vor wenigen Jahren hatten die Mitglieder des „Tugendbundes" erklärt, sie wolten sich „um den König schaaren", ihre „Untertanen-Treue stehe felsenfest", sie legten „ihre Verfaßung auf die Schwelle des Trones nieder" [Voigt 4, 7, 9], jezt wird ausdrüklich vor dem Tron gewarnt und ihre Inhaber als Verräter bezeichnet. — Profeßor Oken forderte noch auf, es nicht bei der Rührung bewenden zu laßen, sondern zu Taten weiterzuschreiten, und einen gemeinsamen Burschenschafts-Verband zu gründen. Dann ging's zum Mittagsmahl. Man toastete auf Luther, auf den Großherzog Karl August von Weimar, auf die Burschenschaft. Sand verteilte noch oben auf dem Burghof eine „Punctation", wie er es nante. Er war kein guter Redner und zog daher Gedruktes oder Geschriebenes vor[1]. Dann zog man hinunter in die Stadtkirche, wohnte dem Gottesdienst bei und ging zum Abendmahl. Es war durchaus eine gottesdienstliche Feier ad hoc. Dann begab man sich zum Markt, sang Vaterlands-Lieder, und die Jenenser und Berliner Burschenschaften führten Turnspiele auf. Mit Einbruch der Dämmerung ordnete man sich zum Fakelzug auf den Wartenberg (gegenüber der Wartburg). Oben wurden die Fakeln zusammengeworfen und das Lied gesungen: „Des Volkes Sehnsucht flamt." Stud. phil. Rödiger aus Jena hielt hier die Festrede, die auch gedrukt wurde: „Ein deutsches Wort an Deutschland's Burschen, gesprochen vor dem Feuer auf dem Wartenberg bei Eisenach."[2] Profeßor Fries hatte die Rede gelesen und ausdrüklich gebilligt. Dann schlepte

---

[1] Auch dieses kleine Schriftstük ist durchaus klar und einfach, und bewegt sich genau in der gehoben-feierlichen Sprache, deren sich damals Alle bedienten. Da heißt es: „Unsere jetzige Zeit ist reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zusammengestellt werden mit jenem ausgezeichneten Zeitalter des Kampfes zur Wiederherstellung unserer Religion. Laßt uns hieraus Aufruf und Zuversicht erholen! — Heute liegt uns mehr eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung vor. Unser Wahlspruch ist: Tugend, Wißenschaft, Vaterland (es sind wörtlich die Schlagworte des „Tugendbundes"), — die Wißenschaft haben wir uns zur Braut erkohren. Laßt uns den heiligen Offenbarungen Gottes nachspüren! Schlechte Tändeleien seien uns verhaßt! Unserem Vaterland sei all' unser Dienst geweiht! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Rittertum erblühe! Das deutsche Land sei frei! — Wer sich zu diesen Ideen bekennt, sei unser geliebter Bruder. Um diese hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine, freie Burschenschaft durch ganz Deutschland erstehen. Diese Burschenschaft muß womöglich offen vor der Welt, aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf sich selbst bestehen." u. s. w. [Acten 103—105]. —

[2] Auch diese Rede kann man als Stilprobe damaliger Zeit genau neben die Sand'sche stellen, die sie im patetischen Stil eher noch überflügelt: „Ich spreche hier zu Freunden und zu Feinden. Ein deutsches Wort tut nicht weiter schön vor Freunden. Unter den Feinden verstehe ich aber alle Widersacher der Wahrheit, alle die bösen Gewißen, die zusammenfahren vor dem schreklichen Gespenst der öffentlichen Meinung und der Geistesfreiheit. Denn die Hemmkette der Wahrheit ist noch nicht erfunden und kein Henker hat ihre Schwingen gelähmt. — Denkt an die Schande der vorigen Jahre und an die Herrlichkeit der letzten. Das deutsche Land sank unter das eiserne Joch des Zerstörers Fürsten buhlten schamlos um das Verderben. Deutsche mußten jubeln, daß Deutschland sank. — In der Not versprach man uns, ein Vaterland

Maßmann einen großen Korb voll Scharteken und alten Gegenständen herbei. In Anlehnung an Luther's Verbrennung der päpstlichen Bannbulle wurden hier eine Menge den Burschenschaften besonders verhaßter Bücher und Simbole unter scherzhaften und höhnischen Reden und Pereat-Rufen den Flammen übergeben. Verbrant wurde: ein Zopf, eine Uniform, ein Exerzierstok, eine Schrift Dabelow's „Der 13. Artikel der deutschen Bundesacte" (es war dies jener Artikel 13, der den Bundesfürsten 1815 die Pflicht auferlegte, in allen Bundesstaaten binnen Jahresfrist landständische Verfaßungen einzuführen), eine Schrift Harl's „Ueber die gemeinschädlichen Folgen der Vernachläßigung einer angemeßenen Polizey in Universitätsorten", eine Schrift Janke's „Der neuen Freiheitsprediger Constitutionsgeschrey", Kotzebue's „Geschichte des deutschen Reichs", von Kamptz' „Codex der Gensd'armerie", eine Schrift W. Reinhard's „Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände", eine Denunziazionsschrift des Geheimrats Schmalz in Berlin (auf die wir unten zurükkommen), eine Schrift Saul Ascher's „Germanomanie", zwei Dramen des zum Renegaten gewordenen und zum Katolizismus übergetretenen Zacharias Werner „Weihe der Kraft" und „die Söhne des Thals", ein Exemplar des Code Napoléon, eine Schrift des Dichters Immermann, in der dieser die Burschenschaften denunzirt hatte, die Statuten der „Adelskette" (einer aristokratischen Vereinigung damaliger Zeit) und eine Menge gegnerischer Schriften und Zeitungen [Noch acht Beiträge 61—63]. Man glaubte, daß die Idee zu diesem auto-da-fe von Jahn in Berlin ausging, deßen Schüler Maßmann war. Auch Prof. Fries hatte die Liste der zu verbrennenden Gegenstände vorher durchgesehen. Wahrscheinlich hat auch der Großherzog Karl August von Weimar, mit dem die Jenenser Universitätsbehörden in vorzüglichem Verhältnis standen, darum gewußt, denn von den später, nach Sand's Tat, geheim gedrukten „Noch acht Beiträge zur Geschichte Kotzebue's und Sand's" Mühlhausen 1821, begint der 3te, „Der Studentenfrieden auf der Wartburg" mit den Worten: „Der Vergünstigung Sr. kön. Hoh., des Durchl. Großherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eisenach alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden (dies bezog sich auf die Vereinigung der Landsmannschaften mit den Burschenschaften in Jena) wallenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen . . ." [Noch acht Beiträge 55]. —

Es ist begreiflich, daß dieses Sich-Aufreken der Jugend unter dem freundlichen Geschehen-Laßen ihrer Lehrer in konservativen und Hof-Kreisen großes Misfallen erwekte. Schon den „Tugendbund", der doch gewiß an Lojalität nichts zu wünschen übrig ließ, hatte man bald nach seinem Entstehen aufgelöst aus lauter Besorgnis, es möchten sich selbständige Ideen im Volk entwikeln. Jenes furchtbare Gesez im Herzen aller Potentaten, lieber ein Land zu Grunde gehen zu sehen, als es ohne des Fürsten Inizjative oder gegen seine Einsicht zum Fortschritt gelangen zu laßen, das Verhüllen dieses unglükseligen Triebes mit konservativen Frasen und götlichen Redensarten, das Sich-Anklammern an Stiefel, Sporn und Zaumzeug, das Hinglozen auf die alten Vergoldungen, jener ganze jammervolle Geisteszustand, der nur vor den härtesten, brutalsten Tatsachen zu weichen im Stande ist, er hatte damals die deutschen Fürsten im Allgemeinen, den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Besonderen ergriffen. Und von dieser Krankheit gab es zunächst keine Heilung. Das Tier hat in solchen Zuständen einen sicheren Instinkt als der Mensch. Ein Fuchs, der sich im Fuchseisen gefangen, hat soviel Resignazjon, daß er sich das Bein abnagt und mit 3½ Pfoten Freiheit und Gesundheit rettet. Aber ein Fürst wartet bis zum lezten Moment, läßt sich gegebenen Falls, wie Louis XVI., von den Häschern fahen und erschlagen, nur um die vier Pfoten zu retten. Von den freiheitlichen Ratgebern der preußischen Krone, die wirklich die Situazjon in Deutschland übersahen, war Freiherr von Stein schon seit 1815 nicht mehr beigezogen worden, und Wilhelm von Humboldt wurde 1819 abgesezt. Die konservativen Ohrenbläser bekamen die Oberhand. Fichte's „Reden an die Deutsche Nation" wurden verboten. Schleiermacher's Gesangbücher und Predigten polizeilich überwacht. Hutten's Werke, in der eben

---

zu geben, ein einiges Vaterland der Gerechtigkeit, aber der theuererkaufte Bundestag ist noch nicht angebrochen und fast will es scheinen, als sei das Volk glühend erwacht, damit hochmütige Ideenlosigkeit ein Freudenmahl halte. Nur ein Fürst hat fürstlich sein Wort gelöst, allen andern ein Vorbild. Mögen ihm die andern nachkommen und bald! Denn Eins hat das deutsche Volk gewonnen, die Kraft des Selbstvertrauens, es will sich nicht wiederum in den ehrlosen Schlaf wiegen laßen. — Wer bluten darf für das Vaterland, der darf auch davon reden, wie er ihm am besten diene im Frieden, denn die Zeit ist gottlob gekommen, wo sich der Deutsche nicht mehr fürchten soll vor den Schlangenzungen der Lauscher und dem Henkerbeil der Tyrannen." u. s. w. [Rödiger 3, 14, 16, 17, 18]. —

erschienenen neuen Ausgabe von Münch, wurden verboten, „weil man heutzutage keine solche Spott- und Schmähreden gegen den päpstlichen Stuhl ausgehen laßen könne." Den Vogel schoß aber ab der Geheimrat von Schmaltz, der in seiner Schrift „Berichtigung etc." im Jahr 1815 die Fürsten ausdrüklich vor dem in Deutschland herschenden revoluzjonären Geist warnte, den noch fortbestehenden „Tugendbund" denunzirte und unter Anderem — zwei Jahre nach der Schlacht bei Leipzig — behauptete, der Freiheitskampf gegen Napoleon sei nicht in Folge der sogenanten Begeisterung, sondern nur durch das Pflichtgefühl des Volkes geführt worden, welches gehorsam auf den Ruf des Fürsten hin zu den Waffen gegriffen habe: „Alles eilte zu den Waffen, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt." Dies einem Schill, einem Blücher, einem Heer, daß zum überwiegenden Teil aus Freiwilligen bestanden hatte. War es ein Wunder, wenn deutsche Studenten, die freiwillig den Feldzug mitgemacht hatten, auf der Wartburg diese bodenlose Gemeinheit den Flammen übergaben? Herr Geheimrat von Schmaltz erhielt sofort den preußischen roten Adlerorden und einen weiteren Orden vom König von Würtemberg. Niebuhr und Schleiermacher, die als Mitglieder des „Tugendbundes" angegriffen waren, verteidigten sich in Broschüren und verlangten eine Untersuchung gegen Schmalz. Sie wurde verweigert. Der „Rheinische Mercur" unter Görres' Leitung verboten. In den Rheinlanden mehrere administrative Unterdrükungsmaasregeln angeordnet.[1] — Man sieht, diese ganze großdeutsche Bewegung, die damals durch ihre Beimischung von Mittelalter, Gothik, „blaue Blume", Romantik, Tieck, Hutten, Luther etc. ursprünglich durchaus nichts Revoluzjonäres an sich hatte, war den Hern in der Regierung und am Hofe gänzlich aus den Händen geglitten. Und erst jezt wurde sie oposizjonell und dann revoluzjonär. Was Bismarck ein halbes Jahrhundert später in so meisterhafter Weise gelungen ist, das Anschwellen des deutschen Gefühls sorgfältig zu beobachten, es dann klüglich und vorsichtig zu steigern, um es im gegebenen Moment in bereit gehaltene Eisenröhren zu faßen und mit Hochdruk zu verwenden, das zerbrach den ungeschikten Händen der damaligen Machthaber, bevor sie es nur recht anfaßten. Und nun blieb den Metternichen, Wilhelms und Ludwigs in Oestreich, Preußen und Baiern freilich nichts Andres übrig, als überall Revoluzjon und Verschwörungen zu wittern. Der Sturm begann auf dem Kongreß zu Aachen im Spätherbst 1818, wo man sich über die lezten Auseinandersezungen mit dem besiegten Frankreich einigte. Dort überreicht ein junger bedeutungsloser Mensch, ein Walache, A. de Stourdza, dem rußischen Kaiser eine gedrukte Denkschrift „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne", in der der Geist auf den deutschen Universitäten den in Aachen versammelten Fürsten geradezu denunzirt wird, und die jedenfalls bestelte, rußische Arbeit war, um das zögernde Preußen vollends in die Reakzjon hineinzureißen. Es wird dort in verstekter Weise auf Luther angespielt, der für alle Zeiten in Deutschland das Signal zur Revoluzjon gegeben habe; die jüngsten Vorfälle an den Universitäten werden angedeutet mit l'émeute de Breslau, les vociférations de la Wartbourg, la défection sanglante des étudians de Goettingue, les derniers troubles religieux en Saxe; auf Weimar's Großherzog fält ein starker Hieb, wenn von dem système dangereux gesprochen wird, qui porte les gouvernemens à ne voir dans une université que le véhicule de leurs finances (die reichen Studenten aus aller Herren Länder brachten nach dem fröhlichen, ungebundenen Jena große Geldsummen); schließlich wird Einziehung sämtlicher Privilegien und Lehrfreiheiten gefordert, insonderheit des Rechts der Fakultäten, durch eigne Wahl ihren Lehrkörper zu ergänzen, und eine allgemeine scharfe Ueberwachung des Universitäts-Treibens gefordert: cette surveillance doit, avant tout, s'exercer sur l'association séditieuse dont Jéna est le centre, et qui est connue sous le nom de Burschenschaft (p. 45). Diese Schrift eines Ausländers über Deutschlands Zustände mit Vorschriften, dieselben zu beßern, wird dem rußischen Kaiser überreicht. August von Kotzebue, der rußische Staatsrat, auf den wir bald zu sprechen kommen werden, hat die Schrift ausdrüklich in seinem „litterarischen Wochenblatt" (Weimar 1819 Nr. 22) gelobt und verteidigt, sie eine „offizielle", „auf höheren Befehl gedrukte" genant. Der Schumann des Jahres 1819 wird wol den Autor selbst einigermaasen gekant haben. —

---

[1] Siehe für die ganze Darstellung: Flathe, Th., Das Zeitalter der Restaurazion und Reformazion. 1815—1851. Onken'sches Geschichtswerk, IV. Abtlg. 2. Teil. Berlin 1883.

In welcher Weise damals von allen Seiten, offen und anonim gehezt und „lustig drauf los gewühlt" wurde, mag z. B. ein Aufsaz in der „Berliner Staats-Zeitung" vom 19. Juli 1819 zeigen, der allerdings nach dem Sand'schen Attentat geschrieben ist, aber doch die ganze Art und Weise in deutlichem Lichte zeigt. Dort heißt es: „Dem Publikum wird daran gelegen seyn, von dem Resultat der ergriffenen polizeilichen Maaßregeln unterrichtet zu sein. Die nachfolgenden Nachrichten werden diesemnach offiziell mitgeteilt. Die für die Ruhe in allen Ländern und für alle rechtliche Staatsbürger so wichtige Untersuchung der bisher in Deutschland statt gehabten demagogischen Umtriebe hat bereits sehr erhebliche Resultate geliefert. Sie bestätigt die von der Regierung bereits ermittelte Existenz einer durch mehrere deutsche Länder verzweigten Vereinigung übelgesinnter Menschen und verleiteter Jünglinge, die den Zweck hat, die gegenwärtige Verfaßung Deutschlands und der einzelnen Staaten umzustürzen, und Deutschland in eine auf Einheit, Freiheit und sogenannte Volksthümlichkeit gegründete Republik umzuschaffen... Sie wollen, wenn sie hinreichend gestärkt sind, ihre Entwürfe durch offene Gewalt ausführen ... ‚Revolutionen' gehören zu ihren Mitteln; daher behaupten sie ohne Rückhalt: ‚die Verbeßerung unseres öffentlichen Zustandes ist nur durch Stahl und Eisen zu erreichen'; daher die rücksichtslose Aeußerung: ‚Staatskonstitutionen können nicht auf trocknem, sondern nur auf naßem Wege, jedoch nicht auf dem der Tinte, eingeführt werden', und: ‚Blut ist der Kitt alles Herrlichen'; daher der Ausspruch: ‚diese große schöne Idee muß mit Blut in's Leben gerufen werden'..." u. s. w. (Nachtrag z. d. wichtigsten Lebensmomenten S. 32—34). — Es ist merkwürdig zu beobachten, wie selbst aus diesem hezerisch und tendenzjös gefärbten Artikel noch immer die ersten Spuren der späteren Bismarck'schen Fraseologie hindurchleuchten; und diejenigen seiner Verehrer, die an ihm den „demagogischen Zug" entdekt haben, können hier für ihre Behauptung einen Beleg finden.[1]

Aber der schlimmste der damaligen Hezer war jedenfalls der schon erwähnte August von Kotzebue. Er gehörte zu jenen internazjonalen, vielgewanten, vielgereisten Geschäftsleuten, die in „Ideen" und „Ansichten" machen, heute hier scharwenzen und morgen dort schmeicheln, gegen reiche Generalstöchter, Landgüter, Adelsdiplome, Ruhgehalte, aber mindestens Tabatjeren, jede beliebige Ansicht vertreten und ihre jeweiligen Herrn in dem Gefühl der Gottähnlichkeit zu stärken suchen; Menschen, die man in niedriger Stellung „Gauner", in höherer Stellung „diplomatische Geschäftsträger" nent. Meist proteschiren sie noch irgend eine der freien Künste, oder üben selbst eine solche aus. Literarisch war Kotzebue freilich sehr begabt, das leidet keinen Zweifel. Und die charakterlose Zeit verlieh ihm sogar den Titel eines „großen, deutschen Dichters". Er hatte sich schon durch sein Buch „Bahrdt mit der eisernen Stirne", worin er dem viele schwache Außenseiten darbietenden Freigeist und Schwärmer Dr. Bahrdt mit gänzlich erfundenen, schmuzigen Anekdoten zu vernichten suchte, schwer geschadet; nicht ganz so sehr durch die Schrift selbst, die immer noch in den Ramen literarischer Klopffechterei und persönlicher Rankünen, wenn auch schlimster Sorte, unterzubringen war, als, weil er, eine Entdekung fürchtend, einen seiner Bekanten veranlaßt hatte, sich eidlich als Verfaßer der Schrift zu bekennen, bis er, vor der gerichtlichen Verfolgung in's Ausland flüchtend, von seiner Brodgeberin, der rußischen Monarchin, Katharina II., veranlaßt wurde, sich als Verfaßer zu bekennen.[2]

[1] Uebrigens lange schon vor dem Sand'schen Attentat wurde von Preußen aus gehezt. Am 31. Oktober 1817 erschien in Berlin eine eigens für diesen Zwek geschaffene, nur dieses einemal ausgegebene Beilage zum „Beobachter an der Spree", der „Brandenburgische Erzähler", der in einem langen lügenhaften Bericht über das Wartburgfest u. A. erzählte, es sei daselbst unter Vorsiz von Prof. Oken und in Anwesenheit von Delegirten der deutschen Universitäten die „Akte der heiligen Allianz" verbrant worden, d. i. jenes von Alexander I. von Rußland mit dem österreich. und preuß. Monarchen aufgestelten Traktats zur gegenseitigen Sicherung des territorjalen, religiösen und sitlichen status quo im Abendland; das klang also ungefähr so, als brächte heute eine Zeitung die Notiz, sagen wir: sozjalistische Studenten hätten auf einem internazjonalen Kongreß die „Versailler Verträge" verbrant. — Nichts zeigt deutlicher als diese natürlich von der preußischen Regierung ausgegangene lügenhafte Notiz, wie die großdeutsche, im eigentlichsten Sinn lebensfähige und nazjonale Bewegung, die auf preußischem Boden als „Tugendbund" entstanden, nunmehr vollständig den ungeschikten Berliner Händen entglitten war, und unter Begünstigung des Weimaraner Fürsten in Mitteldeutschland sich zu neuen Trieben entfaltete.

[2] August Wilhelm von Schlegel schrieb damals in seiner satirischen „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" (Jena 1800).

„Im Bahrdt warst Du bemüht, den niedern Haufen
mit Zoten und Pasquillen zu erkaufen:
O Schand und Spott,
Du Sanscülott!
Drauf schreibst Du, noch gebrandmarkt von dem Tadel,
ein Buch für den durch Dich vermehrten Adel.
Verwegne Tat,
Aristokrat!"

— Nach mannigfachen Querzügen durch ganz Europa, wobei er meist sehr gut abgeschnitten hatte, es bis zum rußischen Staatsrat und Mitglied der Akademie der Wißenschaften in Berlin gebracht hatte, ließ er sich 1817 mit einem Gehalt von 15,000 Rubel in Weimar als rußischer, polizeilich-politischer Spion nieder und verhöhnte und denunzirte in seinem „Litterarischen Wochenblatt" und, was noch schlimmer war, in den von ihm geheim herausgegebenen „Bülletins", die er, wie es mit der von Stourdza'schen Denunzjazjons-Schrift geschehen war, nur an die Höfe und Minister sante, die gesamte aufstrebende Zeit in Deutschland, alle die besten und geistigsten Kräfte, die Deutschland zur Wiedergeburt verhelfen wolten[1]. Man kann sich denken, wie ein solcher Mensch auf die idealen Jünglinge im nahen Jena wirken mußte, die auf der Wartburg die besten und heiligsten Erinnerungen aus Deutschlands Geschichte als Ansporn für eine glükliche Neugestaltung der Gegenwart heraufbeschworen. Auch Goethe, der doch gewiß nicht an „Teutschtümelei" oder „Germanomanie" krankte, und auf der andern Seite sich manches Pereat und manche Verhöhnung seiner freien Sitten von den christlich-frommen und sitlich-reinen Burschenschaftern gefallen laßen mußte [Schneider III—112], war in dieser Sache ganz auf Seite der Studenten, der „jungen Brauseköpfe", wie er sie nante, und schüzte später Jena, das „liebe, närrische Nest", wo er konte, gegen die Folgen der Karlsbader Beschlüße. Er hatte für die ihm persönlich angetanen Kränkungen der Musensöhne nur das milde, verzeihende Wort:

„Wie trüg ich wol der Jugend tolles Wesen,
wär' ich nicht selber jung gewesen."

Auf Kotzebue aber und einen seiner Helfershelfer hat er damals jene Strofe gedichtet, die mit den Worten anhebt:

„Die gründlichsten Schuften, die Gott erschuf..."[2]

Aber, was dem Faß den Boden ausschlug, war ein Vorfall, der Kotzebue's geheim-denunzjatorisches Verfahren vor aller Welt aufdekte und zu einem glüklichen, öffentlichen Skandal anwuchs. Der Jenenser Geschichtsprofeßor Luden, der die „Nemesis" in großdeutschem Sinn und, wie der Titel andeutete, in antifranzößischem Geiste herausgab, hatte im Frühjahr 1818 einen Artikel über die politischen Verhältniße Europas veröffentlicht, in dem auch über Rußland gesprochen wurde. Kotzebue, der geheime Referent für Rußland, machte aus diesem Artikel Auszüge und gab ihnen teils durch Weglaßungen, teils durch Aenderungen, eine derartig Rußland feindselige Wendung, daß Luden im schlimsten Lichte eines politischen Schürers erschien. Diesen Bericht nahm Kotzebue in sein geheimes „Bülletin" auf. Aber Luden erhielt vor dem Abdruk einen Bürstenabzug aus der Drukerei von befreundeter Seite zugesant. Er erkante sofort den großen Fang, den er gemacht, und veröffentlichte den ganzen Bericht in der „Nemesis" als Beweismaterjal gegen den Fälscher. Kotzebue tobte und drohte mit politischen Verwiklungen. Die „Nemesis" wurde von Weimar aus konfiszirt, aber der größte Teil der Nummern war schon versant, und Profeßor Oken drukte außerdem den ganzen Artikel in der „Isis" nach. Die „Isis" wurde ebenfalls konfiszirt. Da drukte Wieland,

---

„Du läufst von Deinem toteskranken Weibe
und dienst damit der Welt zum Zeitvertreibe;
o Schand und Spott,
Du Sansculott.
Dann höhnst Du in Paris der Zeiten Streben,
den Staat zu Recht und Freiheit zu erheben,
verwegne Tat,
Aristokrat."

hatte A. W. von Schlegel schon 1800 von ihm gesungen. —

[2] Goethe's Werke, Hempel-Ausgabe, Teil III, S. 297; dort S. 299, auch die andere Strofe auf Kotzebue:

„Du hast es lange genug getrieben,
niederträchtig vom Hohen geschrieben,
hättest gern die tiefste Niedertracht
dem Allerhöchsten gleichgebracht ...
— — — — — — — — — — — —
Daß Du Dein eignes Volk gescholten,
die Jugend hat es Dir vergolten ...
— — — — — — — — — — — —

der Sohn des Dichters, den Artikel zum drittenmal im Weimarer „Volksfreund" ab. Nun war der Skandal öffentlich und Kozebue's Verfahren vor aller Welt aufgedekt. Er versuchte, den rußischen Kaiser mit hineinzuziehen, aber der allgemeine Unwille war so groß, daß er nach Mannheim flüchtete. —

Doch der Dolch war schon für ihn geschliffen.

Bevor wir nun Sand auf seinem Mordgang begleiten, sei hier noch einer kleinen Gruppe in der Burschenschaft gedacht, der sog. „Schwarzen" oder „Unbedingten", welche von Gießen aus sich über West- und Mittel-Deutschland verbreitet hatte, die entschieden die „Propaganda der Tat", wie wir es nennen, auf ihre Fahne geschrieben, und mit der auch Sand in Berührung gekommen war. — Die burschenschaftliche Bewegung war nicht, wie es z. B. später das Einigungs-Werk Bismarck's war, oder wie es die Reformazion gewesen, das Resultat der Geistesarbeit eines einzelnen Mannes, sondern die koordinirte Arbeit einer ganzen Menge von Gruppen, die dem Zeitbedürfnis entgegenkamen. Jahn's Turnerbund war nicht dasselbe, was Arndt mit seinem „Studentenstaat" in Absicht hatte; beide entsprechen wiederum nicht ganz dem „Tugendbund" der vorausgegangenen Jahre; die Berliner „Vandalia", aus der wesentlich die Jenenser Burschenschaft erwuchs, war nicht identisch mit dieser lezteren; und eine noch ältere Hallenser Verbindung war wieder etwas Anderes. Der Boden war eben überall aufgewühlt und allerorts schlugen die Flammen einer neuen Pfingst-Begeisterung empor. Eine dieser Flammen waren auch die Gießener „Schwarzen". Im Mittelpunkt der Bewegung finden wir dort die beiden hochbegabten Brüder Karl und Adolf Follen, die Söhne des in Gießen wohnenden heßischen Landrichters Hofrat Christof Follenius; Beide studirten jura, Beide hatten als „freiwillige Jäger" die Schlacht bei Leipzig und den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht. Nach der Rükkehr aus dem Feldzug traten sie, wie viele Andere, nicht mehr den Landsmannschaften bei, sondern gründeten in Gießen 1814 mit Gleichgesinnten zuerst die „Deutsche Lesegesellschaft", dann den „Bildungs- und Freundschafts-Verein", hießen dann allgemein „die Unbedingten", nach ihrer Tracht von ihren Gegnern, den Landsmannschaften, „die Schwarzen". Im Gegensaz zu lezteren legten sie die Kokarde ihrer Landesfürsten ab, kleideten sich in den altdeutschen Rok und ließen das Haar lang wachsen. Sie verschworen das „Saufen" und unnötiges Pauken, beschäftigten sich auf ihren Zusammenkünften mit filosofischen, historischen, überhaupt wißenschaftlichen Studien und suchten in „Sitte, Sprache, Tracht und Geberde alles Unsittliche und Undeutsche sorgsam zu vermeiden" [Rocholz 5]. Ihre Statuten hießen der „Ehrenspiegel". Unter den Ausschußmitgliedern befand sich ein „Censor (Rüger)". Sie beschäftigten sich aber außerdem mit der zukünftigen politischen Gestaltung Deutschlands, gaben hierbei einem „Freistaat" den Vorzug vor dem monarchischen Sistem und erklärten, daß „die Suveränität als im Volk beruhend anerkant werden müße." Wir finden dann noch folgende höchst bemerkenswerte Grundsäze aufgestelt: „Eine Wißenschaft ohne Leben ist weniger als ein Leben ohne Wißenschaft"; dies solte heißen: das Leben als solches ist mehr wert wie die Wißenschaft, und: die wißenschaftlich erkanten Grundsäze seien unbedingt auch im Leben durchzuführen. — Ferner: „wenn der Staat nicht strafen kann oder will, so kann ein ratloser Zustand eintreten, in dem das Strafrecht des Einzelnen erwacht, wobei dann diesem die Ausübung des Straf-Amts zusteht." — Entscheidend ist aber das Folgende: „Die Würdigung einer Tat ist subjektiv; es gibt sonach keine lediglich objektiv böse Handlungen; auch eine ihrer Wirkung nach strafbare Tat wird durch die gute Absicht gerechtfertigt; der Zwek heiligt also die Mittel" [Rocholz 13—14]. Damit standen die (mit Recht sich so nennenden) „Unbedingten" zweifellos, ebenso wie die Jesuiten und wie die katolischen und protestantischen Lehrer des „Tirannenmords" auf dem anarchistischen Standpunkt der „Propaganda der Tat." Es haben später der konservative Geschichtsprofeßor und Mitglied des preußischen Herrenhauses Heinrich Leo, der selbst Mitglied der „Unbedingten" war, und Friedrich Münch, in ihren Aufzeichnungen noch von höchst abgeschmakten „Dolch-Teorien" gesprochen, und Braun hat (S. 270—75) diese Teorien ohne jede Ahnung ihres historischen Zusammenhanges oder ihres filosofischen und politischen Wertes lächerlich zu machen gesucht, und sie höchst unpaßend ausgemalt. Wir übergehen das, weil unwesentlich. Was hier mitgeteilt ist, genügt vollständig, und Sand's Tat illustrirte dann über-

genug[1]. — Die treibende Kraft des Ganzen war der Dr. jur. Karl Follen, der „eingefleischte Teufel", wie ihn die Gegner nanten, ein imponirender Geist, sitlich absolut intakt, wie Sand, kühl bis an's Herz hinan, ein abstrakter Kopf wie Bruno Bauer, Hegel, Stirner, Ruge und alle die Andern, daneben ein vorzüglicher Vertreter jener aus dem einsamen Denken wachsenden Unerbitlichkeit, wie sie der chattisch-fränkische Volksstamm als Charakteristikum darbietet. Ueberhaupt hatten die Gießener im Gegensaz zu den herzlichen, fröhlichen Jenensern etwas Finsteres, Brütendes. Zu dem Bund gehörten noch Profeßor Karl Welcker in Heidelberg (Jurist), Profeßor Fries (Filosof, ebenda, später in Jena), Advokat Kühl in Darmstadt, Kriminal-Richter Snell, Advokat Stahl, viele Studenten, darunter Sartorius, Gründler, und eine Menge geheim bleibender „Freunde" oder „Brüder" in Freiburg, Heidelberg, Frankfurt, Homburg, Kiel, Jena, Berlin, darunter ganz einfache Leute, wie der Bäker Kahl in Darmstadt. Es sind zum Teil die Leute der obenerwähnten sog. „Wetterauischen Gesellschaft". Die Statuten waren, soweit sie wenigstens die burschenschaftlich gefärbte Studenten-Verbindung betrafen, durchaus nicht geheim, sondern lagen dem akademischen Senat vor. Eine auf eine Denunzjazjon der sich zurükgedrängt fühlenden Landsmannschaften hin erfolgte Untersuchung durch den akademischen Senat ergab wenig Belastendes, und das heßische Ministerium pflichtete in einer Verfügung vom 14. März 1817 der Universitäts-Behörde im Wesentlichen bei (Rocholz S. 8—9).

Im Herbst 1818 ging Dr. Karl Follen nach Jena und habilitirte sich dort als Privatdozent. Er traf dort mit Profeßor Fries und Karl Sand zusammen. Es begannen nun auch dort die wißenschaftlichen Lese-Vereine. Auch hier erwies sich Follen als ein starker Geist, der die Andern anzog und sie unterjochte. Man hat immer gemeint, Sand wäre eigentlich erst an Follen zum Propagandisten herangereift und kann dies heute noch in den meisten Büchern lesen. Das ist ganz unrichtig. Sand stand durchaus auf eigenen Füßen. Unter dem 5. Mai 1818 findet sich in seinem Tagebuch die Notiz: „Wenn ich sinne, so denke ich oft, es solte doch Einer mutig über sich nehmen, dem Kozebue, oder sonst einem solchen Landesveräther, das Schwert in's Gekröse zu stoßen" [Sand, Tagebücher S. 151]. Erst ein halbes Jahr später, im Herbst 1818, lernte er Follen kennen. Schon im Jahr 1812 entwich der 17-jährige Gimnasjast aus Hof, wo Napoleon mit dem Heere durchzog, weil er der Versuchung nicht widerstehen zu können glaubte, ein Attentat auf den „Erzfeind seines Vaterlandes" zu wagen [Acten 94], was bekantlich wenige Jahre vorher dem Erfurter Pfarrerssohn Friedrich Staps in Schönbrunn misglükt war. Weit mehr hatte ein anderer junger Mann, der studiosus Kaiser, ein junger Hegeljaner, in Erlangen Einfluß auf ihn gewonnen. Sand's Tagebücher, hrsg. von Weßelhöft, bezeichnen ihn nur mit K., Roholz [S. 18] nent ihn aber mit vollem

---

[1] Freilich hatte der später wegen Hochverrats zu 10 Jahren Festung verurteilte, dichterisch hochbegabte Adolf Follen in seinen „Freie Stimmen frischer Jugend" u. A. gesungen:

> „Schalle, Du Freiheitssang!
> Feig bebt der Knechte Schwarm,
> uns schlägt das Herz so warm,
> uns zukt der Jünglingsarm
> voll Tatenlust."

und dann noch kräftiger:

> „Freiheitsmeßer gezükt!
> Hurrah, den Dolch in die Kehle gedrükt!
> Mit Kronen und Bändern,
> mit Purpurgewändern
> zum Rachealtar ist das Opfer geschmükt!"

Aber merkwürdiger Weise hat gerade Sand an diesen Strofen sich nicht begeistert (sie erschienen im Jahre seiner Mordtat); denn in seinem Gepäk fanden sich Körner's Gedichte, und dort doppelt unterstrichen die Stellen:

> „Was soll das ew'ge Zaudern?
> Hier hilft nur rasche Tat,
> die kraftvoll ohne Schaudern
> das Schlangenhaupt zertrat."

und dann:

> „Das höchste Heil, das lezte liegt im Schwerte,
> drük Dir den Speer in's treue Herz hinein,
> der Freiheit eine Gaße . . ." —

Man könte die beiden Gedicht-Pare miteinander vertauschen, es würde nicht viel geändert werden. Was jeder Dichter meint, ist seine Sache; und was jeder Leser meint, ist wiederum seine Sache. Jeder Vogel baut eben sein Nest aus dem Streu, welches er findet; und Jeder sucht sich die poetischen Zitate als ideale Grundlage für sein Handeln, die ihm gefallen.

Namen. Man kann hier sehen, wie merkwürdig sich Menschen oft beeinflußen. Weniger tief eindringende Beurteiler unserer geschichtlichen Episode meinten immer, der reine, gottgläubige Sand könne nur durch einen frevelhaften Lehrer des Tirannenmordes zu seiner Tat veranlaßt worden sein, und, da er später einen solchen Propagandisten, Follen, kennen lernte, müße er es gewesen sein. Das pure Gegenteil! Sand war, wie die Stelle vom 5. Mai 1818 überklar zeigt, von Haus aus ein innerlich kochender, explosibler Tatenmensch. Was ihn immer noch zurükhielt, war sein Zweifel über die an sich sitliche Berechtigung seiner Tat, sein Kampf mit Dem, was er seinen „Gott" nante. Sein positiver Kirchenglaube, der in einer stark pietistisch gefärbten Familientradizjon wurzelte (man lese den innigen Briefwechsel mit der Mutter in den „Tagebüchern"), war schon durch die Lektüre von Herder und die ganze razjonalistische Schule stark in's Wanken gekommen — „es ist jezt aus mit der Betschwester" [Tagebücher 147], „die Vernunft soll mir die höchste Richtschnur sein" [ebenda 149], „frisch, frei, fröhlich und fromm wolltest Du uns haben, großer Lehrer der ganzen Menschheit, Jesus" [ebenda 150] — nun komt ein junger Adept der neuesten Schule, und zeigt ihm, wie man überhaupt mit dem Begriff „Gott" manipuliren könne und müße. Dieser Kaiser war ein rein spekulativ-filosofischer Kopf von fast grazjösem Können. Zu einer Tat hätte er sich wahrscheinlich nie entschloßen — im Gegenteil, als Follen mit seinen propagandistischen Ideen nach Jena kam, sagt er sich ausdrüklich von dem wißenschaftlichen Lese-Verein der Fries, Follen, Sand etc. daselbst los [Koholz 18] — aber die Heranbildung, die Disziplinirung des Geistes zu irgend welchem Ideen-Komplex verstand er treflich vorzubereiten. Er war eben ein reiner Dialektiker wie Hegel auch. Er hatte die Hegel'sche Idee vom absoluten Ich weitergesponnen und mit jugendlicher Elastizität in's Fantastisch-Abstrakte gehoben. Sand geriet an diesem Neuling in die heftigsten Zukungen. Er erkent ihn wol als den größeren Meister. Es beginnt ein heftiger Widerstreit. Täglich widerlegt er ihn in seinem Tagebuch. Bis er plözlich in seinen Nezen zukte. Und erst jezt entschließt er sich zum Höchsten. Man höre! Kaiser vertritt die Idee, der reine Geist habe Nichts mit der Natur zu schaffen, die Natur sei immer etwas Verächtliches, Hemmendes, Böses, man brauche auf sie, Gemüt, Verstand, Vernunft, Freiheit, keine Rüksicht zu nehmen, der reine Geist schwinge sich klar und frei in die höchste Höhe, vereinige sich mit dem Unendlichen, seze sich als Gott. In dem filosofischen Exposé, das Kaiser dem Sand überreichte, heißt es: „Ich sehe nicht ein, weßhalb der Geist zu seinem Leben der Form des Endlichen bedürfe, das heißt, warum außer Gott, das heißt der Seligkeit der Geister, noch etwas Anderes sei; mir erscheint der Inhalt und der Zwek der sogenanten Natur und des menschlichen Lebens leer und völlig gehaltlos; ich kann daher nicht für die bloße Verbeßerung des menschlichen Zustandes thätig sein, sondern muß meine ganze Kraft auf die Vernichtung der Natur und des menschlichen Lebens verwenden, dadurch ich die Idee der Geisterseligkeit, des wahren geistigen Lebens in mir zu entwickeln habe ......" [Tagebücher 165—166]. — Der Kundige fühlt, welche Gefahr in diesen Darlegungen für ein explosibles Gemüt schlummert. Sand staunte vor diesen Säzen, die, nebenbei gesagt, Hegelisch vollständig korrekt waren. Er bekämpft sie auf Tot und Leben. Am 22. August schreibt er in sein Tagebuch: „Gott, heute lebte ich mit Kaiser und seinem Aufsaz zusammen. Ich bewundere, was ich keinem Menschen thue, seinen freien, tüchtigen Geist, der — was soll er noch mit dem Körper? — Ich werde hineingeführt auf's neue und ärger und ärger; ich kenne mich als Feigling — nur Du, o Gott, kannst mir zum Klaren helfen" [ebenda 167]. Aber schon am 10. Oktober schreibt er in Jüterbock auf der Ferienreise in sein Buch: „..... unsere ganze Menschenbildung und unsere Seelen- und Thatenwelt kann nie mehr sein und werden, als ein Morgengrauen, das Dämmern vor Sonnenaufgang. Die ewige Sonne geht uns erst im Himmel auf" [S. 163]. Da ist doch schon der Kaiser'sche Gedanke von der Verächtlichkeit der Natur in's Teologische übersezt. Im Spätherbst 1818 trift er wieder mit Kaiser in Jena zu Beginn des Wintersemesters zusammen. Er schreibt in sein Buch vom 20. Oktober: „Kaiser kam am Abend zu mir, war gesund, edel und frei, wie je, klar und fest, unerschütterlich, einig in seinen Gedanken. Er erzählte mir, wie er jezt völlig entschieden sei; seine Idee, den Geist aufzufaßen, entwikle sich immer heller in ihm; er sei entschieden, sie auszusprechen, sie zu handhaben, sein Werk zu vollenden. Muthig müße von den Seelen der Himmel erstürmt werden. Vor dem Geiste müße aller Schmutz der Sünde, aller Unterschied,

was das Böse sei, völlig als leeres Trugbild sinken, und Menschheit, Erde und Himmelsgebäude wolle er stürzen. . . . . . So klar, so erhaben, in mächtiger Ruhe sprach er das Alles, wie ich ihn nie sah; ich verlor alles Gefühl der Unheimlichkeit; ich wurde als freier Bruder zu ihm hingezogen. Gott helfe!" (S. 168—169). Man sieht, wie der Teologe dem Filosofen allmälich unterliegt. Er meint zwar immer noch, er habe seinen Standpunkt vor Kaiser gerettet, aber was soll es heißen, wenn er am 4. Dezember 1818 u. A. schreibt: „O der gewaltigen Stunden, da ich gebrochen in meiner bisherigen Geisterwelt, da ich mich entscheide, unbedingt meinem Volk zu leben, da ich 1000 Fäden löse und zerreiße, die mich hielten, den Opfertod für's Vaterland zu sterben. Ich entscheide mich mit meinem Willen unbedingt, o ewiger, heiliger Gott für dein Reich, die Freiheit" [S. 172—173]. Den kolossalen Subjektivismus Kaiser's hat er sich zu eigen gemacht, aber er übersezt ihn in's Teologische. Am 5. Dezember 1818: „Alle Gnade verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; der Gnaden Gottes will ich nur die Eine, die mit dem Sezen unseres Wesens erschöpft ist, die somit nie wiederkehren kann — [er identifizirt also genau wie Kaiser sein inneres Leben mit Gott; nur drükt er sich teologisch aus]. — Ich entsage dem schlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur- und Menschenwelt, je mehr sich auf der andern Seite mein eigenes Gemüth hinaufsteigern will; meine Seele soll diese unmittelbaren Berührungen mit Dir, o Gott, nie verkennen . . . ." [S. 173]. Man sieht, von der Teologie kam er nicht los. Das grandiose Beispiel Kaiser's steht fortwährend vor seiner Seele. Es gelingt ihm, sein eigenes brennendes Gefühl mit „Gott" zu identifiziren, seine Seele zu ihm „hinaufzusteigern". Aber weiter kann er nicht. Den außerweltlichen Gott ließ er nicht los. Er war eben kein Denker. Er war Empfindungsmensch und Muskel-Mensch. Und so war auch seine Vorstellung von Gott etwas Muskuläres, etwas Körperliches, etwas Außerweltliches. Dieser Kaiser war ein reiner Denker, ein gewanter Kopf, ein Prästidigitatör im Denken; er prüfte Gedanken auf ihre ideele Verwertbarkeit, für die Sistembildung, wie Hegel. Sand erwog Gedanken nur im Hinblik auf die Tat, auf die Ausführbarkeit, „seinem Volke zu leben", „Opfer zu bringen". Sah er ein Hindernis, wolte er es nicht dialektisch überwinden, sondern mit fisischer Gewalt. — Hegel wäre im nahen Nürnberg, wo er noch als Rektor Schulhefte korrigirte, erschroken, hätte er diese beiden jungen Experimentatoren, von denen der Eine den Himmel, der Andere die Erde aufwühlte, bei der Arbeit gesehen, und hätte er erfahren, was diese Beiden aus seiner „absoluten Idee" gemacht haben, er, der wenige Jahre später mit dem gleichen Sistem die Stüze des preußischen Staates bilden solte. Auch hier gilt eben das, was wir oben bei anderer Gelegenheit gesagt haben: Jeder Filosof filosofirt was er kann, und die Zeitgenoßen und Schüler lesen aus dieser Filosofie heraus, was ihnen beliebt. — Am 31. Dezember 1818 schreibt noch Sand: „So begehe ich den lezten Tag dieses Jahres in ernster, feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der lezte Christtag wird gewesen sein, den ich eben gefeiert habe. Soll es etwas werden mit unserem Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserem Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergeßen werden, und die Begeisterung wieder auflohen im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder, — dieß habe ich erkannt. O Gott, dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, so sehr ich auch freier über Dich denken lernte. In mir liegt Alles. Im Gebiete meines Willens liegt Alles . . . . ." [S. 174]. — Hier bricht das Tagebuch ab. Erst jezt, d. h. mit Beginn des Wintersemesters 1818, könte von einem Einfluß Follen's die Rede sein. Aber man sieht ja aus dem Vorausgegangenen deutlich, in welcher Richtung Kaiser auf ihn gewirkt hatte, und wie Sand schon Ende Oktober fix und fertig war. Das Einzige, was man sagen könte, ist, daß Follen kein konträrer, sondern ein adjuwatorischer Faktor in der allerlezten Entwiklung Sand's gewesen ist. Der Name Follen's selbst komt in den Tagebüchern dieses ehrlichsten Selbstbekenners nicht ein einzigesmal vor. —

Und jezt zog er wolvorbereitet, mit einem Dolch und einem kleinen Schwert bewaffnet, Körners's „Leier und Schwert" in der Brusttasche, mit 30 Talern Reisegeld, die er sich von Follen entlehnt hatte, unter den heißesten Fleh-Gebeten an Gott, und nachdem er einen ergreifenden Abschieds-Brief an seine Eltern gerichtet hatte, von Jena [März 1819] aus, um das von dem Haße ganz

Deutschlands verfolgte Opfer einzuholen[1]. — Er war ein gedrungen-gebauter Bursch mit schwarzen langen Haaren, die in altdeutscher Manier auf die Schultern herabfielen, großer Stirne, breitem Gesicht, braunen Augen, deren Blik „nicht geistreich“, aber „offen und freundlich“, die ganze Fisiomomie „mehr gutmütig als vorzüglich intereßant“ [Acten 93]. Er gehörte also nicht zu jenen idealistischen Lang-Schädlern, die wir vorzugsweise bei Denkern antreffen (Schiller, Moltke, Friedrich der

---

[1] Dieser Brief ist doch so merkwürdig und nach vielen Seiten so beweiskräftig, besonders auch nach der Seite, daß wir es in Sand nimmermehr mit einem leicht-beweglichen, Follen's starkem aber logisch gearteten Geist unterlegenen, jungen Mann zu tun haben, sondern mit einem gemütstiefen, nur aus der eigenen Innerlichkeit schöpfenden, hochpatrjotischen, glühenden und fanatischen Jüngling, der, auch in seinem teologischen Gebahren, vielfach an den jungen Luther erinnert, daß wir einige der charakteristischsten Stellen hier wiedergeben wollen: „Jena, Anfang März 1819. Treue, ewig theure Seelen! Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und schwankte, Euch über dieses zu schreiben. Zwar möchte, wenn Ihr die Nachricht von dem Geschehenen mit einmal erführet, der herbe Gram leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann dieser Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren. Also heraus aus der umschloßnen Brust, hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann. — Euch bringt dies Blatt des Sohns, des Bruders letzten Gruß zurück. Gesagt, gewünscht habe ich immer viel, es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien laße und die Noth unseres Vaterlandes drängt mich zum Handeln. — Dies ist ohnstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, das für uns der entehrendste Schimpf, wenn all' das Schöne, das von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende kühn geopfert haben, als Traumbild ohne bleibende Folge nun in trübem Mismuth wieder erschlaffen, wenn die Reformation des alten Lebens jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte — unsre Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. Der Anfang zur Erneuerung unseres deutschen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813, mit getrostem Mute begonnen; das väterliche Haus ist von Grund aus erschüttert; vorwärts, laßt es uns wieder aufführen, neu und schön, recht einen Tempel, wie ihn unsre Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menschlichen im deutschen Volke, warum beugen sich ganze Schaaren nieder unter das Joch dieser Argen, soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert mit uns ihr Spiel bis auf's völlige Verderben unseres Volkes hin . . . [er spricht nun in der offensten Weise fast leichtsinnig von seinem Opfer und seinem Vorhaben] . . . Er ist unter ihnen der feinste und boshafteste, das wahre Sprechwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten feigen Schlummer. Er treibt täglich argen Verrath am Vaterland, und steht dann, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, trotz seiner Schlechtigkeit da als ein Abgott für die Hälfte Deutschland's, die von ihm geblendet gerne das Gift einnimmt . . . Soll nicht das größte Unglück über uns kommen, soll die Geschichte unsrer Tage nicht mit ewiger Schmach behaftet sein, so muß er nieder! — Ich spreche immer: soll etwas Heilbringendes werden, so laßt uns Kämpfe und Mühe nicht scheuen; die rechte Freiheit des deutschen Volkes erwächst uns nur dann, wenn von Braven gewettet und gewagt wird, wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streit für Recht und für die höchsten Güter mit Hintansetzung alles Lieben nur den Tod liebt. Wer soll, da es sein muß, auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehen? In Angst und bitteren Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon eine geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkommen und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich laße auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich Keiner, und es hat auch jeder so gut wie ich das Recht, auf einen Andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher und wer soll uns von der Schande befreien, wenn er ungestraft den deutschen Boden verlaßen, seine durch Verrath gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht Jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? Also nur muthig daran! Auf ihn will ich getrosten Muthes losgehen, ihn den Schänder und Verführer unserer Brüder, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns in die Hände der arglistigen Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht; seit ich erkannt habe, welch' Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne, den falschen, feigen Schurken, ist dies für mich, wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen beachtet, ein strenges Muß geworden. — Möchte ich alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, wo Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch unwürdigen Staatenbund, aus der nahen Gefahr zu retten. Möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten! — Schriften und Reden wirken nicht, nur die That kann jetzt einen; möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für die Sache der Menschheit, das seit 1813 unter uns lodert, unterhalten und mehren helfen; so wären alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen schönen Träumen für ein künftiges Leben, doch auch ruhig und voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterland heimzuzahlen, was ich ihm schulde. — So lebet wohl, ihr treuen Seelen, es fällt die schnelle Trennung schwer und Euere Erwartungen, wie meine Wünsche sind wohl getäuscht; doch mag das Eine vorbereitet haben und trösten, was die Noth des Vaterlandes erheischt, zuerst von uns selbst zu erlangen, was sich bei mir zum unverbrüchlichsten Grundsatz eingelebt hat . . . [er suponirt die Vorwürfe der Eltern, die ihn unter so großen Opfern hätten erziehen laßen:] . . . In die Wißenschaften ließet Ihr mich einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut und bin wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und die Größe meiner Umgebungen klar zu werden. Ich habe die Wißenschaften in gewöhnlicher Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wißens zu überschauen und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, habe das Land bereist, Menschen und ihr Getriebe kennen gelernt . . . Aber sollte mich dies Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Eure unsägliche Liebe nicht gerade anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unser Aller Streben? Ob ich Eure Liebe erkenne oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubt's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht gerade jene Liebe zu Euch und dem Vaterland, die mich treibt, sie Euch zu beweisen? . . . [Er suponirt den Vorwurf der Mutter: in der Jugend habe sie ihn gepflegt, jetzt, wo sie selbst der Pflege bedürfe, gehe er von hinnen:] . . . Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin eines andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge? und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Gewiß aber, Du klagest nicht und erkennst dergleichen Rede nicht, edle Frau! Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen [er spielt auf den Feldzug von 1815 an], und wenn mein Land jetzt hereintreten wollte für die deutsche Sache, so würdest Du auch diesmal zum Kampfe mich fortschicken . . . Verlaßen auf dem einsamen Weg, den ich wandeln soll, habe ich keine Aussicht, als auf den ewigen Vater; in Ihm faße ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That zu vollführen . . . Gebet selbst den Harm auf, und achtet nicht so sehr meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht und nie untergehen wird. Dann aber stehet weiter mit dem Vaterlande und führet Eure Kleinen [er spricht von den jüngeren Geschwistern], denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf die gewaltigen Berge, und laßet sie dort auf dem erhabenen Altar, in Mitte des Vaterlandes sich weihen und gelübden, nie ruhen und vom Schwerte laßen zu wollen, bis die Brüder in Freiheit geeinigt, bis alle Deutsche, wie das Eine Volk, so auch in Einem Reiche freier

Große), sondern er gehörte zu den Breitschädlern, die wir vorzugsweise bei Männern der Tat finden (Bismarck, Cromwell, Danton). Er trug den schwarzen deutschen Rok der damaligen Burschenschafter und ein schwarzes Samtbarett mit dem goldgestikten Eichenlaub[1]. Der Weg ging, meist zu Fuß, über Erfurt, Eisenach, Frankfurt, Darmstadt. Ueberall suchte er Freunde und Gesinnungsgenoßen auf, in den lezeren beiden Städten besonders die Mitglieder der „Unbedingten", darunter Sartorius und Kahl, von welch' lezterem er sich nochmals 6 Karolin, ca. 40 Taler, entlehnte. Am 23. März, nach 14-tägiger Reise kam er in Mannheim an, wo er sich sofort nach Kozebue's Wohnung erkundigte. —

Entscheidend war für Sand die Ueberzeugung, daß, wenn die Regierungen nicht mehr in der Lage seien, den schädlichen Einfluß eines Einzelnen, weil er zu gewaltig sei, und weil sich Niemand an ihn heranwage, zu brechen, dann ein allgemeiner Notzustand entstehe, „ein Krieg", in dem der Einzelne seinen Willen durchzusezen berechtigt sei (Acten 219—221). Die Entscheidung für die Tat war für ihn ein schwerer Kampf; nachdem er sich aber für sie entschieden, sagte er Niemandem etwas — „man muß handeln und schweigen" (Acten 131) — sondern traf im Stillen seine Vorbereitungen nnd führte sie unvermutet aus. Der Umstand der Geldentlehnung bei Follen und Kahl und das Aufsuchen der „Freunde" in den Rheinischen Städten könte, rein äußerlich genommen, für die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, eines gemeinsamen Komplotts sprechen; aber innere Gründe sprechen dagegen: einmal jener Zug des Verschloßenen, Unerbitlichen, Mit-sich-selbst-Kämpfenden, den wir bei Sand finden; ferner bedurfte eine so fanatische Kraft, wie er sie repräsentirte, keiner moralischen Anlehnung an Andere; und drittens war es die Klugheit und die feine moralische Rüksicht Sand's, die ihn davon abhielt, durch Mitteilung an Andere diese zu kompromittiren; dieselbe Klugheit, die ihn in Jena einen Brief zurüklaßen hieß, in dem er seinen Austritt aus der Burschenschaft erklärte; wie er auch später vor dem Untersuchungsrichter in seinen Angaben über sich selbst die größte Offenheit an den Tag legte, in den Angaben über Andere aber sehr zurükhaltend war. — Er wurde am Morgen bei Kozebue nicht vorgelaßen, sondern auf den Nachmittag beschieden. Er ging zurük in's Wirtshaus, aß zu Mittag und unterhielt sich sehr aufgeräumt während mehrerer Stunden mit zwei Landpfarrern an der Wirtstafel „mit wahrhaft filosofischer Ruhe und wie ein Mann, der mit sich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist" (Acten 71 f.). Um fünf Uhr ging er wieder zu Kozebue, ward vorgelaßen, sprach einige gleichgültige Worte und stieß ihn dann im Empfangszimmer mit großer Wucht nieder mit den Worten: „Hier, Du Verräther des Vaterlandes!" Kozebue stürzte lautlos zusammen und starb wenige Augenblike darauf; einer der Stöße hatte das Herz durchbohrt. Sand, der Zeit gehabt hätte, zu entfliehen, ging langsam hinaus auf die Straße, kniete nieder, betete: „ich danke Dir Gott für diesen Sieg" und stieß sich dann ein zweites, kleines Schwert langsam tief in die linke Brustseite, worauf er in Folge des Blutverlustes ohnmächtig wurde. —

Die Tat erregte in Deutschland das ungeheuerste Aufsehen. Mitleid fand Kozebue fast nirgends. Und wenn der berühmte Brief des Berliner Teologen de Wette, den er Sand's Eltern schrieb, und der nur in Form eines Trostschreibens eine Wiederholung der Lehre vom „Tirannenmord" war, „das aussprach, was ganz Deutschland dachte" [Langguth II, 1], dann herschte in ganz Deutschland heimliche Freude und offenkundige Bewunderung für den kühnen Täter[2]. — Freilich mußte das

---

Verfaßung auf's Innigste verbunden sind! . . . Gesegnet sei im deutschen Volke die kampfrüstige Schaar, die die Sache der reinen Menschheit zu fördern muthig entschloßen ist, und unter ihnen möchte ich sie sehen, deren Liebe ich mich rühme bis an mein Ende.

Das lezte Heil, das Höchste liegt im Schwerte,
Drück Dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gaße!

Euer in Liebe Euch ewig verbundener Sohn und Bruder und Freund Carl Ludwig Sand." [Acten-Auszüge, S. 119—124]. —

[1] Das bekannte Profilbild, welches man meistens abgezeichnet findet, und welches auch Schneider („Die Burschenschaft Germania" S. 47) reproduzirt hat, ist offenbar stark geschmeichelt, und macht mit dem breiten Spizenkragen, der auf das Samtkolett fält, den langen Loken, dem schwärmerisch nach oben gerichteten Blik geradezu einen mädchenhaften Eindruk. Es stamt zudem aus sehr jugendlicher Zeit. Das beste, aber nicht schönste Bild dürfte das sein, welches sich in den „Acten-Auszügen" findet, en-face-Porträt mit der Unterschrift: „Sand im vierten Monat seiner Verhaftung." Hier sehen wir ein breit-ausladendes Gesicht, vorspringende Bakenknochen, resolutes Drein-Schauen, trozigen Blik, wuchtige Schultern, kurz angesezten Hals, breite Hand, kurz: den Tatmenschen.

[2] „Die Leidenschaft wird geheiligt — schrieb de Wette — durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Daß dies bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn der Fall gewesen, bin ich fest überzeugt. Er war seiner Sache gewiß; er hielt es für recht, das zu tun, was er tat, und so hat er recht getan. Ein Jeder handle nach seiner besten Ueberzeugung, so wird er das Beste tun. — Ohne irgend einen Anteil an dieser Art von Leidenschaft wird kaum eine große Tat von dem Menschen vollbracht werden können; das Licht der Begeisterung

Gericht seinen Gang gehen, und der Einfluß des durch die Ermordung seines Spionen auf's Höchste gereizten Rußlands war so stark, daß bei der in Berlin befohlenen Totenfeier für Kozebue die Schauspielerin der „Germania" weinen mußte (Langguth ebenda). — Am 20. Mai 1820, etwas mehr als ein Jahr nach der Tat, welches er, obwol schwer verwundet, mit großer Faßung und ungebeugten Mutes ertrug, und während deßen er mit den Seinen einen fast entusiastischen Briefwechsel gepflogen, von der Bevölkerung Mannheim's fast auf den Händen getragen und mit zarten Aufmerksamkeiten überschüttet worden, wurde er früh Morgens 1/2 6 Uhr außerhalb Mannheim's enthauptet. Die Szenen, die sich dabei und darnach abspielten, zeigten, daß sich die Menschheit in ihrer etischen Reakzjonsweise seit den Zeiten Jesu nicht verändert hatte. Sein eigener Scharfrichter Widmann bat ihn öffentlich um Verzeihung und erklärte ihn für einen „Helden der nazionalen Idee". Der Stadtdirektor, der ihm das Urteil vorlas, bedeutete ihm, die Worte im Urteil „zum abschrekenden Beispiel" seien nur eine juristische Formel. Die vornehmsten Damen Mannheims warteten schluchzend die Nacht vor der Hinrichtung im Zuchthaus, bis er aus der Zelle kam, um von ihm Abschied zu nehmen. Man mußte die Hinrichtung zu einer geheim gehaltenen Stunde vornehmen, weil man einen Aufstand der Menge fürchtete. Ein Wagen, um Sand zum Richtplaz zu führen, war in ganz Mannheim nicht zu bekommen und mußte von auswärts bezogen werden. Auch die Beerdigung der Leiche fand mitten in der Nacht statt, und der Plaz wurde wieder mit vorher ausgehobenen Grasstüken eben belegt, um abergläubischen oder fetischistischen Misbrauch der Leiche zu verhüten. Troz der geheim gehaltenen Stunde hatten viele Hunderte an dem aufgeschlagenen Schafott ausgehart, und kaum war das Militär nach der Exekuzjon abgezogen, so stürzte sich die Menge auf den Richtplaz, um Holzteile aus dem Gerüste abzuschneiden. Mit Blut, Haaren und sonstigen Reliquien Sand's wurde während der folgenden Jahre ein schwunghafter Handel getrieben, und die meisten jungen Damen Mannheim's und Umgegend trugen irgend eine Reminiszenz Sand's im Medaljon. Auch das Mannheimer Schloß hat viele derartiger Sachen noch heute im Besiz. Der Richtplaz heißt heute noch „Sand's Himmelfahrt's-Wiese". Eine Flut von Gedichten und Baladen beschäftigte sich mit Sand und ging in Form von Flugblättern und Abbildungen durch ganz Deutschland[1]. Die Zahl der auf Sand bezüglichen Lieder ist z. B. weit größer, als diejenige der auf Schill. Das schönste ist wol das mit:

„Du stehst in unserer Mitte,
O Sand — wer ist Dir gleich!"

anhebende, im echten Volkston gedichtete[2].

---

wird immer zur Glut auffordern. — So wie die Tat geschehen ist, durch diesen reinen, frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. — Wer das Leben wagen kann, hat das wahre Hochgefühl desselben, und schäze man doch nicht den Wert desselben nach seiner Dauer, sondern nach seiner inneren Fülle und Schönheit. — Ein Jüngling sezt sein Leben daran, einen Menschen auszurotten, den so Viele als einen Gözen verehren. Solte das ohne alle Wirkung sein?" — Der berühmte Teologe und Herausgeber der Briefe Luther's wurde wegen dieses Schreibens gegen den Willen der Universität vom König von Preußen abgesezt. —

[1] Eine sehr bemerkenswerte, 215 Nummern umfaßende Kolekzion von unsern Zeitabschnitt betreffender Schriften, zum Teil aus dem Nachlaße Maßmann's, darunter 27 Nummern über Sand, 26 Nummern über das Wartburgfest, 30 Nummern über den Tugendbund, viele Komers- und Liederbücher damaliger Zeit, befindet sich gegenwärtig im Besiz der Buchhändler Breslauer und Meyer in Berlin (W., Leipzigerstraße 134), eine andere Anzahl Sand betreffender Porträts und Illustrazionen besizt das Antiquarjat von Emil Hirsch in München (Karlsstraße 6). Beide Handlungen haben mir das Wertvollste daraus in freundlichster Weise zur Verfügung gestelt.

[2] Bei Ditfurth, F. W. Frhr. von, Historische Volkslieder der Zeit von 1756—1871. Berlin 1872. Bd. II. S. 9. — Dort auf S. 10 ein zweites. — Siehe auch das höchst sentimentale:

„Siehst Du vorm Thor die Wiese grün
und bunte Maienblümlein blühn? . . ."

in „Noch acht Beiträge" S. 93. — Welchen Umfang diese Flugschriften-Literatur angenommen hatte, mag ein östreichisches Rundschreiben v. J. 1820 erweisen, welches die Grazer Tagespost jüngst mitteilte und das folgendermaasen lautete: „Circulare. An sämmtliche Bezirkskommißariate. Die k. k. Polizey-Hofstelle hat unterm 8. gegenwärtigen Monaths Folgendes zu erinnern befunden: Unter die bösen Zeichen der gegenwärtigen Zeit gehört die Erscheinung, daß die Hinrichtung des Mörders Sand seine fanatischen Anhänger neuerdings zu mancherley Umtrieben und Versuchen, ihre schlechten Grundsäze zu verbreiten, angespornt hat. Unter andern vernehme diese Hofstelle, daß die Greuelthat des Mörders in einer Menge von Liedern, Gedichten und Flugschriften, welche in Winkelbuchdruckereyen ohne Wißen der auf diesen Unfug gegenwärtig aufmerksamen deutschen Regierungen zu Tag gefördert werden, wenn auch nicht vollständig angepriesen, dennoch in einem Licht dargestellt wird, welches Mitleiden, Theilnahme und selbst Hochschäzung dieses Meuchelmörders erzeugt. Diese Lieder, Gedichte und Flugschriften finden nach neuen Wahrnehmungen auch Eingang in die k. k. Staaten, zwar nicht auf dem gewöhnlichen Wege durch den Buchhandel, sondern durch Reisende, Handwerkspurschen, Studenten und Handlungsdiener. In dieser Hinsicht wurde dieses k. k. Kreisamt mit hoher Präsidialverordnung vom 22. dieses, und heutigem Empfange Nr. 1683 befehliget, sämmtliche Bezirksobrigkeiten

Was nun folgt, die Karlsbader Beschlüße, das Frohloken Metternich's über die Tat in seinem Sinne, die Einsezung der Mainzer Central-Untersuchungskomißjon zur Aufdekung der demagogischen Umtriebe in ganz Deutschland, die Aufhebung der „Burschenschaft", das nun erst Entstehen von Geheim-Bünden, des „Jünglings-Bundes", des „Männer-Bundes", die maßenhaften Einkerkerungen, die Flucht von Studenten und Profeßoren, das Anbrechen von Deutschland's trübster Zeit, während der Troz und Erbitterung immer tiefer sich in die Herzen einfraß — gehört nicht mehr in den Ramen unserer Darstellung. Wir wollen lediglich noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur an diese Studie anschließen.

So wie Sand die Tat ausführte, mit dem sichern Tot vor Augen — „wo wir für die warme Idee des Vaterlandes nur Schande und Rabenstein einhandeln" [Acten 112] — „wer wird mir's glauben, daß ich den Tot leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige" [Acten 131] — ist die Frage nach der sitlichen Berechtigung des politischen Mordes identisch mit der des Selbstmordes. Der Selbstmord ist aber als lezte Zuflucht des Menschen aus unerträglichen Situazjonen um so mehr als berechtigt angesehen, als er meist mit elementarer Gewalt den Menschen überkomt und aus einem untrüglichen Instinkt heraus selbst das Tier überwältigt[1]. Der Tot macht aber frei. Den Selbstmörder über jene Handlungen zur Rechenschaft ziehen, die er von jenem Moment an, da er den eigenen Untergang beschloßen, noch begeht, müßen wir uns schon deshalb versagen, weil sich der Täter unserer Beurteilung entzieht. Und mit dem Objekt fält unser Groll fort. Leute wie Charlotte Corday oder Angiolillo oder Sand vor unser diesseitiges Sittentribunal zu ziehen, fehlt uns das Mandat. Auch Hume meint: „angesichts des Universums ist es ganz gleich, ob ein Mensch oder eine Auster stirbt; und ob ich aus einer menschlichen Ader einige Unzen Blut entleere, oder den Nil oder die Donau von ihrem Lauf ablenke." Wer sich selbst tötet, tritt dem Universum gegenüber und hört für sich auf, ein erwägliches Objekt für die Landeshoheit zu sein. Das hat auch das tief-menschliche Gefühl, wie es im Dichter zum Ausdruck komt, ausgesprochen:

„Gebt kein Pardon! Könt Ihr das Schwert noch heben,
so würgt sie ohne Scheu,
und hoch verkauft den lezten Tropfen Leben,
der Tot macht alles frei." (Körner.)

Deshalb ist es auch vergebliche Mühe, angesichts der anarchistischen Taten, sobald der Betreffende den eigenen Tot mit in feste Rechnung zieht, in Verwünschungen und Sitlichkeits-Krämpfe auszubrechen. Einem Argument, welches mit dem Tot besiegelt ist, kann ich, der Lebende, niemals entgegentreten. Und rein idealistischen Selbstmorden gegenüber, wie sie der Anarchismus erzeugt, bleibt der menschlichen Gesellschaft rein nichts Andres übrig, als den Stahl der moralischen Anklage gegen die eigene Brust zu zücken. Denn was kann man selbst in einem für den Täter denkbar ungünstigst gelegenen Fall, was kann man selbst einem Menschen wie Lucheni, der auf die Frage, warum er die Kaiserin Elisabet ermordet, antwortete: „um mein Leben zu rächen", menschlicherweise entgegen halten? Jeder Mensch kann, wenn er sein Leben hingibt, mit dem Leben jedes seiner Mitmenschen, rein poßibilistisch gesprochen, tun, was er will. Warum solte dies dann Jemandem zu tun verwehrt sein, der noch den hochidealistischen Zwek einer Demonstrazjon zu Gunsten seiner notleidenden Brüder, zu Gunsten seines Vaterlandes oder dergl., damit verbindet?[2]

---

als Polizeybehörden auf diese Gattung Reisender aufmerksam zu machen, und die Verfügung zu treffen, daß jeder, welcher derley Lieder, Gedichte und Schriften auf Sand und deßen gleichgesinnte Konsorten — diese Schriften mögen gedruckt, geschrieben, und ihrem Inhalte nach, mehr oder weniger bedenklich sein, — besitzt und verbreitet, deßhalb zur Rechenschaft gezogen, nach der Strenge der Vorschriften geahndet, und hiebey jedesmal die bedenklichen Schriften und Lieder vertilgt, von jedem solchen Falle aber dem hohen Präsidium Kenntniß gegeben werde. Sämmtliche Bezirksobrigkeiten werden demnach angewiesen, diese hohe Anordnung sich pünktlichst gegenwärtig zu halten, auf solche Reisende durch Wirthe und Gemeinderichter strenge wachen zu laßen, von jeder solcher Amtshandlung aber diesem Kreisamte ungesäumt die Anzeige zu erstatten. K. k. Kreisamt Cilli, am 27. September 1820. Ziernfeld, k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann." —

[1] Siehe die schöne Abhandlung über diesen Gegenstand von David Hume. „Of Suicide, Essays moral, political and literary, ed. by Green and Grose. London 1882. vol. II. p. 406—414. —

[2] Siehe auch die warmherzige Verteidigung Charlotte Corday's durch Jean Paul in deßen „Dr. Katzenberger's Badereise". III. Abtlg. im Anhang. —

Also von dieser Seite ist es unmöglich, Sand beizukommen. Das hat auch ganz Deutschland damals gefühlt und ist in de Wette's Brief zum Ausdruk gekommen: „er hat nun gelebt, da er für den höchsten Trieb seines Herzens zu sterben beschloßen hat" [Acten 255].

Man hat nun versucht Sand als „geisteskrank" hinzustellen. Seine burschenschaftlichen Komilitonen von damals haben sich energisch dagegen gewehrt. In den „Acten-Auszügen" heißt es S. 209: „Seine Jenaer akademischen Freunde wollen von einem Hang zur Schwärmerei bei Sand nichts angetroffen haben. Sie stimmen überein, daß er ein ruhiger, braver, besonnener Mensch gewesen, so daß Jeder ihn habe lieb gewinnen müßen. Tieffühlend habe man ihn gefunden, aber nicht schwärmerisch, vielmehr habe er immer mit ruhiger Besonnenheit gesprochen." Der Stadtfisikus zu Mannheim, der ihn untersuchte, sagt in seinem Gutachten, „daß Inquisit im Besitz richtiger Sinne und eines vollkommenen Gedächtnißes sei. Was seine Vernunft betrifft, so hat der Unterzeichnete Stadtphysikus nie eine Zerrüttung an derselben wahrnehmen können" [Acten 211]. Ueber seine Vernehmung heißt es: „Während seines ganzen Verhörs war er vollkommen bei Verstande. Dies zeigen seine wolüberdachten Antworten im Protokoll" [ebenda S. 213]. Auch der Bericht des Ober-Hofgerichtes an den Großherzog von Baden in Betreff Bestätigung des Totesurteils, welcher mit Sand außerordentlich glimpflich umgeht, und ein direktes Gnadengesuch nur deshalb zu unterlaßen erklärt, weil es außerhalb seiner Befugnis sei, muß zugestehen, daß „nicht die mindeste Spur eines Wahnsinns" bei Sand zu finden gewesen sei [Acten 246]. Nur die Verteidigung sprach von einer „fixen Idee" Sand's im Hinblik auf die Gefährlichkeit Kotzebue's für Deutschland. Sand selbst meinte, „seine Grundsäze lägen in der Denkart des Zeitalters, und wären bei manchen seiner Bekanten in der nämlichen Art anzutreffen" [Acten 205]. Das war wol mit dieser ruhigen Bescheidenheit noch sehr milde ausgedrükt. Ganz Deutschland dachte damals so wie Sand. Er war nur der einzige, der den Mut hatte, „den Gedanken bis zu Ende zu denken." Am Nachmittag, da die Nachricht von Sand's Tat in Jena bekant wurde — schreibt der später hochkonservative Heinrich Leo — hätte man leicht „ganze Schaaren neuer Meuchelmörder" für Deutschland's Sache auftreiben können, und diese Stimmung hielt mehrere Tage an [Schneider 80]. Es scheint also, die ganze Jenaer Burschenschaft litt an derselben „Geisteskrankheit" wie Sand. Und vielleicht war überhaupt die ganze Burschenschaft nur eine jener „Geisteskrankheiten", wie sie in monarchischen Staaten zu gewißen Zeiten vorkommen.

Bei Beurteilung derartiger Ereigniße darf man sich nicht auf den beschränkten Standpunkt eines preußischen Geschichtsschreibers à la Treitschke stellen, der in der gesamten burschenschaftlichen Bewegung nichts weiter, wie niederträchtiges Demagogentum erblikt[1], weil sie, die einzige tiefere Bewegung der damaligen Zeit, sich aus Preußen's Grenzen hinwegbegeben, und in Mitteldeutschland ihren Siz aufgeschlagen hatte. Auch die rein-wißenschaftlich-psichologische Auffaßung eines Régis und Lombroso, welche die gemeinsamen psichologischen Merkmale von Leuten wie Brutus, Charlotte Corday, Perowskaja, Wera Saßulitsch, Sand etc. zusammenstelt und die ganze Gruppe der politischen Verbrecher mit patologischen Merkmalen behaftet ansieht, komt hier nicht zum Ziele. Diese Betrachtung hat innerhalb der wißenschaftlichen Grenzen ihre Richtigkeit. Für die Weltgeschichte ist sie belanglos. Die Weltgeschichte hat denn doch eine andere Gangart, und die Faktoren, aus denen sich ihr Gewaltschritt zusammensezt, entziehen sich einer lediglich neurologischen Betrachtung. Zugegeben einmal, Sand hätte das eine oder andere patologische Merkmal dargeboten, er wäre noch schwärmerischer gewesen,

---

[1] Oder man lese z. B. das hilflose Gejammer eines heutigen deutschen Profeßors, Fr. von Bezold's, in: „Zur Geschichte des politischen Meuchelmords", Beil. z. Allg. Ztg. 1899. Nr. 92—93, wo, ähnlich wie in Zenker's Buch, die Furcht vor der Konfiskazion, oder die Angst, es möchte die ruhig-objektive Behandlung einer heute schwierig-gestalteten Frage die Gunst in einer höheren Region verscherzen, oder ein Blatt in gewißen Kreisen misliebig machen, zu niedrigen Schergendiensten zwingt. Die „Beilage" nahm ehedem eine stolzere Haltung ein. Nirgends mehr eine Spur von jener antiken Größe, welche sich mit seinem Schiksal identifizirt und das Unvermeidliche mit Patos und heldischer Seelenruhe vollführt. Ist das etwa die Folge der ausschließlichen Beschäftigung mit Naturwißenschaften und der Vernachläßigung der klaßischen Studien? Dann wäre es gut, wenn die Herrn zu Zeiten wieder etwas Latein läsen: Cicero, de officiis, oder Seneca, de providentia. Und nirgends eine Spur von jenem Gefühl für die Aeternität des Geschehens und des Anstands, der für Jahrhunderte wirkt. Würde denn irgend einer dieser Herrn sich heute herbeilaßen, etwa einen Bericht über Brutus' Tat von einem Hof-Historiografen der Kaisers Oktavian zu lesen? Würden sie die Scharteke nicht in die Eke werfen? Würden sie nicht unweigerlich zu Tazitus greifen? Nun, und wollen sie denn einmal in die Eke geworfen werden? Und werden sie nicht einmal zweifellos in die Eke geworfen werden? Quid profitemini professores? — Was bekennet Ihr Herrn Profeßoren? — Komt denn Profeßor von Profit, und nicht von profiteri, bekennen? —

als er in Wirklichkeit war, oder hätte der Stimme Gottes in seinem Innern noch intensiver gelauscht, als es die Landes-Religion gestattet, oder wäre noch fanatischer und patrjotischer gewesen, als er es wirklich war, was könten wir mit der kleinen Diagnose anfangen? Müßten wir nicht auf die Zustände der Zeit, auf die politischen und geistigen Vorausse̱zungen des damaligen Lebens, auf den genius temporis zurükfallen, um zu einer einigermaasen objektiven Beurteilung zu gelangen? Geisteskrankheit ist eine Exkulpazjon für das Einzelindividuum; sie ist keine Entschuldigung vor der Weltgeschichte; sie ist ein Teil von ihr. — Was kümmert uns heute, ob Luther halluzinirt hat, oder ob Savonarola seine Profezeihungen als „Stimmen Gottes" gehört hat? Was hätte es für Wert gehabt, etwa den Arabern, als sie halb Spanien erobert und bis vor Wien vorgedrungen waren, zu versichern, ihr fatalistisches Religions-Sistem, welches sie zu furchtlosen Kämpfern gemacht, gehe auf die visjonären Delirjen eines Epileptikers zurük? Wenn die großen Ereigniße der Weltgeschichte auf Geisteskrankheit zurükgehen, tant pis für die Weltgeschichte, tant mieux für die Geisteskrankheit. —

Die Alten meinten, Perikles habe nicht gewagt, die lezten Freiheiten des atenjensischen Staates umzustoßen, weil er in seiner Jugend das Preislied auf die beiden Tirannen-Mörder Harmodius und Aristogeiton mitgesungen[1], und weil er wußte, daß, wolte er als Tirann auftreten, sich unter den Atenern immer ein Dolch finden werde, ihn niederzustoßen. Und Lorenzo il Magnifiko ließ auf dem Sterbebett den Halluzinanten Savonarola zu sich bitten, und frug ihn, was er tun müße, um dem Tot ruhig in's Angesicht sehen zu können. Savonarola antwortete: Gib dem Staat jene freiheitliche Verfaßung zurük, in dem Du ihn vorgefunden! Wie, wenn es im Leben der Völker Zustände gäbe, in denen ein Vorwärtskommen ohne das Eingreifen solch' exaltirter Persönlichkeiten, wie jener beiden Atener dort, des Florentiners hier, unmöglich wäre, wenn in der geistigen Entwiklung der Nazjonen Bedingungen einträten, wo es, um über den toten Punkt hinwegzukommen, solcher Leute bedürfte, wie Luther, wie Carlstadt, wie Thomas Münzer, Niklas Storch, der Brüder Denk, und wie diese agreßiven Stimulanten der Reformazjon alle heißen, Menschen, in denen auf der einen Seite der Unwille und das Aufbäumen gegen die geistige Knechtschaft in solchem Maase ihr Hirn in Flammen versezt hat, auf der andern Seite die Hemmungen, wie sie natürliche Schlaffheit und bürokratische Erziehung erzeugen, schließlich überwunden werden, so daß sie wie Delirirende erscheinen, Situazionen, in denen der natürliche Mensch nichts mehr vermag, der „Geisteskranke" in glüklicher, kindlicher Narrheit allein noch das Höchste wagt, — müßten wir dann nicht zu gewißen Zeiten die dunkle Schiksalsgöttin, die die Loose wirft und die Keimplasmas in der Vererbung mischt, anflehen: Schik' uns Sande, schik' uns Luthers, schik' uns Savonarolas, schik' uns Brutuse? —

Hier wollen wir den Stoff liegen laßen. —

Aber zum Schluß drängt sich uns, indem wir auf den Beginn unserer Arbeit zurükbliken, der von der Burschenschaft und dem Tugendbund, als einer neuen, befruchtenden Geistesströmung in Deutschland ausging, noch eine Bemerkung eigentümlicher Art auf: Mit Ausnahme eines entfernten

---

[1] „Im Mirtenzweige will den Dolch ich tragen,
wie Harmodius und Aristogeiton,
als sie den Tirannen töteten,
die Atener machten gesezesgleich.

„Liebster Harmodius! Du, nicht gestorben,
auf den seligen Inseln, sagt man, bist Du,
wo auch der Schnell-Läufer Achilles
und Tydeus Sohn sein soll, Diomedes.

„Im Mirtenzweige will den Dolch ich tragen,
wie Harmodius und Aristogeiton,
da der Atene sie opferten,
den Tirannen-Menschen schlachteten.

„Eu'r Ruhm wird verewigt sein auf Erden
liebster Harmodius und Aristogeiton,
weil Ihr den Tirannen tötetet,
weil die Atener Ihr machtet gesezesgleich."

siehe Ilgen, Karl, Scolia hoc est carmina convivalia Graecorum. Jena 1798.

Hamburger Arztes, der Sand nie gesehen noch gesprochen, hat im Jahre 1819 und bis auf die jüngste Zeit kein Mensch ernstlich an Sand's kompleter geistiger Intaktheit gezweifelt. Dies wäre auch angesichts des Lebenden, mit dem viele Hunderte verkehrt hatten, angesichts seiner Briefe, Reden und Programme, die in aller Hände waren und sogleich nach seinem Tote reichlich gedrukt wurden, ein fast wahnsinniges Unterfangen gewesen. Wir haben auch an Sand's Prosa-Ergüßen gezeigt, wie dieselben nach Form wie Ideengang durchaus im Stile der damaligen Zeit lagen, ja an Schwung und pochender Forderung von einigen Gleichzeitigen noch übertroffen wurden. Noch Nietzsche spricht sich in seiner Basler Vorlesung „Ueber die Zukunft unsrer Bildungsanstalten" im Jahr 1872 (jezt in Gesammelte Werke Bd. IX) fast bewundernd über ihn aus. Auch hat die Psichjatrie in diesem Jahrhundert keine solchen Fortschritte gemacht, daß etwa da, wo früher Gesundheit oder Vaterlandsliebe oder Dichtkunst oder Begeisterung gefunden worden, jezt „Geisteskrankheit" konstatirt werden könte. Und auch das, was Lombroso an patologischen Merkmalen aneinanderreiht, indem er die Biografien aller politischen Verbrecher durchgeht, ist ja genau dasselbe, was er auch bei großen Dichtern, Denkern, Feldherrn, Künstlern, überhaupt bei genjalischen Naturen findet; Wahrheiten, die innerhalb der psichologischen Feinmeßkunst gewiß ihre Berechtigung haben, aber nicht direkt in's große Leben, in die Kulturgeschichte übertragen werden können; denn wir würden uns ja doch gewiß wehren, Byron und Napoleon deswegen für „geisteskrank" erklärt zu sehen, weil sie einzelne patologische Merkmale mit dem Schenie-Tipus Lombroso's aufweisen. —

Erst in neuester Zeit ist der Versuch unternommen worden, Sand für „geisteskrank" zu erklären. [Langguth spricht sich fast spöttisch über diese Versuche aus (II, 1)]. Und merkwürdig: von burschenschaftlicher Seite geht heute dieser Versuch aus. Dr. Langreuter findet bei Sand „allgemeine geistige Inferiorität" und „Unzurechnungsfähigkeit", deren Weiterentwiklung zur kompleten „Originären Verrücktheit" wahrscheinlich das Schwert des Scharfrichters abgeschnitten habe [Burschenschaftliche Blätter 1896/97. Nr. 3]. Die originäre Verrüktheit ist, wie schon der Name sagt, niemals ein sekundäres Leiden, sondern ein primäres, und gehört nicht erst den „späteren Entwiklungsjahren" an, sondern schon der frühesten Jugendzeit. Ob der Herr Doktor wol jemals einen Fall von originärer Verrüktheit am Lebenden beobachtet hat? Und ob er wol jemals die Schriften Sand's mit Sorgfalt studirt hat? —

Die Burschenschaft hat verschiedene Versuche gemacht, auf den Knieen rutschend dem Trone in Berlin zu nahen. Es war vergebens. Man hofte und wartete und blieb in demütiger Stellung. Es kam aber nichts. Schließlich telegrafirte sie einstimmig bei schiklicher Gelegenheit, daß „Wilhelm der Große" wirklich „Wilhelm der Große" gewesen. Es war wieder vergebens. Es erfolgte keine Antwort. — Im Oktober vorigen Jahres ging durch die Blätter folgende Notiz: „Aus Eisenach schreibt man: Der auf dem Wartenberg zu Pfingsten 1897 mit großen Feierlichkeiten gelegte Grundstein zu dem Burschenschaftsdenkmal ist auf Weisung aus Berlin wieder ausgegraben worden" [Frankf. Ztg. vom 24. Oktober 1898]. Arme Burschenschaft!

Armes Preußen! Nachdem Du eine Genjalität vom Range Bismarck's hervorgebracht, die unter sorgsamster Ausnüzung aller Umstände, unter peinlichster Berechnung aller Faktoren und Kräfte-Aequivalente ein Deutsches Reich zu Stande gebracht hat, welches das in der Wirklichkeit war, was jenes Burschenschafts-Verlangen in der Idee gewesen, mußt Du in die Hände eines Frevlers fallen — ich rede vom Kultusminister Boße — der Stein für Stein abträgt, alle sorgsamen Schonungen in ihr Gegenteil verkehrt, und unter grundsäzlicher Verachtung aller aufbauenden Kräfte eine Zerstörungs-Arbeit begint, bei deren Anblik auch ein Nicht-Deutscher, auch ein geschworner Deutschen-Feind, auch ein Franzose, eines gewißen Mitleids sich kaum erwehren kann. Ausgrabung des Burschenschafts-Denkmals bei Eisenach, was heißt das? — Das heißt doch soviel, als: Euer Deutsches Reich, das aus den idealen Kräften des Deutschen Volkes hervorgegangen, deßen „Wiege", wie jüngst der Großherzog von Weimar mit vollem Recht betont hat, „in Weimar und Jena gestanden", ist mir zu schmuzig. Ich will ein Reich, welches nur aus der Dinastie hervorgegangen, nur von ihr abhängt, nur auf sie hinzielt; und deswegen trenne ich getane Arbeit auf, rechne die Weltgeschichte nach rükwärts und laße die Denkmäler Eurer Einheitsideale ausgraben. — Und was wird nun geschehen? Es werden

wieder Burschenschafter sich zusammentun — irgendwelche Burschenschafter, irgendwelche Geistesmenschen, irgendwelche Menschen von Tapferkeit und Idee — und werden einen Einheitsstaat zu verwirklichen suchen, in dem die Impulse und Triebfedern des Volkes ebenfalls ihre Verwirklichung finden, wenn nötig ohne die Dinastieen und gegen die Dinastieen — und was dann kommen wird, kann man ungefähr in der Geschichte der Burschenschaft nachlesen. —







Druk von J. Schabelitz in Zürich.

No. 16—17. [Zweiter Jahrgang.] 1899.

Zürcher Diskußionen.

Heine und Platen

eine Revision ihrer literarischen Prozeßakten

von Max Kaufmann (Hamburg).

Wie weit sind wir heute von der barbarisch-grobsinlichen Kampfesweise entfernt, mit der Heine seiner Zeit Platen in Grund und Boden wetterte, und welche Fortschritte haben wir inzwischen in der Abschäzung seiner künstlerischer und sitlicher Nüanßen gemacht! Ein Angriff, selbst in der zündend-wizigen Form eines Heine, den heute ein Künstler, oder Schriftsteller, oder irgend ein Polemiker gegen seinen ästetischen oder wißenschaftlichen Gegner unter der Devise „du bist ein Päderast, du bist ein Homosexualer, du bist Sexual-Perverser, du bist ein warmer Bruder!", oder wie alle diese schönen und unschönen sexualen Fluchwörter heißen mögen, unternehmen wolte, würde höchstens beim Gallerie- oder Parterr-Publikum künstlerischen Empfangens eine Lache, beim Parkett- und Loschenpublikum aber eine entschiedene Remonstrazjon finden in dem Sinne: Greife Du Deinen Gegner auf künstlerischem, sachlichen, öffentlichen Gebiet, auf dem Gebiet seiner profeßjonellen Leistung, an, aber nicht auf Grund seiner homosexuellen Liebhabereien und Neigungen, die bei ihm ebenso das Resultat seiner Gesamt-Organisazjon sind, wie Deine hetero-sexuale Neigung die Folge Deiner inneren Anlage. Der Schluß: du bist ein Päderast, ergo sind deine Verse schlecht! fält heute platt zu Boden. Wir brauchen heute nur Namen wie Oskar Wilde, Paul Verlaine, Frank Wedekind, Max Dauthendey, George Rodenbach, die alle teils rein homosexuale Tipen, teils sujets mixtes, darstellen, zu nennen, und uns der eigentümlichen zart-filigranartigen Nüanße zu erinnern, die sie in die Literatur gebracht haben, Nüanßen, die wie Orchideen mit ihren schwebenden, wie aus Tau gebauten Kelchen in die mehr wurzelstämmigen Rosen und Schwertliljen des bekanten Kulturgartens hineinhängen, um zu verstehen, daß es sich hier nicht nur um patologische Leibes- und Geisteszustände, sondern auch um Neuschöpfungen auf ästetischem und seelischem Gebiet handelt. Und was wollen hier schließlich ein par beliebig herausgegriffene Namen sagen: die ganze literarische Schule der in den „Blättern für die Kunst" zu Wort gekommenen literarisch-simbolistischen Richtung mit ihrer gläsernen, kristallharten Sprache, ihren fisch-artigen Empfindungen und ihrer aalglatten, seelischen Unberührtheit, deren Hauptvertreter in Wien wohnen, ruht auf einer unsinlichen, dem Verkehr mit dem Weib abgewanten, fast abstrakt-ästetischen Basis, und hat wol gerade dadurch einen großen Einfluß in unserem heutigen Kunstleben gewonnen.

Gewiß, das große, unbarmherzige Gesez unserer menschlichen Ordnung und Fortpflanzung, und der direkt von ihr abhängigen Geistesrichtung und Seelenstimmung, ist das der Hetero-Nomität auf geschlechtlichem Gebiet, das der in sexuellen und geistigen Gegensäzen sich aussprechenden menschlichen Anlage, aber dies ist biologisch betrachtet nur eine Zufallsstufe, wenn auch eine in der Entwiklung sehr hochstehende Stufe, — die Natur leistet alle übrigen Spielarten und Fortpflanzungs-Möglichkeiten, alle übrigen Mischungen und Verbindungsmöglichkeiten. Bienen und Wespen und viele andere Gattungen aus der niederen Tierwelt pflanzen sich nicht nur in zweigeschlechtlichem, sondern auch in eingeschlechtlichem Tipus fort, andere haben den zwei-geschlechtlichen Aparat als Zwitter in einem einzigen Individuum vereinigt, und wenn auch die hohe Stufe des in entgegengesezten Geschlechtern auseinandergetretenen Menschentipus, auf dem unsere ganze Kultur beruht, offen und klar zu Tage liegt, warum sollen sich nicht unter den Menschen ähnlich wie unter den Bienen gewisse Tipen absondern, die sich, wie die Arbeits-Biene, geschlechtlich gar nicht beteiligen, nur Honig und Waben bauen, nur Geist und Aestetik konstruiren, und dann nach vollbrachter Lebensaufgabe friedlich, reinlich und ehrbar sterben? Was sind denn beispielsweise unsere großen Filosofen und Dichter wie Nietzsche und Kant, die sich dem Geschlechtsgenuß, wie Schopenhauer und Goethe, die sich wenigstens der Ehe, entzogen, Anderes, als Arbeits-Bienen, die die Fortpflanzung und Erhaltung der Menschen-raße anderen, grobsinlicheren Individuen überlaßend, nur geistig produzirten, und die Unsterblichkeit im Reiche der Ideen, der Unsterblichkeit im Reiche der Leiber vorzogen? Solte es nicht auch auf rein künstlerischem, rein ästetischem Gebiet solche Arbeits-Bienen geben, die, wie Queen Mab und Oberon aus spinnwebartigem Geistesstoff gebaut, ihren Geschlechts-Aparat mehrweniger neglischiren, oder nach ihrer launischen, seltsamen Art verwenden, jedenfalls ihn nicht mit dem gegensäzlichen Pol eines anderen Individuums zur Erzeugung von Nachkommenschaft verwenden, dafür nun aber rein geistig, rein nach dem Schönheitsbegriff, oder doch rein ästetisch erzeugen, nur Honig und kunstvolle Waben ihren Mitmenschen darbieten? Und soll man diese sensiblen, hoch-geistig veranlagten, wie Zitter-Aale organisirten Individuen um dieses in ihnen unabänderlich wirkenden Gesezes halber ihren roheren Brüdern zur Knebelung und Beschimpfung übergeben und hinter Gefängnismauern verschmachten laßen?

Sehen wir zu, wie die Erkentnis und Beurteilung dieser seltsamen Menschenspezjes sich im Laufe dieses Jahrhunderts bei uns im Abendlande Bahn gebrochen hat. Noch die constitutio criminalis Theresiana vom Jahr 1769 bestimt, daß „ein Knabenschänder, oder aber, da sonst ein Mensch mit dem anderen sodomitische Sünd getrieben hätte, der soll anfangs enthauptet, und nachfolgends deßen Körper samt dem Kopfe verbrennet werden."[1] Natürlich steht der berüchtigte und allerchristlichste Sächsische Rechtslehrer Benedikt Carpzov noch auf demselben Standpunkt, obwol er weiß, daß „dieses Verbrechen durch ganz Italien weltbekant ist, und daß der Erzbischof von Benevent und päpstliche Legat Giovanni della Casa es durch seine Dichtungen auch noch verherlicht hat."[2] Er meint, daß es ein zum Himmel schreiendes Verbrechen sei — foedam malignitatem in coelum usque clamare — welches dem christlichen Glauben einen nimmer zu tilgenden Schandfleck einbrenne — fidei Christianae maculam fere non extinguendam inurit — und dasselbe sonach jedenfalls mit Köpfen zu bestrafen sei.[3] Es ist bemerkenswert, daß, je älter und reifer eine Kultur wird, um so milder die Anschauungen über die Kriminabilität dieser erotischen Neigung sind. In England und Amerika wurde Päderastie noch bis in die jüngsten Zeiten mit dem Tote bedroht und bestraft. Das preußische Strafgesez der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, also etwa gleichzeitig mit der constitutio criminalis Theresiana, bestimt nur „langjährige Zuchthausstrafe und ewige Verbannung" (Casper's Handbuch der gerichtl. Medizin, bearb. v. Liman, 6. Aufl., Berlin 1876, S. 181). Mit Zuchthaus-strafe begnügten sich dann die meisten abendländischen Gesezbücher in diesem Jahrhundert, so auch

[1] Constitutio criminalis Theresiana oder der Römisch-Kaiserl. zu Hungarn und Böheim etc. etc. Königl. Apost. Majestät Mariä Theresiä, Erzherzogin zu Oesterreich, etc. etc. peinliche Gerichtsordnung. Wien 1769. S. 208.

[2] „Hoc facinus per Italiam notissimum est, adeo ut nec puduerit Joannem Casam, Archiepiscopum Beneventanum, Legatum Pontificium, hoc laudibus celebrare. At rarius a Germanis committitur, quibus laus et encomium pudicitiae, et quod tale scelus minus noverint per Dei gratiam, jure debetur." Bened. Carpzovii Practicae novae imperialis Saxonicae Rerum Criminalium pars secunda Lipsiae 1723, p. 178.

[3] „Qui venere abutitur, cum hominibus coëundo contra naturam, usu naturali relicto, capite truncandus est. l. c. p. 180.

das Baierische v. J. 1861 (Artikel 214). Das österreichische hatte sich im Jahre 1852 ebenfalls mit 1—5 Jahren schweren Kerkers zufrieden gegeben, eine im Strafgesezentwurf von Ende der siebziger Jahre versuchte Milderung aber zu Gefängnis abgelehnt (Krafft-Ebing, R. von, Lehrbuch der gerichtl. Psychopathologie. 2. Aufl. Stuttgart 1881. S. 236). Der norddeutsche Bundesstrafgesez-Entwurf v. J. 1869 hatte sogar jede strafrechtliche Bestimmung fallen gelassen. Das heutige deutsche, ungarische und schweizerische Gesezbuch bestimt im Allgemeinen nur Gefängnisstrafe, kann also bis auf einen Tag heruntergehen. Eine Petizjon an den deutschen Reichstag um gänzliche Aufhebung jeder strafgesezlichen Bestimmung, an deren Spize der Name des bekanten Kriminalisten Franz von Liszt steht, ist im Gange. Die heutigen Gesezbücher von Italjen, Frankreich und Belgien kennen eine Strafbestimmung gegen Päderastie nicht mehr.[1]

Eine ganz andere Richtung gewinnen wir, wenn wir die ästetisch-psichologische Würdigung verfolgen, welche diese seltsamen Naturen in unserem Jahrhundert gefunden haben. Es ist höchst auffallend, daß die Berührung mit Italjen und mit der italjenischen Renäßanße, wie wir sie schon oben bei Carpzov konstatiren konten, die Kentnis der orjentalischen Sitten und Gebräuche, die Verknüpfung mit der Antike durch die klaßischen Studien, die Beschäftigung mit Sokrates und den anderen griechischen Dichtern und Filosofen, die der „Knabenliebe", ebenso wie der „Phrynenliebe", eine pädagogische, übersinliche, rein-geistige Seite abgewannen, die Uebersezungen Anakreontischer Lieder, ja selbst Goethe's gelegentliche, diesbezügliche Wendungen in den „Venezjanischen Epigrammen", weder bei den Gebildeten überhaupt, noch bei den Juristen im Spezjellen die geringste Aenderung ihrer Anschauungen zu bewirken im Stande waren. Es mußte Einer jener ganz Kühnen kommen, der unter Preisgebung jeder gesellschaftlichen Stellung, aller Achtung bei seinen juristischen Kollegen, unter Brüskirung von seit Jahrhunderten überlieferten, festgewurzelten Anschauungen — „deßen, was Miljonen heilig ist", wie heute der technische Ausdruk lautet — die sechsfache Mauer umwarf, die das „schauerliche Geheimnis", wie es noch in Casper's „Gerichtlicher Medizin" heißt, umgab, und vor aller Welt offen, vernünftig und frei redete. Dieser Mann war der Hannöversche Amtsaßeßor Karl Heinrich Ulrichs, der seit 1864 eine große Reihe populär gehaltener Schriften über den Gegenstand herausgab, die großes Aufsehen erregten und zum großen Teil konfiszirt wurden. Er führte den Namen „mann-mänliche Liebe" ein, wodurch er den ganzen Gegenstand über die rein karnalen Beziehungen hinaushob, und nante die betreffenden Menschen, wol in Anlehnung an F. von Ramdohr's Buch „Venus Urania", „Urninge." Die zwölf Schriften, die Ulrichs über dieses Tema veröffentlichte, sind heute noch weitaus das Beste, rein-menschlich Liebenswürdigste und wißenschaftlich Tüchtigste, was über den Gegenstand je geschrieben wurde.[2] Ulrichs erklärte gleich von Beginn der ersten Schrift mit offenem Freimut, daß er selbst Urning sei, und schon der ganze Stil mutet als etwas Eigenes, Neues und Ungewohntes an. Richtig ist, daß schon vor Ulrichs einzelne Aerzte wie Casper (Vierteljahresschrift für gerichtliche Medizin, I, 1. Berlin 1852), Tardieu (Annales d'Hygiène, Vol. IX, Paris 1858), und gelegentlich auch filosofische und schönwißenschaftliche

---

[1] In diesen Ländern war es übrigens nicht so sehr die Einsicht von der Unvermeidlichkeit des Uebels, als die Erkentnis, daß die furchtbaren moralischen Verwüstungen der chantage — der Erpreßungen der mänlichen Prostituirten — schlimmer seien, als das Uebel selbst, welche die Aufhebung der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen bewirkten.

[2] Forschungen über das Rätsel der mannmänlichen Liebe von Numa Numantius. „Vincula frango": — „Vindex", Sozial-juristische Studien über mannmänliche Geschlechtsliebe von Numa Numantius. Leipzig 1864. — „Inclusa", Antropologische Studien über mannmänliche Geschlechtsliebe von Numa Numantius. Leipzig 1864. — „Vindicta", Kampf für Freiheit von Verfolgung von Numa Numantius. Leipzig 1865. — „Formatrix", Antropologische Studien über urnische Liebe von Numa Numantius. Leipzig 1865. — „Ara spei", Moralfilosofische und sozialfilosofische Studien über urnische Liebe von Numa Numantius. Leipzig 1865. — „Gladius furens", das Naturrätsel der Urningsliebe und der Irrtum als Gesezgeber von K. H. Ulrichs. Eine Provokazion an den deutschen Juristentag. Als Fortsezung der Schriften von Numa Numantius. Kaßel 1868. — „Memnon", Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings, von K. H. Ulrichs. 2 Abtlgn. Schleiz 1868. — „Incubus", Urningsliebe und Blutgier, von K. H. Ulrichs. Leipzig 1869. — „Argonauticus", Zastrow und die Urninge des pietistischen, ultramontanen und freidenkenden Lagers von K. H. Ulrichs. Leipzig 1869. — „Prometheus", Beitrag zur Erforschung des Naturrätsels des Urningismus und zur Erörterung der sitlichen und gesellschaftlichen Interessen des Urningtums von K. H. Ulrichs. Leipzig 1870. — „Araxes", Ruf nach Befreiung der Urningsnatur vom Strafgesez von K. H. Ulrichs. Schleiz 1870. — „Critische Pfeile", Denkschrift über die Bestrafung der Urningsliebe an die Gesezgeber von K. H. Ulrichs. Stuttgart 1879. Die meisten dieser Schriften sind heute vergriffen. In Neudruck erschienen sind die sechs ersten bei Max Spohr in Leipzig. Die Litteratur über homosexuale Geschlechtsliebe ist während der letzten Jahre enorm gestiegen. In Leipzig (bei Max Spohr) erscheint im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität." Auch der von Adolf Brand (Berlin-Neurahnsdorf) Hrsg. „Der Eigene" beschäftigt sich vorwiegend mit diesen Problemen.

Autoren, wie der englische Romanschriftsteller Tobias Smollett (in seinem „Roderick Random“ 1748), von Ramdohr (Venus Urania, über die Natur der Liebe, 3 Teile, Leipzig 1798—99), Heinse (in der Vorrede zu „Begebenheiten des Encolp“, Rom 1773), Hößli (Eros, 2 Bde. Glarus 1836—38), Schopenhauer (Parerga und Paralipomena, Berlin 1851) auf die Knabenliebe zu sprechen kommen, und ihre tiefere, zwangsmäßige Fundirung im menschlichen Organismus ahnen. Im Uebrigen stellen sich aber alle diese Forscher noch durchaus negativ zu dem Gegenstand. Es ist daher ganz unrichtig, wenn Krafft-Ebing in seinem Vorwort zu Moll, „Die konträre Sexualempfindung“, Berlin 1891, sagt: „Der medizinischen Forschung gebührt hier das Verdienst, aufklärend gewirkt und der Wahrheit, dem Recht und der Humanität zum Sieg verholfen zu haben“ (Seite V). Im Jahre 1864, als in England und Amerika noch Totesstrafe auf päderastischen Umgang stand, hatte sich noch kein Arzt für das natürliche Vorkommen dieser Spielart ausgesprochen. Casper ist über die Erkentnis, daß es sich um eine angeborene krankhafte Anomalie handle, nicht hinausgekommen. Sein von Liman bearbeitetes „Handbuch der gerichtlichen Medizin“ nent die Knabenliebe noch in der 6. Auflage vom Jahr 1876 ein „Laster“, ein „schauerliches Geheimnis“, ein „Verbrechen“, einen „traurigen Vorzug der Menschenspezies“ (Seite 180—182). Sehr viel beßer ist das nicht, als Carpzovius. Daß in Deutschland wenigstens die übergroße Mehtzahl der Forscher auf Ulrichs ruhen, zeigt der Umstand, daß dieselben sich die Ansichten Ulrichs' bis auf deßen Nomenklatur angeeignet haben. Dagegen verdanken wir allerdings Krafft-Ebing selbst ein nicht hoch genug zu schäzendes Werk über die hier in Rede stehende Materje, seine „Psichopatia sexualis“, aber erst im Jahre 1886. Und hier, wo die psichologisch-ästetische Würdigung dieser Menschenspezies für uns im Vordergrunde steht, muß insonderheit der überausgroße Wert hervorgehoben werden, den die Selbst-Biografieen von Urningen, die seinem Buche beigegeben sind, für die seelische Erkentnis dieser intereßanten Zwittergeschöpfe besizen. Hier zeigte sich zum erstenmale auf Grund von in lauterster Ehrlichkeit abgegebenen Selbst-Bekentnißen, daß die Urninge eine überaus feinfühlige, zartbeanlagte, Schmetterling-gleiche, in der übergroßen Zahl der Fälle vor jedem grobsinlichen, karnalen Verkehr zurükschrekende, mit äußeren Simbolen sich begnügende, für Alles Rein-Gefühlsmäßige, für Musik, Poesie, Kunst, ästetische und filosofische Fragen eminent begeisterte und sehr oft begabte Menschenklaße darstellen, — eine Menschenart, deren Empfindungsleben vom Weib vielleicht geahnt, vom normalen, heterosexualen, brutal-sinlichen Mann kaum verstanden werden kann — wobei sich nun ganz neue Beziehungen des Urningtums für das Kunstleben ergaben, in der Richtung, daß der Urning, weit entfernt nach dieser Richtung als minderwertig, eher als prädestinatorisch begabt angesehen werden mußte, und nun weiterhin von hier aus ganz neue Perspektiven für die Betrachtung der griechischen Kunst, der gesamten antiken Kultur, sich ergaben.

Versuchen wir auf dem Hintergrund dieser spärlichen fisjologischen und filosofisch-ästetischen Bemerkungen den literarischen Streit Heine's und Platen's, in dem sich zwei markante Tipen dieser grundverschiedenen Gefühlsweise gegenübertraten und sich das Gesicht zerkrazten, auf's Neue zu beleuchten, sozusagen von unserem heutigen Standpunkt eines beßeren Verständnißes des Urningtums zu revidiren. Dabei komt nun vor Allem in Betracht, daß der Urning, entsprechend seiner heimlichen, feinfühligen, verschloßenen Natur überhaupt kein Polemiker ist, Platen also schon von Haus aus mit zu geringen Kräften sich in den Kampf einließ, während der sinlich-strozende Heine natürlich mit dem dem heterosexualen Tipus angeborenen Elan sich auf den Gegner stürzte. Aber wenn nur Platen, abgesehen von seiner mangelnden Begabung für gewalttätige, höhnische und satirische Kampfmittel, wenigstens auf seinem eigenen Gebiet, dem Gebiet seines serjösen, dichterischen Schaffens, als klaßischer Dichter, auf eine große Leistung hätte hinweisen können, etwa so wie Goethe, dann konte ihn der frivol-agreßive, vor keiner Konsequenz zurükschrekende, auf seine erotische Vollkraft pochende Gegner noch immer nicht aus dem Sattel heben. Aber Platen konte eben auf keine große Leistung hinweisen. Er gehörte zu jenen achtungswerten, mäßig-begabten Dichtern, die der Welt wenig zu sagen haben und dieses Wenig durch eine möglichst korekte, tadelfreie Form zu verdeken suchen, die von Literarhistorikern in Schuz genommen, und deren Auflagen von Schul-Rektoren, Preis-Richtern und Konfirmazjonsgeschenk-Verteilern in die Hand genommen werden müßen, mit einem Wort zu jenen Dichtern, die das Publikum „langweilig“ nent. In allen diesen Punkten war Heine das gerade Gegenteil.

Wie kamen nun die beiden Hern aneinander?

Der nächste Anlaß waren einige unwichtige Xenjen des Dichters Immermann, welche Heine 1827 im II. Bande der „Reisebilder“ aufnahm. Die stärkste dieser Immermann'schen Xenjen, welche den über alle Maasen eitlen Dichtergrafen in hellste Wut versezte, lautete:

> Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
> essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen.

Platen hatte kurz zuvor zwei Hefte „Ghaselen“ (Erlangen 1821 und 1824) und einen „Spiegel des Hafis“ (Erlangen 1822) veröffentlicht. Die Strofe mußte sich also wesentlich auf ihn beziehen. Auch die andere Xenje:

> „Ganz bewältigt er die Sprache;“ ja, es ist, sich tot zu lachen,
> seht nur, was für tolle Sprünge läßet er die Armen machen!

mußte Platen, der sich auf die Formvollendung seiner Dichterwerke, als deren wesentliches Element, nicht wenig einbildete, auf sich gemünzt halten. Am 18. Februar 1828 schrieb er seinem Freunde, dem Grafen Friedrich Fugger, der ihm Heine's Buch mit den Immermann'schen Xenjen zugesant hatte, nach München: „Daß die Epigramme auf mich und Rückert gehen, unterliegt keinem Zweifel. Was den Juden Heine betrifft, so wünsche ich wol, daß meine Münchener Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystifizirten, und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet, einen offenbar Größeren, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln. Er solle sich gnädiger anlassen, und meine Ghaselen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylvester de Sacy's erhalten, nicht ganz verachten.“ (Nachlaß des Grafen von Platen. Leipzig 1852. Band II. p. 87—99 und: Strodtmann, A., Heine's Leben und Werke. 2. Aufl. Berlin 1873. I. p. 572.) Heine, welcher sich damals in Italjen befand, lernte dort einen Intimus Platen's, den Kunsthistoriker Freiherrn von Rumohr kennen, welcher ihm bereits verriet, daß er ganz Schlimmes zu erwarten habe. In der Tat, im November 1829 nach Hamburg zurükgekehrt, fand er bereits das Rachewerk Platen's, den „romantischen Oedipus“ vor, welcher ihn gerade an seiner verwundbarsten Stelle, der jüdischen Abstammung traf. „Synagogenstolz“, „Same Abrahams“ und „Petrark des Laubhüttenfestes“, lauteten die nicht gerade sehr geschmakvollen, aber wolgezielten Pfeile seines ergrimten Gegners. Erklärlich bleibt diese Angriffsform, wenn man die selbstverliebte Eitelkeit Platen's, welcher durch die Xenjen aufs Tiefste verlezt, in Berüksichtigung zieht. Wie groß Platen von sich selber dachte, zeigt unter Anderem, daß er sogar eine Situazjon im Leben Jesu herbeizuziehen sich nicht scheute, um seinen Dichterruhm mit dem gehörigen Nachdruck zu betonen:

> „Als ihn des Bezirks Landpfleger gefragt: Sprich! Bist du der König der Juden?
> Nicht leugnet Der es bescheiden hinweg, er erwiderte ruhig: Du sagst es.
> Euch sagt der Poet: Das bin ich!“ (Parabase zum I. Akt des „Oedipus“).

Heine, welcher sich erst vor kurzem durch die Taufe, „das Entreebillet, in die europäische Kultur“, natürlich ohne innere Ueberzeugung, gelöst hatte, schäumte vor Wut. Der „nie abzuwaschende Jude“ brante dem deutschen Dichter auf der Seele, und ließ ihn eine empfindliche Rache nehmen.

„Gestern Morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht — schrieb er u. A. an Immermann am 17. November 1829. — Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, und ich will den Scharfrichter spielen, oder vielmehr recht ernstlich darstellen. Der „Oedipus“ hat in Berlin nur Unwillen erregt, desto mehr wird er hier (Hamburg) von einer gewißen Klike, die mit dem Grafen steißlich einverstanden ist, sehr goutirt. Ihnen soll der dritte Teil der Reisebilder dedicirt werden, worin die Spolia opima des großen Champion der Klaßicität enthalten sind etc.“ — Nachdem aber das Buch mit der bekanten Diatribe gegen Platen, welche diese Auspeitschung enthielt, erschienen war (Reisebilder, II. Teil, Die Bäder von Lucca, Hamburg 1830), wurde ihm doch etwas Angst, und er beschließt, wie der folgende Brief zeigt, in einer späteren Gesamtausgabe die Platen'sche Episode wegzulaßen: „Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf wie sich's gebührt, aus dem Buche hinausgeschmißen. Nicht gegen ihn habe ich Groll, sondern gegen

seine Kommittenden, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, daß man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist so rein, daß ich ruhig erwarten kann, daß man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, daß ich keinen Skandal auftischte, daß die wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Litterarische erklären sollten. Der Dieb, der in Odensee im Zuchthause sitzt — ist ein Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man etwas bei dem König (Ludwig I. v. Baiern) für ihn thun müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sei in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die königliche 600-Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit schrieb der Elende den „Oedipus." Heiliger Gott! welcher Bassesse der Schmeichelei ist solch' Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Greuel, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage. Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anläße. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pädrasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt." u. s. w. (an Immermann, Ende Dezember 1829, Briefe v. H. Heine. Hamburg 1863. I. S. 363).

Folgen wir jetzt Heine eine Strecke bei seinem Scharfrichteramte. Nicht mit einem einzigen gewaltigen Ruk schlug er den Feind zu Boden, sondern er bediente sich zuvor vieler schmerzhafter Nadelstiche, welche den Gegner tief verwunden mußten. Wir können hier nur einige der markantesten der mit aristophanischem Pinsel gemalten Nummern der allbekanten Schlammbäder von Lucca wiedergeben, denen er das Zitat aus „Figaro" vorsezte:

„Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's sagen,
Ich spiel' ihm auf."

„Das ist eben das Schöne — schreibt Heine — an diesem Dichter, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundschaft; er gibt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geschlechte, und schon für diese Ehre sollten wir ihm dankbar sein. Er ist darin größer als alle anderen Dichter, er schmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geschmack des großen Haufens, er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht. — O Weiber! Weiber! wer uns von euren Fesseln befreit, der ist ein Wohlthäter der Menschheit. Es ist ewig schade, daß Shakespeare sein eminentes theatralisches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er soll, wie ich hier zuerst lese, nicht minder großherzig gefühlt haben, als der große Graf Platen, der in seinem Sonnette von Shakespeare sagt:

„Nicht Mädchenlaunen störten deinen Schlummer,
Doch stets um Freundschaft sehn wir warm dich ringen:
Dein Freund errettet dich aus Weiberschlingen,
Und seine Schönheit ist dein Ruhm und Kummer."[1]

„Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerst gewahrte, war München, der Schauplatz seiner Bestrebungen, wo er bei allen, die ihn kennen, sehr berühmt ist, und wo er gewiß, so lange er lebt, unsterblich sein wird. Besonders lobte man seine Zuvorkommenheit gegen Jüngere, bei denen er die Bescheidenheit selbst gewesen sei, indem er mit der liebreichsten Demut ihre Erlaubnis erbeten, dann und wann zu ihnen auf's Zimmer kommen zu dürfen, und sogar die Gutmüthigkeit soweit getrieben habe, immer wieder zu kommen, selbst wenn man ihm die Lästigkeit seiner Visite auf's Deutlichste merken lassen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewissermaßen gerührt, obgleich ich diesen Mangel an Personalbeifall sehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

„— Deine blonde Jugend, süßer Knabe,
Verschmäht den melancholischen Genossen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Possen,
Anstatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe
Hab' ich den Himmel anzuflehn beschlossen."

[1] Nr. 5 der „Sonette", überschrieben: „Shakespeare in seinen Sonetten", in: Gesammelte Werke des Grafen August von Platen Stuttgart, J. G. Cotta. 1870. Bd. I. S. 204.

„Vergebens versicherte der arme Graf, daß er einst der berühmteste Dichter werde, daß schon der Schatten eines Lorbeerblattes auf seiner Stirne sichtbar sei, daß er seine süßen Knaben ebenfalls unsterblich machen könne durch unvergängliche Gedichte.[1] Ach, eben diese Celebrität war keinem lieb und in der Tat, sie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Kandidat solcher Celebrität von einigen lustigen Freunden unter den Arkaden von München betrachtet wurde. Ein scharfsichtiger Bösewicht meinte sogar, er sähe zwischen den Rockschößen desselben den Schatten eines Lorbeerblattes ...... Er ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und vielleicht wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Gedichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet glauben ..... Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen-Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Sitzfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiderte Jener, Sitzfleisch auch in Betreff des Inhalts . . . ."

Der keusche, klaßisch-kühle Stil Platen's schien Heine, deßen sinlich-explosiver Charakter dafür nicht die nötige Ruhe hatte, durchaus unverständlich geblieben zu sein. Auch daß es gerade die homosexuale Psiche sein mochte, welche Platen zum künstlerischen Schaffen anspornte und befähigte, mußte Heine nach dem damaligen Stand der Wißenschaft fremd geblieben sein. Wie weit er daneben griff, zeigt eine folgende Stelle aus den „Bädern von Lucca": „. . . in der erlauchten Liebhaberei des Grafen sehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Uebermuths. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Widerspruch mit den Sitten, und gab sich kund mit heroischer Oeffentlichkeit . . . ." — Heute wißen wir, daß das homosexuale Gebahren nicht Uebermut noch Liebhaberei, sondern Zwang ist.

Zu Heine's Glük unterblieb ein bereits in den Zeitungen angekündetes gerichtliches Nachspiel, da Platen es für vernünftiger hielt, zu schweigen. Doch die Urteile beim Publikum und in der Presse lauteten fast alle zu Heine's Ungunsten. Er habe sich durch die Platen-Nummer unendlich geschadet, gesteht Heine selbst in einem Schreiben an Varnhagen von Ense vom 4. Febr. 1830. Neben vielen Andern brachte auch der „Gesellschafter" vom 3. Febr. 1830 eine überaus scharfe Kritik, ebenso ein Artikel in den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 23. Januar deßselben Jahres, welcher den Titel „Rügen, Platen und Heine" führte, und der den letzteren als verachtungswürdig hinstelte. Auch die älteren und neueren Literarhistoriker und Heine-Biografen beurteilen das Paskill vorwiegend in ungünstiger Weise. (Vergl. u. A.: Joseph Hillebrand, Die deutsche Nationallitteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert, 3. Aufl. Gotha 1875. Bd. III. S. 317—330. Karl Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung. Leipzig 1849. Bd. II. S. 472. Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung. Dresden 1881. Bd. III. S. 451; Adolf Strodtmann, H. Heines Leben und Werke, 2. Aufl. Berlin 1873. Bd. I. S. 601—11; Robert Prölß, Heinrich Heine, Stuttgart 1886. S. 169—78). Er-

[1] Die Sonette, auf die hier Heine anspielt, ist die 58te bei Platen, und lautet in der zitirten Cotta'schen Ausgabe S. 224 wie folgt:

„Wenn einen Freund du suchst für's ganze Leben,
der dich durch Freude soll und Schmerz geleiten,
so wähle mich, du findest keinen zweiten,
und keinen fähigern, sich hinzugeben.

Zwar kann er nicht, wie du, ein Wonneleben
durch seine Schönheit um sich her verbreiten:
doch alle horchen gern den Lieblichkeiten,
die ihm begeistert auf der Lippe schweben.

Ich fürchte nur, es möchte dich erbittern,
wenn ich mir selbst so hohes Lob verstatte,
blos um vor dir in falschem Glanz zu flittern;

sonst würd' ich sagen, daß auf diese glatte,
noch junge Stirn, mit ungewißem Zittern,
der Schatten fällt von einem Lorberblatte."

Diese Sonette wird gewiß der durchschnitliche Heterosexuale für „stark" ansehen; das ist sie aber ganz sicher nicht; von einer direkt karnalen Anwandlung kann hier kaum die Rede sein, denn sonst würde sie Platen kaum veröffentlicht haben. Daß Heine sie aber von der Seite nahm, war sein polemisches Recht.

wähnt sei nur noch das Urtheil Ernst Elster's, welcher in seiner Heineausgabe in der Einleitung zum dritten Bande der Reisebilder ausführt: „Heine hatte sich hier von allem Anstandsgefühl entblößt gezeigt, er hatte vom Haß verblendet, sich eines Mittels bedient, den Gegner zu vernichten, das schlechthin als gemein bezeichnet werden muß. Wir müssen es bedauern, daß Heine seine Absicht, den Grafen in späteren Auflagen „herauszuschmeißen" nicht ausgeführt hat, und so in den „Reisebildern" neben den zartesten Blüten des Gefühls, der unerfreulichste Schmutz stehen geblieben ist."

Nur Johannes Prölß ist in seinem fleißigen, gründlichen „Das junge Deutschland, ein Buch deutscher Geistesgeschichte", Stuttgart 1892, S. 143—148, nicht im Entferntesten geneigt, Heine anzuschuldigen. Er sieht ebenfalls, wie Heine, in jenem Angriffe Platen's im „Romantischen Oedipus" nicht nur einen Gegenhieb gegen Immermann's Xenjen, sondern einen sistematischen Anlauf der baierischen „Pfaffen und Junker", Heine aus der Gunst Cotta's, des Verlegers Platen's, Minister von Schenk's, der Heine eine Filosofie-Profeßur an der Münchner Universität versprochen hatte, und der vornehmen Damen-Aristokratie München's, die Heine's Lirik schäzte, zu verdrängen. Dies ist auch vollständig gelungen. Allerdings erst, nachdem Heine die „Hinterhaltigkeit des gräflichen Gegners im Intriguiren, Dichten und Lieben an den Pranger gestellt hatte", wie Prölß sich ausdrükt. In der Tat erfahren wir jezt aus J. Friedrich's Biografie Döllinger's (München 1899. Bd. I.), daß dieser leztere, der an der Spize der strengkatolischen, wenn auch nicht gerade jesuitenfreundlichen Partei in München stand, ein Intimus Platen's war, den er schon von Bamberg her kante, und daß er es war, der die heftig-agreßiven Artikel in die „Eos", dem Parteiblatt der Katoliken (München 1828, Nr. 132, 1829 Nr. 1 u. 137.) gegen Heine schrieb [Siehe auch: Gustav Karpeles, Heine und Döllinger, in: „Zeitgeist", Berliner Tageblatt 1899 Nr. 1 und: L. Götz, Ignaz v. Döllinger, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898. Nr. 261]. — Cotta nahm aber auch Heine's Vorgehen gegen einen seiner Autoren sehr übel. Aus Prölß erfahren wir nämlich auch zum erstenmal, daß Heine's Versuch, aus dem Verlag Campe's in den klaßischen Cotta's zu gelangen, nunmehr, Ende 1829, abgelehnt wurde. Es war ein Glük. Denn 6 Jahre später, 1835, erließ der deutsche Bundestag sein bekantes Edikt gegen die Schriften des „jungen Deutschland", die Buchhandlungen wurden überwacht, die Löwenthal'sche Buchhandlung in Mannheim, die Gutzkow's „Wally" edirt hatte, gänzlich aufgelöst, und Gutzkow zu drei Monat Gefängnis verurteilt. Währenddem saß Heine ruhig und geborgen im Campe'schen Verlag in Hamburg. Denn der republikanische Senat dieser freien Stadt, der täglich das Salzwaßer des nahen freien Meeres in seine Nüstern sog, kümmerte sich blutwenig um die Verwarnungen und Edikte einer idjotischen Kreatur, wie dieses östreichischen Grafen von Münch, der als Bundestagsgesanter den ganzen Brei mit dem „jungen Deutschland" angerührt hatte, zu dem sich dann auch die protestantischen Bundesstaaten zögernd niedersezten, um ihn wirklich zum Gaudjum von ganz Europa auszulöffeln. „Sie tun mir leid — sagte damals der französische Minister Comte de Serre zu einem deutschen Diplomaten — Sie führen Krieg gegen Dichter und Studenten!" —

Es entsteht die Frage: Läßt sich der wißenschaftliche Nachweis führen, daß Platen in seinem Empfinden von homosexualer Natur, also Urning, war? Vor Heine hatte schon der Berliner Dichter und Kritiker Ludwig Robert (1778—1832) Platen wegen des unmänlichen Charakters seiner Gedichte scharf angegriffen: „Der Anblick der ekelhaften Mißgeburt — schreibt er in einer im Uebrigen wolwollenden Kritik — kann nicht widerlicher sein, als in diesen schönen Versen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieses für sie kraftlose Schmachten, diese Eifersüchtelei, dieses jammervolle Verschmähtsein, diese unmänliche Weibheit im Gefühle der Freundschaft" (Jahrbücher für wißenschaftliche Kritik, hrsg. von Hegel, Berlin 1829. S. 601). Man sieht hier nebenbei das absoluteste Misverstehen für das fisiologisch und psichologisch gegebene Empfindungsleben, wie das Urning'sche. — Moll, der Lord Byron von dem zuweilen ausgesprochenen Verdachte der konträren Sexualempfindung freispricht, hält Platen derselben entschieden verdächtig: „Er scheint bei seinen Lebzeiten ziemlich allgemein dieses Renomée gehabt zu haben. Die Gedichte, die er an Männer gerichtet hat, in denen er den Freund feierte, mußten hierzu wesentlich beitragen; freilich wird von anderer Seite

eingewandt, und auch Karl Goedeke, ein Biograph des Dichters, erwähnt dies, er habe in seinen Gedichten den Geist der orientalischen Poesie nachahmen wollen.[1] Der Umstand, daß Platen auch Liebesgedichte an das weibliche Geschlecht verfaßte, konnte seinen Ruf als Männerfreund nicht ändern. Platen hatte anfangs die Absicht, durch den Grafen Fugger eine Klage bei dem Königlichen Kammergerichte in Berlin gegen Heine anzustellen, ließ aber die Sache schließlich ruhen, weil, wie man glaubt, Heine den Wahrheitsbeweis antreten wollte."[2] („Die konträre Sexual-Empfindung", Berlin 1891, S. 51 f.). — Daß auch der schon erwähnte Karl Heinrich Ulrichs Platen als Urning in Anspruch nimt, erscheint nicht weiter verwunderlich, da die Homosexualen, wie alle Minderheiten und sektirerisch Gearteten, die in ihre Nähe Kommenden, sich mit ihnen Beschäftigenden, oder über sie Schreibenden, für ihresgleichen halten. Aber auch Dr. med. Hirschfeld (Charlottenburg) reiht Platen in die von ihm sogenante Gruppe der Uranides supérieurs ein. Er schreibt in einer Studie „Das Rätsel im Leben der Herzogin von Alençon" (Der Hausdoktor, Berlin 1897, Nr. 392) wo er auf die Beziehungen Ludwig's II. von Baiern zu der genanten Herzogin zu sprechen komt, u. A.: „Man vergleiche die innigen Liebesbriefe des Königs an den Schöpfer des „Lohengrin", „Tannhäuser", „Siegfried" und „Parsifal", in denen die Begeisterung des heiligen Johannes lodert, die Enthüllungen von Josef Kainz über seine Beziehungen zu König Ludwig, welche vor einigen Jahren mit Recht Aufsehen erregten, endlich die Arbeiten von Jolland, Grashey, Evans über die Leiden des Fürsten, fassen wir das alles zusammen, so tritt uns in Ludwig II. das Urbild eines Uranide supérieur entgegen, ähnlich wie wir es in Karl XII. von Schweden, Eugen von Savoyen, Wilhelm von Oranien, Michelangelo, Winkelmann, Platen, Christine von Schweden Sonja Kowalewska, Oscar Wilde und vielen Anderen verfolgen können."

Doch die sichersten und unumstößlichen Beweise für die konträre Sexualempfindung des Dichtergrafen, liegen uns jezt in der eigenen Beichte desselben, in seinen kürzlich veröffentlichten Tagebüchern vor.[3] Was jeder einigermaasen unbefangene Psichologe längst aus seinen Gedichten und seinem Leben erraten hatte, ist nun klar erwiesen.[4] Platen gesteht selbst, daß er sich nicht zu Personen des andern, sondern solchen des eigenen Geschlechts in Liebe hingezogen fühlte, daß er konträrsexual empfand, mithin Urning war. Kein heterosexual Denkender hat wohl je seine Geliebte inbrünstiger angebetet, Keiner den Schmerz unerwiderter Liebe, die Qual unverstandener Gefühle erschütternder zum Ausdruck gebracht als er. Diese Herzensergüße nehmen mindestens ein Drittel des dikleibigen bis jezt erschienenen ersten Bandes des Tagebuches aus den Jahren 1813—1817 ein; alle Torheiten und

---

[1] Goedeke, deßen auffallendes Eintreten für Platen ebenso bekant ist, wie seine grimmige Feindschaft für Heine, schrieb die Biografie des ersteren in den von dem schon genanten Freund Platen's, Grafen Friedrich Fugger, herausgegebenen „Gesammelte Werke des Grafen August von Platen", Stuttgart, Cotta 1839. — Goedeke macht dazu in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" die Notiz: „Ich habe keinen Anteil an der Herausgabe gehabt und die dürftige Biografie nur aus Liebe für den Dichter beigesteuert" (Band III. S. 570. Dresden 1881).

[2] Heine schreibt bezüglich dieses Punktes an Immermann: „Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekostet, da man mir mit Prozeßen drohte, und ich, der ich zur Exceptio veritatis entschloßen war, beständig schlagfertig mit Daten und Wizen Stand halten mußte. Dergleichen lang' im Kopfe halten müßen, ist Anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jezt erscheint mir das Ganze wie ein literarisches Märchen." Aus Helgoland vom 10. August 1830.

[3] Die Tagebücher des Grafen August von Platen, herausg. von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Stuttgart, Cotta 1898.

[4] Hier noch eines dieser ganz charakteristischen Gedichte Platen's (No. 63 in der schon zitirten Ausgabe):

„Qualvolle Stunden hast du mir bereitet,
die aber nie an dir der Himmel räche,
sonst müßten fließen deine Tränenbäche,
wenn von der Lippe dir mein Name gleitet.

Doch bis Gewisheit jeden Wahn bestreitet,
will gern ich dich, und tät' ich es aus Schwäche,
verteid'gen Freund! von auf der Oberfläche
geschöpften Zufallsgründen nie verleitet.

Zwar würd' ich kaum dir zum Verteid'ger taugen,
doch stets bedienst du dich als deiner beiden
Fürsprecher listig meiner beiden Augen:

so lang sie sich an deinem Blike weiden,
so müßen Liebe sie aus ihm sich saugen,
du aber, lies in ihrem Blik mein Leiden!"

Absonderheiten des jungen Poeten sind treu gebeichtet. Das von dem geliebten Freunde zurükgelaßene Taschentuch preßt er inbrünstig an die Lippen, die Stunden und Minuten, da er den jungen Freund nur erblikt, vermerkt er sorgsam, in schmachtenden Gedichten besingt er denselben in rührendster Weise. „Dieses Memorandum meines Lebens" wie Platen sein Tagebuch titulirte, versah er als Motto mit dem Jean Paul'schen Spruch: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können." Nur einige der markantesten Stellen seiner Bekentnisse sollen hier wiedergegeben werden.

Zunächst spricht Platen von seinen Kameraden im Kadettenhaus zu Ansbach: „. . . . Ich komme nun zu Joseph Xylander,[1] dem spätestens erworbenen, aber damals bei weitem innigsten meiner Freunde. Wir waren mehr als drei Jahre in einem Hause beisammen (in der Cadettenanstalt), ehe wir uns näher kennen lernten. Erst im März 1810 brachte uns ein sympatischer Zug plötzlich näher. Ich muß gestehen, daß eine kleine Intrigue dabei im Spiele war, doch darf ich kühn sagen, daß mich mein Freund so sehr liebte, als ich ihn. Wir waren einander alles. Wir genoßen einige Monate lang das reinste höchste Glück, das die Freundschaft zu gewähren im Stande ist. Wir vergaßen sogar ziemlich alles über uns selbst, sehnten uns beständig nach einander und brachten sogar die wenigen Minuten des Stundenwechsels pünktlich bei einander zu . . . Doch was uns fehlte, war mehr gegenseitiges Vertrauen; so viel wir beisammen waren, so wenig redeten wir zusammen, riefen immer noch einen Dritten zur Unterhaltung herbei, der die Flammen des Gesprächs schüren mußte. „Ich war zu voll", schrieb Xylander in einem späteren Briefe, „um mit Dir von gleichgültigen Dingen zu sprechen, und zu schüchtern, um von dem zu sprechen, was ich in so hohem Grade empfand", (Tagebücher S. 25—26).

Es folgen einige für das intime Seelenleben Platen's sehr bezeichnende „Selbstbetrachtungen", aus der Zeit seines Paschendienstes am Hofe Ludwig I. in München. Der geliebte Freund, welchem diese flammenden Gefühlsergüsse gelten, war der junge Sohn des damaligen französischen Gesandten, Grafen Mercy: „. . . . Der einzige Freund, der mich verstund, der gleiche Neigung und Denkweise mit mir teilte, diesen einzigen hast Du geraubt, Schicksal auf immer. Ich verlange Ersatz, ich habe große Forderungen an dich zu machen. Es lebt einer, der mir dies alles ersetzen könnte, gestern habe ich ihn wiedergesehen. Glücklich war ich, ehe ich ihn sah, glücklicher als ich ihn sah; doch elend werde ich sein, da ich ihn nicht mehr sehen werde. — O, es ist seltsam mit des Menschen Wünschen. Ich verlange nur Mitgefühl, und alle glänzenden Güter der Erde ekeln mich an. Schätze! Würden! Ruhm! Was sind das für unser Herz? Vereine sie alle auf Dein gepriesen Haupt, wer bürgt Dir für die Lücke in Deinem Busen! . . . Wie wohl ist mir in seiner Nähe, wie geht mir das Herz auf. Eine sanfte Regung erfüllt meine Seele. So muß es einem heiligen Geiste sein, der in's Elysium eintritt. Ihn erschütterte nichts mehr, was ihn auf Erden bewegt hat . . . Ich möchte ein Maler sein. Wie glücklich ist, wer diese teuren Züge auf der Leinwand nachbilden und den Gegenstand seiner Liebe im Werke seiner eigenen Kunst immer betrachten kann. Wenn mir das zu Teil geworden wäre, dann wäre er mir immer nahe, und täglich würde ich mich an seinen Zügen weiden. . . . Diese Nacht habe ich von ihm geträumt, ein freundlicher schöner Traum, wie er selbst freundlich schön ist. Meine Hand lag in der seinigen; das wird nimmer in Wahrheit geschehen, meine Hand wird nimmer in der seinigen liegen . . . Sollt' ich ihn nicht mehr sehen, o Gott, so laß doch diese Liebe nicht auslöschen. Es ist die Liebe zu allem Schönen und Wahren und Vollkommenen. In ihm sehe ich alles Himmlische vereint. . . . . Ich kann nicht ohne ihn sein. Ich fühle eine unbeschreibliche Leere. O Wohlthat seines Anblicks, die mir nur selten zu Teil geworden, o unabsehbare Reihe von Tagen, die ich ohne ihn werde verleben müssen. Und gezwungen sein, sich so hinzuschleppen, im Gefühle des Elends so auszudauern und an nichts eine Nahrung des Geistes oder Herzens zu finden. Ich kann nicht ohne ihn sein . . ." (Tagebücher S. 59).

---

[1] Jos. Karl August Ritter von Xylander (1794—1854) Militärschriftsteller, später Bundestagsgesanter Baiern's.

„Ich habe ihn wiedergesehen. Womit verdiene ich diese Güte, o Vorsehung? Und noch mehr Gnade ließest du mir zu Teil werden. Als das Schauspiel zu Ende war, schlich ich mich in die Loge des Grafen M. und nahm dort den Anschlagzettel, den er vielleicht in der Hand hielt. Zum Mindesten war er in seiner Nähe, das ist genug" (Tagebücher S. 63).

Beim Verlassen des Dienstes als Leibpasche notirt Platen in sein Tagebuch: „Heute hatte ich zum letzten Male Tafeldienst beim Könige. Von was ich mich ungern trenne, fast ist es kindisch, es niederzuschreiben, ist nichts anderes als mein Galakleid, das mir so teuer ist, als weiland Werthern sein blauer Frack, in dem er Lotte zum ersten Mal gesehen hatte. Auch mich knüpfen süße Erinnerungen an dies Kleid, auf welchem einen Augenblick M's. schöne Hand ruhte" (ebenda S. 99).

Literarisch und psichologisch von außerordentlichem Wert ist das Folgende, da es von einem begabten, geistig hochstehenden Menschen stamt, und da es in der ehrlichen Form einer Mit-sich-selbst-Aussprache — in Tagebuchform — niedergeschrieben ist, deßen Veröffentlichung Platen wol kaum auch nur ahnen konte, wobei noch zu berüksichtigen ist, daß der Verfaßer in der Erinnerung eine Zeit wieder auffrischt, da er als fünfzehnjähriger Pasche am Hofe König Ludwig's I. von Baiern Dienst tat:

„Ich bestrebte mich, in diesen Fragmenten, das Charakteristische meiner Neigung herauszuheben und zugleich eine Probe meines damaligen Styls und poetischen Ideenkreises zu geben . . . Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren, als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft. Am meisten gefiel mir die Zartheit des Weibes, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch meinem Wesen Innewohnendes an. Ich glaubte, daß der beschränkte Kreis einer Frau nicht fähig wäre, mich lange zu fesseln, und daß bei Weibern der größte Teil des schönen Geschlechts durch Affektation verderbt sei. Ich glaubte, daß sich bei einem Gegenstande der Neigung meines eigenen Geschlechts treue Freundschaft und reine Liebe eng vereinen ließen, während bei Weibern immer mehr Begierde vermischt sei. Der Verfolg wird zeigen, daß M. und der Prinz von W.[1] nicht die letzten waren, die mich mächtig anzogen. Als ich die Abreise des französischen Gesandten und seiner Familie vernahm, richtete ich meine ganze Hoffnung auf den Prinzen. Ich hatte ihn bisher nur zweimal gesehen, da er nicht in München garnisonirte. Als mir M. alles war, bemerkte ich noch gar nicht, daß meine Neigung eine von andern ganz verschiedene Richtung genommen hatte, und ich dachte nicht an den Unterschied der Geschlechter. Ich glaubte an gewisse sympathetische Träumereien und eine reciproke Gewalt der Liebe, war daher immer unglücklich und betrogen . . . ." (ebenda S. 67—68).

„. . . . In dieser nach Liebe heiß verlangenden Stimmung war es, als bei einem Konzert und Deklamatorium in der Harmonie, am 12. November 1814, ein junger Offizier vom *** Regimente, Herr von Brandenstein, meine Blicke vorzüglich auf sich zog. Aus diesem Zufall entspann sich eine lange Liebe, die selbst der Entfernung trotzte, da ich mich jedem Eindrucke begierig hingab, und die Oede meines Herzens mit Träumen zu bevölkern strebte. Der Erwähnte ist jener Federigo, der in spätern meiner Blätter oft genannt wird.[1] Er ist nicht groß, aber hübsch gewachsen, seine Gesichtszüge

---

[1] Prinz von Waldeck, Verwanter des Königs, fiel bald darauf in der Schlacht bei Hanau 1813.

[1] Auf diesen Federigo oder Leutnant von Brandenstein bezieht sich das folgende Seite 152 der „Tagebücher" mitgeteilte Gedicht:

So schleich ich durch das Leben weiter,
Wie ein verirrter Geist,
Ich habe keinen Begleiter
Der mir die Heimat weist.

Ich werd' ein Fremder bleiben,
Verlassen und allein,
Mich auf und nieder treiben
Und nimmer glücklich sein.

sind regelmäßig, sehr angenehm und enthalten etwas Stolzes, was mich besonders anzieht. Er ist blond wie Graf M. Ich sah ihn öfters im Lesezimmer der Harmonie, ich saß oft neben ihm und verließ mehrmals mit ihm zugleich das Haus, ich begegnete ihn auf der Straße, und alles dies trug bei, meinen Wahn zu bestärken und eine völlige Leidenschaft bei mir festzusetzen, die aber doch immer einen milden Charakterzug trug, obgleich sie oft zu einer heißen Sehnsucht gesteigert wurde. Ich hatte damals noch keine Idee, daß ein strafbares Verhältniß zwischen zwei Männern existiren könne, sonst würde mich dieser Gedanke vielleicht zurückgeschreckt haben. .... Einige Zeit später fand ich zwar in mehreren Schriften die Männerliebe erwähnt und schenkte diesem Gegenstande zuerst meine Aufmerksamkeit, da er mir in früheren Jahren bei Lesung des Plutarchs gänzlich entgangen war. Aber auch jezt ignorirte ich noch, daß sinnliche Wollust dabei im Spiele sein könnte, dies unselige Geheimniß wurde mir erst durch einige unzüchtige Bücher von Piron[1] klar, die mir in Frankreich in die Hände fielen. Nie aber hat Begierde meine Neigung zu Federigo entweiht" (Tagebücher S. 140—141).

Was auch hier wieder mit voller Evidenz hervorgeht, ist die, auch in Krafft-Ebing's autobiografischen Mitteilungen von Urningen bestätigte Tatsache, daß, im Gegensaz zur heterosexualen Liebe zwischen Mann und Weib, die simpatische Neigung unter Homosexualen in der übergroßen Mehrzahl der Fälle eine flache, in der Psiche stekenbleibende, dem quietistischen Charakter des Urning entsprechende, sich paßiv und reservirt verhaltende, nicht, oder nur selten, zum Sinlichen und Motorischen vordringende Seelenerschütterung darstelt, und daß dies insbesondere bei Platen der Fall gewesen. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß nach dieser Richtung die weiteren Bände der „Tagebücher" keine neuen Ueberraschungen bringen werden. Hamann, der bekante Magier des vorigen Jahrhunderts, meint zwar in seinen „Sokratischen Denkwürdigkeiten" u. A.: „man kann keine lebendige Freundschaft ohne Sinnlichkeit fühlen, und eine metaphysische Liebe sündigt vielleicht gröber am Nervensaft, als eine thierische an Fleisch und Blut" (Hrsg. v. E. Kühn. Leipzig, Reklam,

---

Und schmückt der Lenz auch wieder
Flur, Garten und Gehölz,
Ich bückte mich nicht nieder
Nach schöner Blumen Schmelz.

Nur eine möcht' ich finden,
Dann fahre wohl, o Schmerz!
Ich suche Mitempfinden
An eines Freundes Herz.

Wer kennt die goldne Blüte,
Und sucht sie nicht allein?
Sie keimt aus deiner Blüte
Geliebter Brandenstein.

Von unvergleichlichem psichologischem Interesse ist noch die folgende gleichzeitige (1814), also nicht retrospektive, Betrachtung des jungen Platen über das gleiche, oben mitgeteilte, Begegnen, welche uns die subjektiv enorm gefangene, für alles objektive Geschehen gänzlich unfähige Seelenstimmung des 18-jährigen Verliebten zeigt:

„(23. Nov. 1814.) Ich war in meine Lektüre vertieft, als plötzlich die edle Gestalt vor mich hintrat (in der „Harmonie" in München). Er nahm eine Zeitung, die mir zur Seite lag. Wie war ich froh, ihn wieder zu sehen. Er saß ungefähr vier Stühle von mir entfernt. Ich verließ meinen Sitz ein paar Augenblicke, um ein Journal zu holen; unterdessen gingen die Personen, die zwischen uns ihren Platz hatten, und B. setzte sich auf den Sessel neben mich. Ich war halb berauscht durch diese Nachbarschaft. Ich nahm mich zusammen, um ein geheimes Zittern zu verbergen, das mich ergriff und obschon ich ganze Seiten in einem Journal von de la Motte Fouqué las, so habe ich doch nicht einen Buchstaben behalten; demungeachtet war von Gegenständen der Poesie die Rede, von Dingen, die mir sonst die interessantesten würden geschienen haben. Aber nun kam ich mir selbst vor, wie Don Carlos in der Kapelle, als die Kleider gewisser Damen hinter ihm rauschten, ich verlor mein Fassungsvermögen. Ich hatte mich gegen acht Uhr bereits zum Gehen fertig gemacht, als er gleichfalls aufstand. Ich ging rasch zur Thür hinaus, er folgte mir in ein paar Minuten. Wir kamen fast zugleich an die Thür des Vorsaals, er öffnete sie, und ließ sie mir offen. Er sprang die Treppe hinunter, ich ungefähr zehn Schritte hinter ihm. Wir gingen im Gange nebeneinander; am Thore machte er eine kleine Zögerung, so daß ich gezwungen war, vorauszugehen. Er ging rechtwärts gegen die Hauptwache, ich linkwärts. Es scheint mir doch ein stummes Verhältnis zwischen uns zu walten." (Tagebücher, S. 148.)

[1] Es ist der französische Dichter Alexis Piron [† 1773], deßen Ode à Priape „fameuse par l'immoralité" ihm den Verlust der Zughörigkeit zur französischen Akademie durch Ludwig XV. einbrachte. Fontenelle, der Sekretär der Akademie, sagte damals: „Wenn Piron die Ode gemacht hat, dann muß man ihm zwar zürnen, ihn aber in die Akademie aufnehmen; hat er aber die Ode nicht gemacht, dann hinaus mit ihm!" Si Piron a fait la fameuse Ode, il faut bien le gronder, mais l'admettre; s'il ne l'a pas faite, fermons lui la porte! — Was Platen hier anlangt, so wäre wirklich die Frage gestattet: Wie komt es, daß er gerade die unzüchtigsten Werke Piron's, die niemals mit seinen übrigen Werken zusammengedrukt, und damals wie heute äußerst selten und schwer zu beschaffen waren, so genau kent?

S. 26). Aber Hamann lebte eben, troz seiner magischen und christlichen Qualitäten, während des größten Teils seines Lebens in wilder Ehe, zeugte frisch Kinder, und kann hier, schon als Heterosexualer, nicht mitreden. — L. v. Scheffler, der eine der Herausgeber dieses ersten Bandes der Platen'schen Selbstbekentniße, schreibt über den gleichen Punkt: „Heine hat Platen vor aller Welt einer unnatürlichen Sünde geziehen. Nicht daß er es gethan (das mochte er und mögen die, welche es ihm bis in die neueste Zeit hinein nachsprechen, vor sich verantworten) sondern wie er es that, ist für die Beurtheilung der Frage von Interesse. Denn nur in dem Hineintragen eines Mißverständnißes, das dem großen Publikum sofort faßlich war und in dem bewußten Festhalten an demselben, liegt die Perfidie des Angriffs. Von Knabenliebe ist nach Heine in den Platen'schen Gedichten die Rede. Der Pamphletist übersieht hierbei geflißentlich, daß nicht Knaben, sondern junge Männer es waren, welche den Dichter für seine Poesie begeisterten, er verschweigt ebenso absichtlich, daß dieser besondere Schönheitscultus in edlen Seelen nichts Ungewöhnliches, ja daß er als Eros der Helenen Vorbedingung größter Taten auf dem Gebiete des rein Geistigen, der Kunst und Poesie gewesen ist; er sucht das Vorbild für das Phänomen anstatt auf griechischem Boden vielmehr auf dem römischen! Nero und der Harem seiner Lustknaben wird der reinen Freundschaftspoesie Platens gegenübergestellt!" (Tagebücher S. X). —

Das ist nun Alles ganz schön. Aber Heine und Platen lagen eben im Kampfe miteinander. Und: im Krieg — das Sprichwort paßt auch in anderer Hinsicht hieher — im Krieg und in der Liebe ist Alles erlaubt. Es war höchst unklug von Platen, sich dem mordlustigen Heine zu überantworten. Hätte er geschwiegen, wie es seine — Natur ihm überhaupt vorschrieb. Er fühlte etwas Weibliches in ihm. Nun, Weiber ziehen nicht in den Krieg. Gar zum Satiriker fehlte ihm jede Begabung. Hätte er geschwiegen und ruhig seine schönen, glatten Verse weitergesponnen, wie z. B. in dem berühmten Gedicht:

> „Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
> Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder . . ."

die ihm die Unsterblichkeit gesichert hätten. Und andererseits: Heine hatte gar keine Ursache, ihn zu schonen. Wiewol er als Orjentale den feinen Zusammenhang der Dinge wol kante und sehr wol ahnte, konte er sich in seiner Fechterstellung durchaus auf jenen Standpunkt der Erkentnis wie der Vorurteile stellen, wie er damals im Abendlande gang und gäbe war. Bei dem großen Publikum, welches immer weiblich empfindet, war er des Beifalls sicher. Das wäre ja auch heute nicht anders. Wenn wir auch heute auf Grund genauerer historischer, fisjologischer, psichologischer Kentniße den unweigerlich gegebenen Seelengrund eines jeden Menschen als eine unverrükbare Basis seines Schaffens und seines Daseins anerkennen — die Liebeslieder laßen wir uns nach wie vor von heterosexualen Dichtern, von der Liebe zum Weibe entflamten Jünglingen, von den Goethe, Heine und Bertran de Born singen, nicht von den Platen oder den süß-kraftlos-girrenden Mitarbeitern der „Blätter für die Kunst." Denn die Welt wird ja durch einige medizinische Kentniße nicht auf den Kopf gestelt. Die Liebe zum Weibe ist der Grund und Angelpunkt, auf dem unsere gesamte Organisazjon ruht, um die sich unser ganzes Dasein dreht. Denn die Liebe zum Weibe erzeugt Menschen. Die mann-mänliche Liebe erzeugt nur Gedanken und Gefühle. Für diese lezteren wird es stets schönes Drukpapier und selbstlose Verleger geben. Aber die Ersteren stehen eben für sich selbst und haben ein pochendes Herz im Leibe. Diesen Welts-Unterschied hat auch der geistvolle Ulrichs sehr wol erkant, und er verlangte nicht Anerkennung, sondern nur Duldung. Diese Duldung hätte auch Platen erfahren, wenn er nicht in unglaublicher Unkentnis des Zusammenhanges dieser Welt über die ihm gestekten Grenzen hinausgegangen wäre. Diese Duldung würde aber auch heute jenen Schöngeistern verweigert werden, die, nur mit dem Flaumbett ihrer mann-mänlichen Gefühle ausgerüstet, auf Kampf auszögen. Denn Marsyas mag im Stillen seine Flöte schnizen und im Dikicht seine bukolischen Lieder vortragen, sobald er die Himlischen angreift, wird er von Apollo unter dem Beifall der Musen geschunden werden. —



Intra muros et extra.

Otto Julius Bierbaum, „Das schöne Mädchen von Pao, ein Chinesischer Roman", Berlin und Leipzig im Verlage von Schuster und Löffler, 1899. — Bierbaum ist unter die Satiriker gegangen. Er hat ein gelbes, chinesisches Gewand angezogen, welches er sich von seinem Münchener Papierlieferanten machen ließ, hat ein Gong in die Hand genommen — wahrscheinlich von einem Bozener Pfannenfliker erstanden — haut auf dieses Instrument wie wahnsinnig los, so daß sein diker Schulmeisterkopf ganz puterrot wird, und speit unter den fürchterlichsten Verrenkungen und Grimaßen die dikste gelbe Galle auf die Zustände des deutschen Reichs. — Otto Julius ich warne dir! — Das geht nicht! — Du komst troz deines kurzen Halses auf das Schafott und kriegst nie den roten Adler-Orden III. Klaße. — Wie kann man nur so ...... er nimt Staatsanwälte, höchste deutsche Würdenträger, Hoflieferanten, Unterstaatssekretäre, Direktoren von industriellen Etablissements, die zugleich Majore sind, wirkliche Vorstände von kgl. Geschüzgießereien u. dgl., stekt sie in gelbe Chinesische Gewänder, die mit Zeichen bedekt sind, von denen jedes einzelne in China 3 Jahre Zuchthaus bringt, und haut dann die ganze Gesellschaft mit einer langen Peitsche, die er sich von seinem Pächter in Eppan geliehen hat, durch!! — Das geht nicht! — Wenn das Höchste, was wir auf Erden besizen, wenn Se. Majestät Gott der Große — „wer?" — Seine Majestät Gott der Große .... „wer ist das?" .... mein Gott! — „ist es Er?" — aber natürlich! — „Der Allermächtigste?" — aber selbstverständlich! ..... „nun?" .... ich sage: wenn das Höchste, was wir auf Erden besizen, wenn Se. Majestät Gott der Große in gelbes Chinesisches Reis-Papier gestekt und öffentlich mit Chinesischen Majestäts-Beleidigungen traktirt werden darf, dann schwinden die etischen Werte, auf denen unser Dasein beruht, dahin, und das Deutsche Reich stürzt in sich zusammen. — „Aber die Zustände in diesem Deutschen Reich sind auch nachgerade auf einen Punkt angelangt ......" — Das ist ganz gleich, sie werden noch auf einen weit schlimmeren anlangen. Der deutsche Untertan hat auf die götliche Regierung zu achten. — „Das Buch kostet nur M. 3." — Das ist keine Entschuldigung, das ist erschwerend, jeder Edelanarchist kann sich das Buch kaufen ...... —" es ist bei Schuster und Löffler erschienen!" — Das ist ganz gleich: Schuster und Löffler sind vorbestraft, oder doch vorverdächtigt, Schuster und Löffler kommen ebenfalls aufs Schafott! — „aber man muß doch in irgend einer Form seine Meinung ....." — nein, wenn die indirekt durch Gott inspirirte Regierung gesprochen hat, gibt es im Lande zwischen der Nordsee und den Alpenfirnen keine divergirende Meinung! — „aber man kann doch in harmlos-satirischer Form ....." — nein! — „in novellistischer Rede ....." — nein! — „durch die Blumensprache ....." — nein! — „durch Seufzer ....." — nein! — „durch Rascheln mit Reis-Papier ...." — nein! gar wenn dasselbe mit Zeichen bedrukt ist, unter denen die schwersten Chinesischen Majestäts-Beleidigungen verstekt sind! Wir warnen hiemit jeden Deutschen, der es wahrhaft ehrlich mit seinem Lande meint und der fest entschloßen ist, lieber das Reich zu Grund geh'n zu laßen, als die geringste Aenderung an den jezt für heilig und unantastbar erkanten Zuständen und Einrichtungen zu erlauben, — sich über der Lektüre des Bierbaum'schen Buches erwischen zu laßen. Der Verfaßer aber, dem jeder Sinn für die Heiligkeit, Tapferkeit und Artillerietüchtigkeit des frommen, auserwählten, deutschen Volkes abgeht, sei hier auf das Nachdrüklichste gewarnt! —



Vor einigen Wochen konte man in mehreren kleinen Schmierblättern absichtlich zweideutige Notizen finden, in denen unter Weglaßung des Vornamens schlechtweg von einem „Anarchisten Panizza" die Rede war, dem „Genoßen Lucheni's", daß derselbe da und da ausgewiesen, dann wieder zurükgekehrt, aber von den Behörden entdekt, wiederum ausgewiesen, daß seine Schriftstüke, in denen sich aufreizende Gedichte befanden, beschlagnahmt, seine Bücher konfiszirt worden seien etc. Es handelt sich hier um eine absichtliche Verwechslung des Anarchisten Attilio Panizza in Lugano mit dem Herausgeber der „Zürcher Diskußjonen". Man glaubte auf diese Weise die Reputazjon Attilio Panizza's schädigen und seiner flekenlosen Ehre zu nahe treten zu können,

indem man ihn mit einem verurteilten und ausgewiesenen Schriftsteller gleichen Namens verquikte, indem man ihm den „Stilkünstler" und „Versedrechsler Panizza an die Rokschöße hing. Dieser Versuch ist gänzlich mislungen. Ein Mann der Tat, wie Attilio Panizza, ein Mann, der mit seinem Dolch für seine Ideen einzutreten bereit ist, der jeden Tag für seine Brüder auf dem Schafott zu sterben bereit ist, der nie um materjelle Verbeßerung seiner Lage, sondern stets um das Glük und Wolergehn seines Volkes sich bemüht hat, steht turmhoch über einem meinetwegen talentirten Schriftsteller, der in Ideen wacht, statt des stile (Dolchs) sich des Stils bedient, unter Angst und Gewimmer Verse produzirt, wie ein scheuer Vogel von Ort zu Ort flüchtet, Tränen vergießt, wenn er ausgewiesen wird, stets auf Verbeßerung seiner Lage bedacht ist, ein Verlagsgeschäft betreibt und die Leute um Gotteswillen bittet, sie möchten ihm seine Bücher abkaufen. Wie konte man glauben, von zwei solchen Naturen die eine, die edlere, durch zufällige Verknüpfung mit der anderen, der geringeren zu bekleken! Die größeren Zeitungen haben denn auch sofort diese niedrige Absicht durchschaut, das Misverhältnis, erkant und die Notiz nicht weiter verbreitet. Und auch Attilio Panizza wurde wol kaum davon berührt. Was würde denn etwa Brutus sich seiner Zeit in Rom daraus gemacht haben, wenn eines Tages irgend ein Winkelschreiber gleichen Namens wegen seiner obszönen Verse oder eines Pamflets gegen die Regierung halber vom Liktor gezüchtigt worden wäre, und nun Gaßenbuben vor ihm, dem großen Brutus, hergelaufen wären und unter absichtlicher Verwechslung der Namen ihm in die Ohren geschrieen hätten: „Aeh! Brutus hat Klopfe gekriegt! — Brutus hat Klopfe gekriegt . . . ."? — Er würde gelacht haben, würde mit einer verächtlichen Bewegung das Togaende über die Schultern geworfen haben und wäre seines Wegs gegangen. — Auf der andern Seite würde aber Markus Brutus — ich wollte sagen: Attilio Panizza — sich niemals dazu hergegeben haben, durch eine derartige graße Gegenüberstellung zweier Personen, von denen die eine natürlich in Folge der stattgehabten Abschäzung eher noch höher steigt, die andere eher noch tiefer sinkt, einen armen Dichter und Federfuchser noch tiefer in die allgemeine Verachtung hinabzustoßen. Attilio Panizza würde, wenn überhaupt dieses deutsche Geschmier bis zu ihm gedrungen ist — er ist Italjener — es weit von sich gewiesen haben, durch einen irgendwie angestelten Vergleich mit seiner Größe den Herausgeber der „Zürcher Diskußjonen", der zufällig seinen Namen trägt, herabzuwürdigen. — Mögen also die Schriftleiter der hier in Rede stehenden deutschen und östreichischen Schmierblätter sich in Zukunft beßer vorsehen, und ein wenig mehr mit dem feinen Instinkt des Volkes in solchen Dingen und der Nobleße der dabei in Betracht kommenden Personen rechnen. — O. P.



Paris. Heute, am 10. Juli 1899, am Tage, da in den hiesigen Blättern bekant wurde, daß das Denkmal für Charles Baudelaire im Herbst im Jardin du Luxembourg aufgestelt werde, traf das Telegramm aus New-York ein, daß daselbst das für Deutschland bestimt gewesene Heine-Denkmal von Herter in Bronx Borough enthüllt wurde. Baudelaire hat als wesentliches Vermächtnis nur ein Bändchen Gedichte, „Les fleurs du mal", zurükgelaßen, welches bei seinem ersten Erscheinen ganz Paris in den höchsten ästetischen Schreken versezte, und deßen Einfluß, troz tiefgreifender Wirkung auf einzelne Dichtergruppen, in Frankreich kein universeller war (Brockhaus' Konversazjons Lexikon kent ihn nicht einmal). Heine, der fast während seiner ganzen Laufbahn neben herbem Tadel großes Lob gefunden, hat jezt seit bald einem Jahrhundert die lirische Ausdruksweise sowie die künstlerisch geartete Prosa in der umfaßendsten Weise beeinflußt, und in beiden Gattungen fast alle Späteren in seine Geleise gezwungen. Man kann nur mit dem Gefühl tiefer Beschämung diese beiden Daten in der Behandlung nazjonaler Dichter nebeneinanderstellen. Und man wird diese so verschieden sich kundgebende Dankbarkeit diesseits und jenseits des Rheines nur dann begreifen, wenn man sich erinnert, daß die Aeußerungen des Gemüts hier in Frankreich eine spontane Kundgebung des Volkes, in Deutschland nur durch Verleitgabe von Seite der Regierung oder der Geistlichkeit möglich sind. Sind also solche Aeußerungen leztgedachter Gattung polizeimäßig und niederträchtig, so wird man wißen, wo die Quellen zu suchen sind.



NB! Die „Zürcher Diskußionen" erscheinen ca. alle vier Wochen zum Preise von 60 Pfg. — 75 ctms. — pro Nummer und sind durch alle Buchhandlungen, oder direkt vom unterzeichneten Verlag gegen Einsendung des Betrages (Briefmarken), zu beziehen. Die Jahresserie mit 12 Nummern kostet M. 6. — 7 francs. 50 ctms. — Wegen der früher erschienenen Nummern wolle man sich direkt an den Verlag wenden. — Der postalische Verkehr des Auslandes mit der Schweiz steht unter dem Zeichen des Weltpost-Vereins!



Vom zweiten Jahrgang sind erschienen:

No. 13—15 Karl Ludwig Sand, eine biografisch-psichologische Darstellung, von Louis Andrée (Paris).

" 16—17 Heine und Platen, eine Revision ihrer literarischen Prozeßakten, von Max Kaufmann (Hamburg).

In Vorbereitung befinden sich:

No. 18—19 Vrenelis Gärtli [der Venusberg], eine Zürcher Begebenheit, von Oskar Panizza (Paris).

" 20—21 Juliane Dery und was sie gemordet, von Sven Heidenstamm (Paris).

" 22—24 Bruchstüke aus Hans Jäger's „Syk Kjaerlihet" [Kranke Liebe], übersezt und eingeleitet von Dr. Gustav Morgenstern (Leipzig), nebst Titelblatt und Inhalts-Verzeichnis zum II. Jahrgang.

Zürich IV
Tannenstraße 17.

Verlag der Zürcher Diskußionen.



Druk von J. Schabelitz in Zürich.

No. 18—19. [Zweiter Jahrgang.] 1899.

Zürcher Diskußionen.

Vreneli's Gärtli

eine Zürcher Begebenheit

von Oskar Panizza (Paris).[1]

Zum „Vreneli's Gärtli" — so hatte ich jüngst unzweifelhaft auf einem ehrlichen Schweizerischen Wegweiser in der Umgegend von Zürich gelesen, nicht weit oberhalb der Stelle, wo der junge Georg Büchner, der Verfasser von „Danton's Tot" sein Grabmal hat, und nicht sehr weit von der Stelle, wo einst der wunderliche Johannes Scherr an den Abhängen des Zürichbergs seine grausigen Gestalten beschwor.

„Vreneli's Gärtli" — das klang so anmutig, so poetisch, so urlieblich und so urdeutsch — das mußte ein gutes Restaurant sein, wenn es eines war; dort mußte es einen guten Wein geben; das mußte ein lokender Berg sein, oder ein zauberisches Tal, wenn es ein Berg oder ein Tal war . . . . .

Aber ich war auch filologisch gebildet genug, um hinter diesem geheimnisvoll andeutenden Wort mancherlei Ur-Alemannisches und Schwäbisch-Singsangliches und Schweizerisch-Schalkhaftes zu vermuten. „Vreneli", das war kein modernes Wirtshausschild, das war auch keine Wirtin aus dem Kanton, das war überhaupt nichts Polizeilich-Angemeldetes . . . . .

„Vreneli's Gärtli" — ein Wegweiser auf offenem Waldweg, auf der Höhe des Zürichberges, und über diesem hinweg nach Norden weisend, durch Wald und Dikicht — — mir war, als stünden die Gebrüder Grimm hinter diesem Wegweiser, und erhöben drohend ihre Arme, quer hinausstrekend wie Wegweiser, und riefen mir zu: Dort geht's in's Heidentum!

Ich hatte weder Zeit noch Mut, zu so vorgeschrittener Nachmittagsstunde einen so weiten und gefährlichen Weg einzuschlagen, aber ich war fest entschlossen, diesem germanistischen

---

[1] Dieser Aufsaz stamt aus dem Frühjahr 1898, wie ich zur Orjentirung meiner Freunde und der Leser der Diskußjonen bemerken will.

Wegweiser in tunlichster Bälde nachzugehen: etwas Heidnisches, etwas Literarisches und etwas Filologisches mußte hinter diesem Wegweiser steken.

Am nächsten Tag ging ich zu Papa Schabelitz, der Alles weiß, was im Kanton Heidnisches, Filologisches oder Literarisches paßirt, oder früher einmal paßirt ist, und trug ihm mein Anliegen vor. Er hörte mir lange zu, dann sagte er in seiner troknen, skeptischen Art, mit der er stets den allzu fantastischen Anwandlungen bei seinen Autoren zu begegnen wußte: „Alles ist mir nicht klar. Aber sehen Sie doch einmal in den „Schweizerischen Volksliedern" von Tobler nach, die mein Freund Huber in Frauenfeld herausgegeben hat. Vielleicht finden Sie dort Etwas. Wein gibt es dort jedenfalls keinen besonderen, sonst wär' mir das Wirtshaus bekant."

Ich las im Tobler, und las:

„Danuser war ein wundrige Knab,
groß Wunder got er go schaue;
er got wohl uf der Frau Vrenes Berg
zu dene dri schöne Jungfraue.

❦

„Er schaut zu einem Fensterli i,
groß Wunder kann er da schaue;
drum got er zu dem Frau-Vrenesberg
zu dene dri schöne Jungfraue.

❦

„Die sind die ganze Wuche gar schö
mit Gold und mit Side behange,
händ Halsschmeid a und Maiekrö
— — — — — — — — — — — — —"[1]

mir ging das Herz auf; ich wußte, daß ich an eine der zauberischsten Stellen des ganzen südwestlichen Deutschlands gelangt war; noch deutlicheren Beweis brachte das folgende Lied:

„Tannhäuser war ein junges Bluet;
der wolt groß Wunder g'schaue;
er gieng wol auf Frau Vreneli's Berg
zu selbige schöne Jungfraue.

❦

„Wo er auf Frau Vreneli's Berg ist cho,
chlopft er an a d' Pforte:
‚Frau Vrene, wend er mi ine lo?
will halten eure Orde.'

❦

„‚Tannhäuser, i will d'r mi G'spile ge
zu-m-ene ehliche Wibe.'
‚Diner G'spilinne begehr ich nit,
min Leben ist mer z'liebe.

❦

‚Diner G'spilinne darf ich nüt,
es ist mir gar hoch verbote;
si ist ob' em Gürtel Milch und Bluet
und drunter wie Schlangen und Chrote.'"[2]

❦

---

[1] Schweizerische Volkslieder hrsg. von L. Tobler. Frauenfeld, J. Huber 1882. Bd. I. S. 106.
[2] ebenda Bd. II. S. 159.

Die Sache war richtig; ich war auf dem Weg zum Venusberg; ausdrüklich war noch in einer Anmerkung darauf hingewiesen, daß „Vreneli" ebenso zu der altdeutschen Freia, der Göttin des Liebreizes und der Minne, wie zu der römischen Venus hinweise, also eine lezte Schweizerische Wirtin Wunderhold, die in dieser Zeit der trostlosen Oede und Herzensqual noch freundliche Stuben ihren Besuchern zur Verfügung stelt . . . . .

Donnerwetter! — sagte ich mir — die Sache komt mir gelegen. Die ganze Geschichte erschien mir nun von der äußersten Wahrscheinlichkeit. Denn daß es in diesem Lande noch andere Schweizerinnen gebe, als jene, die in Zürich auf der Bahnhofstraße dem schüchtern mit zärtlicher Werbung sich nahenden Fremden im resolutesten Zwingli-Deutsch antworten: „Nai, gönd Si eweg! I will nüd wüße vo Ihne . . . ." das war wol mit Sicherheit anzunehmen. Daß es im Lande Böcklin's noch andere Huldinnen geben werde, als jene 10,000 Jungfrauen, welche schon im Jahre 1888 die Unterdrükung jeder Freistätte der Liebe, das Umstürzen aller Altäre der Venus und resolute Bestrafung jedes außerhalb der Ehe sich bemerklich machenden Liebes-Verlangens für den Kanton Zürich verlangt, und im Jahre 1897 auch durchgesezt hatten[1], das war wol mit Sicherheit zu erwarten. — Ja ja, die Sache war in Ordnung. Noch einmal hatte das Mittelalter helfend und fördernd in die trostlose Dürre unserer heutigen Herzensangelegenheiten, in die Verarmung unseres Gemüts, in die administrativ-eheliche Polizei-Konstrukzjon der „Liebe" eingegriffen und wenigstens einige seiner Sontagskinder gerettet. „Vreneli's Gärtli" — Garten der Freia — Garten der Venus — den lezten Venus-Berg auf deutsch-administrativer Erde, ich hatte ihn entdekt.

Sogleich machte ich mich am nächsten Tag in aller Frühe auf und tat Geld in meinen Beutel. — Natürlich jubelten mir alle Nachtigallen entgegen, die Gräser hauchten mir ihre wollüstigsten Parfüme zu und mir selbst fielen die lustigsten Melodien aus Brentano's Wunderhorn und Brocelliandes Zauberwäldern ein:

> „Da droben auf dem Berge,
> da steht ein goldnes Haus,
> da schauen alle Frühmorgen
> drei schöne Mädchen heraus,
> die eine heißt Elisabeta,
> die andre Juljettchen mein,
> die dritte tu' ich nicht nennen . . . . ."

Offen gestanden, ich habe immer diese fantastischen Schilderungen, welche man zuweilen bei Dichtern liest, dieses Winken und Sprechen der Blumen, das Auftauchen von Schlößern, wo sich plözlich die Fenster öffnen, und die schönsten Mädchen Einen einladen, zu ihnen zu kommen, für grobe Täuschungen des Lesers, jedenfalls für starke Uebertreibungen gehalten. Gar im modernen Polizeistaat wäre doch die Existenz besagter Schlößer eine pure Unmöglichkeit, und abgesehen von der Schwierigkeit der Ueberwachung schon nach § 180 RStGB., Strafgesezbuch für den Kanton Zürich § 119—120,[2] kaum als im Bereich der Wahrscheinlichkeit gelegen anzunehmen, selbst wenn die Bürgerinnen der nächstgelegenen Gemeinden nicht wegen unlauteren Wettbewerbs klagen solten.

---

[1] Durch Volksabstimmung wurden am 27ten Juni 1897 alle „Häuser" im Kanton Zürich aufgehoben, und außerdem, durch Neuaufnahme eines Paragrafen in das Straf-Gesezbuch, der Versuch, auf öffentlicher Straße die Zuneigung eines Mädchens zu gewinnen, unter Strafe gestelt. Siehe: Strafgesezbuch für den Kanton Zürich. Neudruk 1897. § 127.

[2] Duldung, Zimmervermietung: Stenglein's Zeitschrift für Gerichtspraxis in Deutschland Bd. II. 273, III. 185; Verleitung zum Eintritt in ein unsittliches Haus: ebenda Bd. II. 234.

Aber nein! Dergleichen existirt. Wirklich war ich in eine ganz merkwürdige, ganz abnormale Gegend gekommen, wo es keine Strafgesezbücher zu geben schien, oder dieselben den Spazen und Finken zum Nesterbau überlaßen wurden. Wirklich tauchten hier ganz seltsame — dieses Wort gebrauche ich in meinen kritischen Schriften nie! — ganz seltsame Blumenformen und wunderliche Gesteinsmaßen auf. Die Wegweiser wurden anders, nahmen höhnische oder vertrakte Formen, Grimaßen und Embleme, Bokfüße und Panskopfe, in ihre Devisen auf, deuteten alle in einer Richtung, die Schweizer Verordnungen verschwanden auf den Wegtafeln, Blumen und Gräser lachten mich mit einer sicheren, stichelnden Lustbarkeit an, nirgends ein Schandarm, nirgends ein Feldhüter, kein Untersuchungsrichter, kein Staatsanwalt, die Welt schien wie umgewandelt, heitere Züge von lakrotfüßigen Störchen zogen durch die Luft und in der Ferne erglänzte ein schönes Schloß:

„Da droben auf hohem Berge,
da steht ein feines Haus,
da schauen des Abends und Morgens
drei schöne Jungfern heraus.

„Die Eine, die heißet Susanne,
die Andere Anna-Marein,
die Dritte, die will ich mir nehmen ....“

Aber nicht nur die Natur hatte sich verändert, mir selbst wurde ganz jugendlich, ganz leichtfertig zu Mut, die Furcht vor dem Preßgesez, die Angst vor Majestätsbeleidigungen, vor Gedanken-Sünden, und besonders die Furcht vor der Sünde wider den heiligen Geist, waren verschwunden, ich fühlte mein Herz wieder froher schlagen, hatte wieder gesunde, muntere Einfälle, glükliche Ideen, mir wurde ganz leicht, tänzelnd glitt ich über den Boden, ich fühlte mich frei wie ein Vogel, ja, ganz vogelfrei .....

Hier muß ich eine kleine Bemerkung, eine kleine staatsrechtliche Erwägung, einschieben, welche vielleicht zur Erklärung dieser merkwürdigen Gegend und meines noch merkwürdigeren Zustandes beitragen kann. Ich hatte nämlich vor geraumer Zeit mein deutsches Staatsbürger-Recht aufgegeben, und das Schweizerische noch nicht erworben; ich war also weder Deutscher noch Schweizer, weder Baier noch Franzos, ich war nichts, rein nichts, gar nichts, absolument rien! also vogelfrei. — Vielleicht merkten diese Störche und diese Wolken, diese Blumen und diese Bäume meinen Zustand, und illuminirten und verzauberten aus närrischer Freude über diese ungeheure Seltenheit die Gegend und mich selber, und gaben mir diese federleichten Gedanken, diese tüchtigen Illusionismen ein. — Wenn der Leser etwa ebenfalls dieser Ansicht ist, und etwa meine dichterischen Kollegen in Berlin der Meinung sein solten, daß eine derartige, zeitweilige Aenderung des Geistes ein Vorteil für das dichterische Gemüt ist, dann möchte ich ihnen ebenfalls raten, ihr deutsches Staatsbürgerrecht aufzugeben, ihr Deutschtum hinter sich zu lassen, bevor ihnen das Polizeiregiment den lezten Hirnsaft auspreßt, das Majestätsfeuer ihre lezte Herzensfaser ausdört und die Anwendung des Preßgesezes ihnen den letzten Schädelknochen auseinandertreibt, und hieher an die Schweizer-Grenze zu kommen, und eine Zeit lang lieber „Nichts“ zu sein, als in diesem Staate Etwas, und in Frau „Vreneli's Gärtli“ die kommenden Schreken einer trostlosen, jammervollen Reakzion zu verschlafen.

Ich aber schritt rüstig vorwärts auf dem Weg meiner Polizeiverlaßenheit, glüklich, hier in dieser gesezlosen Gegend statt des hohlen, bleiernen Geschwäzes von Strafgesezbuch-Paragrafen, das glükliche Gepipse und Zwitschern von aufgeregten Amseln und vehementen Staaren zu vernehmen:

„Wißt Ihr, Ihr kleinen Vögelein,
vielleicht den Weg zum Schloß?
die Zinne glänzt im Abendschein,
hoch dehnt sich das Geschoß.

„Frau Venus steht am Fenster dort
im güld'nen Rosenkleid,
die lacht Dich an und spricht kein Wort,
dann schwindet all' Dein Leid.



„Frau Venus hat ein Händchen klein
so sanft wie Milch und Blut . . . . .“

schön! sagte ich mir, ich bin begierig, wie sie aussehen wird, diese Madame Venus, von der so viel gesprochen wird, die alle Maler malen, die alle Zeichner zeichnen, alle Dichter besingen, alle Schriftsteller beschreiben, und von der uns noch Kornmann im vorvorigen Jahrhundert eine so bewegliche Schilderung gegeben hat[1], diese merkwürdige Dame, die schon vor 2000 Jahren zu Kypris in blendender Schönheit aus dem blauen Meer emporzusteigen pflegte und die vorbeifahrenden Fönizier an ihre Insel feßelte. Hoffentlich hat sie kleine Füße . . . . .

Die Sonne war unversehens hochgekommen. In der Aufregung des Außerordentlichen, das mich erwartete, war ich schnell und heiß gegangen. Ich war mitten im Wald. Ein Haufen von summenden, lärmenden Stimmen umbrauste mich. Vor meinen Augen gaukelten goldgeschwänzte Fasanen, und jene Märchenstimmung, die uns bei solcher Gelegenheit erfaßt, halb Furcht, halb Grausen, ließ mich vielleicht Dinge sehen, die gar nicht da waren. — Es konte nicht mehr weit sein. Einen Wegweiser hatte ich nicht übersehen. In der Ferne zeigte sich mitten durch das Gebüsch hindurch ein lichter Punkt. Ich ging eilend darauf zu, um von hier aus eine Uebersicht zu gewinnen, und siehe: vor mir, auf prächtigem Wiesenplan, lag ein reizendes Schweizerhaus, in dem schweren Holzstil, wie sie hier allgemein bekant sind, mit schwer vorragendem Gebälk, das Dach mit großen Felsbroken zur Festigung gegen die Stürme beladen, die aufstrebenden Pfeiler, welche die HolzGallerie trugen, mit Epheu und blauem Clematis umwunden; in der Vorhalle, die hochgelegen, lauschig und kühl, standen gedekte Tischchen mit blumigen Tüchern, auf denen goldiger Honig erglänzte, einladend, speisebereit, und unter der Vorhalle, am Eingang, drei Stufen hoch, stand Frau Venus — oder war es die Göttin Freia? — in blendend-weißem Brust-Hemd, die Aermel bauschig gekröpft, knusprig gestärkt, die Brüste prachtvoll vorgeladen, Alles über und über mit hellen silbernen langen Ketten behängt, unter der Talje im gediegenen schwarzen Samtrok, die nicht ganz kleinen Füße in matten, schwarzen Lederschuhen, über denen die weißen Strümpfe blizend sichtbar wurden, die ganze Figur hoch, gewaltig, prachtvoll, sicher, imponirend . . . . .

[1] Kornmann, Henricus, Mons Veneris, Fraw Veneris Berg, d. i. Wunderbare und eigentliche Beschreibung der alten Heydnischen und Newen Scribenten Meynung von der Göttin Venere, ihrem Ursprung, Verehrung und Königlicher Wohnung rc. Franckfurt 1614.

Offen gestanden, ich war einigermasen erstaunt — ich hatte etwas à la Richard Wagner, „Tannhäuser" 1. Akt, erwartet: Rosa gaze-Schleier, Tigerfelle, goldene Schlangen auf geschminkten Hautflächen, und — das war das Berner Kostüm. — Sie lächelte mich mit ihren blizenden Augen vergnüglich an, und gab mir wieder Vertrauen. Sie schien meine Beklommenheit zu bemerken und schien sagen zu wollen: Wir sind ja nicht in Kipris, und Du bist kein Fönizier. Ich kann ja hier nicht aus den Wellen steigen, und Du trägst ja nicht den roten Schiffermantel des Kiprjoten. Man muß mit den Zeiten und mit der Mode gehen, mein Haus steht Dir offen.

Ich begriff das Alles, ich war wieder orjentirt — aber eine neue Besorgnis lähmte meine Schritte. Ich fürchtete, sie werde mich Griechisch anreden, und ich — ich muß es offen gestehen — hatte fast All' mein Griechisch vergeßen; ja, ich darf es nicht verhehlen, ich wußte sozusagen gar kein Griechisch mehr. Ich wußte noch ἀλήθεια, die Wahrheit, und θάλαττα! θάλαττα!, das Meer — aber von Meer war ja hier gar keine Rede — wir waren ja mitten in den Bergen — ich konte sie also mit diesem Gruß nimmermehr anreden . . . . .

Sie aber lachte, herzig und innig, und sagte: „Grüetsi!"[1]

Dem Himmel Dank! — antwortete ich — daß ich Sie treffe, Sie götliches Wesen — ich hätte Sie mir nicht so groß vorgestelt . . . .

„Ja, das ischt ja nüd groß . . . ."

Doch doch — ganz überwältigend — voller Pracht und Schönheit! . . . . und ich nahm ihre Hände, die nicht sehr klein waren, und bedeckte sie über und über mit heißen Küßen.

„Ja, was mached Si da jezt fur dumms Züg . . . . lönd Si das blibe!"

Und diese Talje! — rief ich — beim Herkules! — Juno hatte keine gewaltigere — und diese keusche Fülle — Alles frisch vom Morgentau umglänzt — von Selene gewaschen — vom Sol gestärkt . . . . ich nahm dieses übergewaltige Wesen mit den pochenden Brüsten in meine Arme und preßte es an mich, wie Venus vielleicht nie in ihrem Leben umschlungen worden ist . . . . es dauerte eine Weile übermenschlichster Anstrengung, dann hörte man einen Schrei, so furchtbar und stimmbandzerreißend, daß man glaubte, Pallas Athene sei mit der flammenden Aegis vom Olymp heruntergefahren, um die Trojaner von den Schiffen zu vertreiben — ein siebenfaches Echo umflamte uns von allen Seiten, eines von St. Gallen, eines von Einsiedeln, eines vom Bodensee, eines von Zürich, eines von Winterthur, eines von Schwyz . . . . dann ließ ich die Maid los, sezte sie vor mich hin, und trat einen Schritt zurük, um mir die gewaltige Gestalt zu betrachten . . . . .

Sie schien äußerst erbost, ihr Gesicht war über und über mit Purpur übergoßen, und stach von der blizweißen Halskrause und den frischgestärkten Aermeln ab wie eine Schüßel frischgepflükter Himbeeren von dem weißen Tischtuch.

Dann dauerte es eine Weile, und dann hörte man von jenseits des Hauses her ein langgezogenes, friedliches, vertrauliches „Muuuuuh!" —

---

[1] Die Schriftleitung muß es sich versagen, hier auf die merkwürdige Sprachmischung einzugehen, welche das Eindringen des Griechischen in das Alemannische der Schweizer Berge schon während der lezten Jahrhunderte vor Christus, von Süd-Gallien, besonders von dem alten Marsilia, dem heutigen Marseille aus, welches eine rein-griechische Kolonie war, erzeugte. Der Verfaßer der obigen Erzählung scheint selbst bei seiner fast gänzlichen Unkentnis des Griechischen dieses seltene Idjom, wie es noch in einigen entlegenen der Polizei nicht zugänglichen Schlupfwinkeln und Kultstätten gesprochen wird, nicht zu verstehen, woraus sich einige komische Verwiklungen und Situazjonen ergeben. Ein Idjotikon des hellenischen Schwizer-Dütsch ist von den fleißigen Herausgebern des Schweizerischen Idjotikon, Staub und Schoch, in Aussicht genommen. Das eine Wort hier können wir ja übersezen: „Grüetsi!" heißt: „Welchen Wein trinken Sie?"

Ich erschrak. —

Was ist das? — frug ich.

„Ja, das sind ja euseri Chueli .... was mached Si au für Sache da? .... Wo chömed Si da jezt so g'schwind daher? — Isch jezt das au an Affüerig? ....“

Was? Ihr habt Kühe? — Das ist ja reizend! — Da ist ja ganz arkadisch! — Und wo sind Deine Gespielinnen? ....

Sie runzelte die Stirne: „Was isch das? — Das verstahn i nüd! ....“

Ich meine: bist Du ganz allein hier?

„Jå nai — mer sind drei Schwöstere, de Vater ischt g'schtorbe ....“ und mit einer plözlichen Entschloßenheit ging sie nach rükwärts, öffnete die Türe und rief mit heller Stimme in's Haus hinein: „Bäbeli — Röseli — chömmed ihr jezt da g'schwind use — då Herr aluege — ja das isch e b'sundere ....“

Bärbeli und Reseli kamen nach wenigen Minuten angestürmt, mit großen Augen, lachendem Mund, die blonden Haare wirr über's Gesicht hängend, und sahen sich betroffen den Fremdling an. Sie waren nicht so hübsch und so ebenmäßig wie die große prächtige Venus im Berner Kostüm, mehr in's Breite, Marzjalische gehend, hatten Rechen und Heugabel in der Hand, die Vorderarme nakt, gebräunt, gewaltig, das grobe aber schneeweiße Hemd am Oberarm pritschnaß anliegend, der Hals frei, von einer blauen Glasperlenschnur umfaßt, die Brüste von einem blumigen, kreuzweis von den Schultern in das stramme Mieder hineinverlaufenden Tuch zusammengehalten, die Hüften breit, breit wie eine Tonne, von einem sakgroben, blauen Drilch-Rok umschloßen ....

Und die beiden Schäferinnen vom pentelischen Hain fingen plözlich laut und hell zu lachen an, daß man ihre bliz-weißen Zähne sah und die Heufloken von dem zerschüttelten Körpern stoben.

Und Bärbeli frug: „Was ischt jezt das für es Gschrei gsi vorhi? ....“

„Ja, lueget ihr jezt nur då Herr da a — sagte Venus — då hat mi jezt da eso preßt, daß i hab schier nümme schnaufe chönne! ....“ und dabei zeigte sie an ihrer Talje die Stelle, wo ich sie umklammert hatte.

Ja Kinder — sagte ich — ich denke, wir bleiben jezt beieinander, nachdem wir doch beisammen sind — Sol ist uns günstig, Apollo's goldnes Auge schwärmt über den Himmel, hier ist Kühle, Epheu umrahmt unser Dach, sezt Euch her, holet den Mischkrug ....

„Ja, woher! — schrien Bärbeli und Reseli zusammen — mer händ no 's Grumet inne z'tue, derna chömmed mer scho use ....“ — Ich hörte aber, wie die Mädchen im Weggehen sich anstießen, und Reseli sagte: „Då ischt aber jezt ån verrukte Herr das, was will jezt der? ....“

Venus aber, die jezt allein zurükblieb, kam zu mir an den Tisch, an dem ich mich niedergelaßen hatte, stelte sich dicht vor mich hin, schaute mir tief in's Auge und frug: „Was trinkt då Herr furen Wii? Aen 95er Eglisauer? Oder ån Härrliberger?“ — und in diesem dunklen Auge lag etwas wie: Fremdling, nimm keinen billigen, denn Deine ganze bisherige Aufführung ist derart, daß Du Dich hier nicht kannst lumpen laßen wollen ....

So, habt Ihr griechische Weine — erwiderte ich — das ist schön, ja, bring mir vom Beßeren, einen halben Liter, und einen Bißen Brod dazu ....

Und Venus wandelte dahin, und die Falbeln ihres samtnen Rokes schlugen gegen die schneeweißen Waden, und mein Herz jauchzte innerlich: endlich! rief ich, einen Schluk Freiheit, ein Asil des ungehemten Menschentums, eine Freistätte der Liebe, unter griechischen Hirtenmädchen, unter dem Schuz der höchsten Göttin selbst — „Vrenelis Gärtli!“ Garten der Freia, welches Entzüken! ..... Polizeifreie Erde, Ihr ungefeßelten Luftzüge, Ihr plappernden Pappeln, die Ihr noch Euren Mund auftun dürft, Ihr rauschenden Wälder, die Ihr noch nicht unter dem Unfugs-Paragrafen seufzt, stelt Euch unter den Schuz der großen, leuchtenden Himmelsgöttin, der Freia, — und Du Venus, Göttin der Liebe, schüze diese heilige Kultstätte vor Frevlern, umgebe dieses Tal mit Schlinggewächsen und Irrgärten, und stelle die scharfen Hauer der Dir ergebenen Wildschweine hinein, damit sie jeden Uniformirten, jeden Polizisten anfallen, der es wagen solte, Dich zur „Schriften-Abgabe“ aufzufordern, von Dir „Heimatschein“ oder „Konsulatszeugnis“ zu verlangen ....

Ich war wieder in meine zornige Stimmung geraten, das ganze Elend unserer deutschen Misere, die Kasernen-Manieren, mit der diese neuen Gottheiten sich bei uns breitmachten, der Zuchthaus-Ton, mit dem man die Herzen der Menschen aneinanderknüpfen wolte, dieses erfror'ne Christentum mit seinen messing'nen Dogmen, das man an Stelle der Liebe sezen wolte, traten wieder in ihrer ganzen Erbärmlichkeit vor meine Seele, und unbedacht schlürfte ich jezt den Labetrunk, den mir die Göttin vorsezte, ungemischt den 2000jährigen Wein von Chios und Tenedos hinunter.

Venus sezte sich zu mir, und wir sprachen miteinander, wie zwei Menschen, die sich zum erstenmal treffen, die aber bei dieser ersten Begegnung wie mit einem Schlag erkant haben, daß sie zusammengehören, daß ein festes, inniges Band ihre Herzen verbindet, lauter und offen, aber nicht ohne kleine Nekereien.

„Misexi — sagte Venus — Du bischt würkli kei ä so en zwiderne Bua — aber säg jezt amal: was isch das für ä wüeschti Sprach, die Du da redst, wo chunst Du eigetli jezt au her? ....“

Ach! — sagte ich — die Sprache wäre nicht das Schlimmste bei uns — ich komme aus Deutschland, sozusagen aus Berlin, weit drüben über'm Rhein, wo die Kornfelder sich dehnen, weithin die Ebenen sich streken und die Polizei überall in die Häuser komt und die Gewißen beängstigt .... Ihr habt dergleichen Feinde hier nicht! —

„Ja nai! — uns schenired hier nu d' Wölf bi der Nacht — und dene brenne mir eis uf de Pelz ....“

Eben, Ihr entledigt Euch Eurer Feinde, die Euch Haus und Hof bedrohen, durch Totschlag. Das können wir nicht ....

„Ja, warum nüd?“

Bei uns sind die Tiere heilig.

„Heilig? — zwegewas? —“

Wir dürfen sie nicht töten; es gehört das zu unserer Religion.

„Ja, was isch das au wieder für e Religion?“

Der höchste Gott bei uns ist ein Mensch, oder ein Pferd — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — ein Mensch auf einem Pferd, ein Pferde-Mensch, ganz mit ihm verwachsen, vollständig verpferdet, der mit einem fürchterlichen Geschrei, wie Polyphem, über die Lande fährt,

Alles zu Paren treibend und Alles zerstampfend. Er kleidet sich in eine Farbe, die nur ihm und seiner Sippe zukomt und unter dieser Farbe verlangt er gótliche Ehrerbietung. Und Alle, die ihn anbeten, tragen die gleiche Farbe, nnd verlangen nun ihrerseits gleiche Ehrerbietung. Und dieses Pferde-Geschlecht wälzt sich durch die Lande mit erbarmungsloser Gewalt. Niemand darf ihnen widerstehen, ja nicht einmal sie anrühren, bei Gefahr langjähriger Zuchthausstrafe, ja selbst bei Totesstrafe! . . . .

Die Göttin fuhr auf mich los, rasend, und schrie wie eine Erinye so herzzerreißend und markdurchdringend, daß, glaube ich, sechs Meilen in der Runde allen Wölfen das Herz im Leibe schlotterte. Gläser und Literflasche — sie waren leer getrunken — fielen um, die silbernen Ketten der schönen Frau rangen sich an ihrem Leibe empor wie die Schlangen Laokoon's, und ihr prachtvoller Busen stürmte wie ein freislices Hagelwetter gegen mich an.

Sie stand jezt dicht vor mir, ihre frischgestärkten Hemdkrausen rührten mich im Gesicht, und mit milder Stimme, während noch ihr Atem heftig keuchte, frug sie mich: „Was nehmetsi jezt au für en Wii, blibed Si bim gliche, oder wendsi jezt den Hárrliberger oder emal dä Stammheimer verkoschte? . . . .“

Ja, meine Süße, rief ich, was Du wilst — wie Du meinst — sie werden ja alle gut sein, Deine Weine, die die Sonne Griechenlands ausgebrütet, die Deine weiße Hand dem hülfesuchenden Wanderer einschenkt . . . . ich denke, wir probiren einmal einen neuen . . . .

Und wieder wandelte sie dahin, und die schwarzen Samtfalbeln schlugen an die weißblinkenden Strümpfe.

Ich versank in ein dumpfes Brüten. Dieser Chionier-Wein hatte es mir doch angetan. Man soll beim Weintrinken nicht zu viel reden. Und ich hatte zu viel gesprochen . . . .

Die Sonne hatte jezt den Zenit erreicht. Wie ein weiches Strahlenbad lag es über der ganzen Gegend, die blumigen Wiesen prangten vor Lust und Ueberfülle, hellblaue Schwaden lagen zwischen den Wipfeln der Bäume, in den Furchen der Waßergräben, und ein fortwährendes „Zßt . . . .“ — „Zßt . . . .“ schwirte wie eine betäubende Musik aus all den Halmen und Blumenkelchen . . . .

Wie wär's — sagte ich mir — wenn Du Dich hier definitiv niederließeſt? Vielleicht als Klavierspieler in diesem Venusberg, deßen sie ja bei ihren abendlichen Redouten doch bedürfen. Denn einen heimlichen, zahlreichen Besuch bei einbrechender Nacht hatten ja doch die drei Mädchen gewiß zu erwarten? Oder als Gedichtverfertiger für die zahlreichen erotischen Posizjonen, die es ja hier in dem, sei es platonischen, liebeanbetenden, oder genußheischenden Verkehr mit den drei Huldinnen doch geben mußte? Oder als Herausschreiber der Prospekte für dieses moderne Liebesbad, deßen Kunde ja die Welt mit Staunen und Entzüken vernehmen würde, und das der Schweiz einen neuen ungeahnten Fremdenzufluß zubringen würde? . . . . Vielleicht war die kantonale Regierung über Alles orjentirt, drükte ein Auge zu, während sie mit dem andern sehnsüchtig auf dieses felsenumstarte, wonneumrauschte Kythera blikte . . . .

Venus kam zurük, bebend, schnaufend, gewaltig, heiter, friedsam wie eine Göttertochter. In der durchsichtigen Literflasche perlte ein hell-kirschroter Saft. Er hatte eisige Kühle, denn sogleich bedekte sich das Gefäß mit einem diken Reif . . . . Aber schönste Himmels-

tochter! — rief ich — Du hast Dich ja ganz schmuzig gemacht! Sieh 'mal hier: Alles voller Spinnweben! Dein schöner, schwarzer Samt-Rok! . . . .

„Ja, saperlot — meinte sie — in euserem Chäller isch es ja eso feischter, da chönt me si ja dä Hals breche, und Spimugge und Raze und därigs Teufelszüg gid's da unne, 's ischt ja schrekli! . . . ."

Mit dem Teufel stehst Du ja schon lang in Verbindung — dachte ich mir — aber komm' her — rief ich laut — ich puz' Dich ab, süße Wunschmaid . . . .

Und ich nahm die Göttin in meine Arme und zog sie an mich, und klopfte ihr mit meinen Händen den schwarzen Samtrok aus — und klopfte tüchtig . . . . Heiliger Apollo! — dachte ich mir — ist dieses grazjöse Götterbild, deßen zierlichen Wuchs Praxiteles in dem Marmorbild zu Florenz festgehalten hat, durch den langjährigen Aufenthalt in der Schweiz auseinandergegangen! Welche Gliederfülle! Welche Macht! Welche überirdische, götliche Macht!

Sie aber lachte, lachte herzlich und schlug mir in's Gesicht. — Dann sezten wir uns und schenkten ein. Kräftig-kühl war dieser neue Wein, griechisch durchfunkelnd und nordisch durchfröstelnd . . . . Und wir plauderten . . . .

„Und da gascht jezt Du so mueterseelenällei dur d' Welt — verhüratet bischt au nüd — äs Ringli häscht au keis am Finger — isch jezt da nirgends Di's Blibes? . . . ."

Ach! schönste Venus — meinte ich — das Heiraten ist eine Sache der Zufriedenheit, der Gemächlichkeit, des Friedens mit der Welt — nicht des Kämpfens, des Ausreißens, des Wanderns — aber wer möchte heute auf jener schmuzigen Ebene jenseits des Rheins sich ein Haus bauen, wo jeder Polizist in Deinen Topf gukt, jeder Wachtmeister Deinen Kopf untersucht und jener Pferde-Gott, von dem ich Dir oben erzählte, mit seinen Kutscher-Fingern dem Lande Geseze schreibt? . . . .

„Jä händ Ihr jezt nüd au es höhers Wäse in Eurer Brust, än ewige, allgüetigwaltende Himmels-Vatter, der Alles erschaffe häd, d' Sunn, d' Wälder, d' Bäumli, d' Bächli, d' Chueli, d' Ghizeli . . . . glaubed Ihr jezt so 'was nüd? . . . ."

Doch doch! — aber dieses höchste Wesen hat jener Pferde-Mensch in seinen Besiz genommen; nur durch ihn kommen wir zu seiner Kentnis, es kann nicht direkt in unser Gemüt gelangen; heute herscht nur der Pferde-Kult, wer an ihn nicht glaubt, wer sich nicht vor dem Tier niederläßt und es anbetet, der ist verloren, er bekomt kein Amt, er darf nicht kaufen, er darf nicht verkaufen, er kriegt nicht zu eßen, er ist verfemt, er wird überwacht, er muß fort — fort — fort über die Berge, über die Flüße, über die Grenzen, über die Gebirge, dorthin, dahinaus, hieher — wo die Pferde-Religion nicht herscht, wo friedliche Menschen wohnen, mit stolzen, aufbäumenden Gedanken und einem warm-pochenden, trozigen Herzen im Leibe . . . .

„ . . . . und wie lang wird jezt das au dure? . . . ."

Das wird dauern, bis auf diesem riesigen Stallfeld sich Alles zersezt, Alles in Gestank und Kot aufgeht, und ihnen die Pest an den Hals komt, die ihnen die Gedärme zerrüttet und das Blut vergiftet . . . .

Ich hatte während der ganzen Zeit Venus sorgfältig beobachtet: kein Zweifel, diese hübsche und kluge Frau hatte von manchen Gästen, die auf Schleichwegen hier durchkamen, schon manche heftige und seltene Märe vernommen, und hatte sich gewöhnt, Alles in klugem Sinn erwägend, das Gehörte bei sich zu behalten und in stiller Stunde weiter darüber nachzusinnen.

Aber jezt schien sie mir doch stark und innerlich bewegt. Lange ruhte ihr dunkles Auge auf meinen Zügen. Dann öfnete sie mit süßem Liebreiz ihre Lippen und indem ihre weiße Hand schmeichelnd mein Kinn berührte, so wie Athene es bei Zeus zu tun gewohnt war, sagte sie:

„Wänd Sie jezt no äs Bizzeli Chrüterchäs? . . . .“

Ach nein, Süßeste — sagte ich — nicht gerade jezt, es paßt jezt wirklich nicht . . . . das heißt: wenn Du ihn gerade da hast, und es gehört das zu Euren arkadischen Gebräuchen — und wenn Du ihn mit Deinen weißen, zierlichen Händen zurechtrichten und mir in den Mund stopfen wilst, dann mag es geschehen . . . . ich denke, ich folge Dir in Allem, denn ich bin ja nur ein armer Sterblicher, Du aber die Himmel=Entsproßene, Götliche, Unvergleichliche Tochter des Zeus! . . . .

„Jä sicherli au! . . . . nehmetsi das nu! . . . . das gid wieder an frische Durscht . . . .“

Und wieder wandelte die Samt=Rok=Umfloßene dahin, und der Sand knirschte unter den schwarz=lakirten Lederschuhen, und die Falbeln schlugen an die blütenweißen Strümpfe, die jezt bei annähernder Dämmerung weißer und verführerischer leuchteten . . . . Doch, wie von einem neuen Gedanken geleitet, kam sie zurük, nahm die Literflasche und ließ neuerdings ihr Sammet=Auge auf mir ruhen:

„Und was trinkt jezt der Herr für en Wii? — Blibetsi bi dem — oder wändsi jezt än liechte — villicht än Stadtberger 95er — ja dä ischt ja eusre bescht! . . . .“

Ich war betroffen. Wirklich hatten wir den Liter schon wieder ausgetrunken. Die Weine waren gut, das war kein Zweifel — auch kein Wunder! — denn wo solte man beßeren Wein bekommen, als im Venusberg? — ich dachte es innerlich, ich sagte es nicht laut — obzwar der Weingenuß mit dem Liebesgenuß nicht harmonirt! — Ich überlegte. — Hatte ich wirklich all' diesen Wein ausgetrunken? — Mein Kopf war frei, mein Sinn munter. — Ich sah Venus an: da stand sie, diese berükende Gestalt, mit den prachtvollen Schultern, den köstlichen Brüsten, über denen ein junger siegessicherer Kopf tronte, Alles in kirsch=blüten=weißen Duft gehült, und von weißen Silberketten überrieselt. So stand sie und blikte auf mich Muskellahmen, Verbitterten und Zerknirschten herunter; und in ihrem Blike lag: Wilst Du jezt noch am Schluße zögern und nicht auch den lezten Schritt wagen? Mich bekomst Du nur so, wie ich will. Wilst Du erobern, dann kenne auch die Künste des Eroberers, und laß die Minen springen. Schon senkt sich Sol, und Selene mit ihrer Silbersichel lauscht in's Tal. Oben liegen die weißen Linnen gebreitet. Das vorspringende Dach schüzt vor jedem Späher und die Bergschatten umhüllen Dich in geruhsame Nacht . . . . ob Du Stadtberger tränkest, war meine Frage . . . .

Ja, beim Henker! Du Liebliche — rief ich — hole den Wein und den Käs, wie Du vorgeschlagen — nimm auch etwas würziges Brod hinzu — und bleib mir nicht zu lange! . . . .

Jezt ging sie, stolz und befriedigt, und sicher wie eine Göttin, die gewöhnt ist, keine abschlägige Antwort zu erhalten, sondern den Sterblichen zu befehlen . . . .

Kühler Abendwind kam jezt aus der Richtung, aus der ich am Morgen gekommen, und die Sonne kroch langsam über die Wipfel. Von der Ferne hörte man das lange „Muh!“ der heimtreibenden Kühe. Ein diker Mantel violetter Schatten legte sich auf die Wiesen, und das „Zßt!“ — „Zßt!“ — der Zikaden klang jezt spärlicher aber um so schärfer. Eine unendliche Ruhe lagerte sich breit über das ganze Tal. Das Haus wie ein Glükswurf auf

dem Kartenfeld dieser reich besezten Gegend .... Ich wartete einen Augenblik. Dann lauschte ich in mich hinein: daß kein preußischer Schandarm nach menschlicher Berechnung auf Meilen-weite hinaus jemals in diesem gesegneten Garten auftauchen könne, erfülte mein Herz wie mit einer kindlichen Dankbarkeit und ließ meine Seele wie auf Adlerfittichen zum Himmel flattern

— —

Da war sie — Venus — sie war schon wieder da, Hände und Arme voll, die Schlüßel klirten an der Flasche und den Tellern, und die Behäbige keuchte wieder und lachte, und besah sich dann von oben bis unten, ob ihr Gewand wieder mit Teufels-Unrat behängt sei. — Und jezt ging es an, das prächtig duftende braune Brod wurde angeschnitten, der Kräuterkäs gemischt, geknetet und dann aufgestrichen — riesige Happen, lang wie Schwert-fische — und dann ging's an's Beißen und Sich-Ansehen und Sich-Anlachen und Sich- in-den- Mundsehen und die wilden Augen Beobachten ....

Reseli und Bärbeli zeigten sich unter dem Hausdach und wurden hergewinkt. Sie kamen, schämten sich ihrer Kleidung, wurden ausgelacht, griffen dann ebenfalls tapfer zu, und der Wein ward eingeschenkt und es ward gesipt und wieder rings sich angesehen, und die Lippen beobachtet und gelacht ....

Und Reseli und Bärbeli erzählten von den Wiesen und dem Heuen und den Kühen und der Stallwirtschaft und der Plage .... „ja das ischt zu arg! ....“ und lebten sich selbst — beobachteten nicht, wie ich, skeptisch die Gegend — sondern lebten sich selbst, naiv, wie Blumen und Chueli — erwogen nicht, wie ich, unzufrieden, was sie aus einer Sache machen solten, sondern waren die Sache selbst, wie die Knospe am Baum, frisch und glühend .... nur Venus mit ihrem dunklen Augenpaar wachte klug über das Ganze und hatte noch tief im Herzen Besorgniße und Gedanken ....

Da lagen sie nun vor mir, breit in den Tisch hineingelegt, diese prachtvollen sechs Mädchen-Arme, glühend und strahlend, wie mit Wonne gefült, goldig und rusig wie Borst-dorfer Obst, mit bräunlichen Lichtern wie Erdäpfel, ein Schauladen der üppigsten Gerichte, und ich saß da mit meinen dünnen, erbärmlichen Armen, ausgedört wie ein Grübler, mager und vergiftet ....

Welch' eine Entdekung! — rief ich in mir — wenige Stunden von Deinem Haus, wo Du unter lächerlichen Gedanken zu Grunde gehst, über die Wegweiser Georg Büchner und Johannes Scherr hinweg, zeigen Dir die Brüder Grimm den Weg zum „Vreneli's Gärtli“, wo eine Hülle und Fülle alles Deßen, was Du ersehnt, über Dich hereinbricht! ....

Wie von einer plözlichen Erwägung abgelenkt, frug ich die Mädchen: „Sagt 'mal Kinder, wo ist eigentlich Eure Grotte, Eure Muschel-Grotte? ....

„Chrotte hämmer nüd — meinte Bärbeli — numme Fröschli! ....“

Und so schwazten wir in den Abend hinein, wie Natur-Menschen, die sich frei von Zwang fühlten, und wo der Unterschied der Sprache, der Nazion, der Gefühlsweise nicht hinderte, einerlei Herzens zu sein, wo troz Misverständniße ein gemeinsamer Zug innerer Güte Alle umfaßte. —

Aber Venus hatte längst ihr Augenmerk auf mich gerichtet. Die Teller waren leer gegeßen, die Flasche ausgesipt. Mit aufgestelten Ellbogen glozten mich diese Venus-Kinder aus großen, aufgerißenen Augen an ....

„Wändsi jezt no es Tröpfli Dôle verkoschte?“ — meinte Venus, und ihr jugendlicher Kopf rührte leise meine Schläfe ....

Dôle? — sagte ich — was ist das?

„Ja, das ischt ja eusere Allerbescht!“

Wo wächst der? — meinte ich, da ich den Namen nie gehört ....

„Ja wit unne im Süde, das ischt en fürige! ....

Am Taygetus-Gebirge? — rief ich unwillkürlich.

„So eba da 'rum — und wie isch das, dörfed die Maidli da au mittrinke? ....“

Ja, selbstverständlich! — rief ich — Ihr götlichen Kinder seid alle meine Gäste! .... alle — seid Ihr — meine — lieben — Gäste ....

Die Teller wurden aufeinandergestelt, die Meßer klappernd dazugelegt, und jede dieser staunenswert üppigen Grazjen ging mit einem Teil des Geschirrs, um den neuen Wein zu holen ....

Es war jezt leicht fröstlich geworden. Die Dämmerung hing wie in schweren Mänteln durch die Gegend. Einzelne lichte Punkte, die größten Sterne, wagten sich schon an den Himmel. Die Venus selbst war nicht zu sehen, sie war zu rasch der Sonne nachgefolgt. Eine gespenstige Helle zeigte sich über dem Westen, wie die Leichenbläße des hereinbrechenden Totes. Starr und unerbitlich wie die Totenrichter stand der Wald mit seinen Bäumen. Die Wiesen alle zugedekt und von schwarzer Hand schon berührt. Ein Grausen schritt unnachsichtig durch dieses Tal. Und nur am Himmel glänzte tröstlich und silbern das zarte Profil der bleichen, schmachtenden Selene ....

Venus, die lebende, kam jezt im weißen Schürzchen mit den beiden Mädchen, und brachte Gläser und eine dunkle Flasche. Lüstern wie Mondlicht glänzte die weiße Wäsche der unsterblichen Frau durch's Tal und der dunkle Saft des neuen Weines nezte wie Blut unsere Finger und Lippen ....

Aber die Schatten hatten sich auch um uns gelegt. Die Bewegungen wurden langsamer, schwerfälliger. Die Worte wurden spärlicher. Die Umriße verwaschener. Auch wir waren unwillkürlich in den Hades geraten. Das dunkle Rebenblut floß geheimnisvoll durch unsere Adern und zwang die Stimmung zu ruhigem, ehernem Verhalten.

Was da Alles noch gesprochen und verhandelt wurde — Interna des Venusbergischen Haushaltes — „.... 's Bettli, 's Zimmerli, is ober Stökli, Gschiirli, 's Wäßerli ....“ ich weiß es nicht mehr .... Ein Zank erhub sich unter den Mädchen, und ich sah die wilden, prächtigen Arme dieser Naturkinder kreuz und quer hin und herfahren und die großen Augen gräßlich aufreißen. — Das Lied des Herrn Tobler ging mir wieder durch den Sinn:

„Danhuser, lieber Danhuser min,
weit ier bei uns verblibe?
I will euch d' jüngste Tochter gä
zu-m-ene ehliche Wibe ....“

Aber mein Kopf war so schwer geworden, als ob das ganze Taygetus-Gebirge mit all' seinen Felsen und Rebstöken darauf gelastet hätte. Ich hörte nur noch, daß Venus dem ganzen Streit ein Ende machte und etwa sagte: „Ja, das ischt ja nüd .... dä wit Weg .... dur dä feischtere Wald durre .... was ihm da paßiere chönnt! ....“ Und zu mir sich wendend, sagte sie: „Gälledsi, Si blibed bi eus über Nacht, Si krieged äs guet's Bettli! ....“

Aber sicher, mein gutes Kind, — sagte ich — wozu wäre ich denn gekommen?

Dann brach man auf. Alles erhob sich. Und wie im Wirbeltanz schwangen sich die götlichen Glieder dieser Anadyomenen durch den Saal. Ich faßte mir an den Kopf. War es wirklich wahr? Und solte ich hier das Unaussprechliche erleben? . . . .

Die Nacht war jezt plözlich hereingebrochen, und das weiße Busen-Geflitter der götlichen Frau leuchtete wie helle Fakeln durch die Vorhalle. Aus der Ferne, hörte ich deutlich, sante uns noch eine Rohrdommel ihr nächtliches advertissement entgegen — „brrrrrrrum — bum di bum! — brrrrrrrum — brum di bum! . . . .“ wie ein Tambur, der den Abend-Marsch schlägt. — Löscht die Lichter aus! —

Ich stand noch einen Augenblik an dem großen maßiven Pfeiler, der das Ober-Geschoß stüzte, und blikte hinaus. Ein wunderbarer Frieden lag wie eine schwere Samt-Draperie über der ganzen Gegend, die Luft rein und durchsichtig unter dem violetten Himmel, eine Stille, wie wenn etwas Unerhörtes, etwas Gespenstiges paßiren solte, die ganze Stätte frei für depoßedirte, der Unterwelt entsteigende Geschlechter und unsterbliche Tanz-Reigen . . . . ‚Komt jezt herauf — rief ich — Ihr weißschimmernden Leiber hellenischer Grazie und schütte Deinen Reichtum noch einmal aus unsterblicher Olimp über dieses befruchtete Tal! Steigt empor Ihr Grazien und Musen, die Ihr katolisches Glokengeläute nicht hören könt, den Zäzilien-Gesang verachtet und von dem Weihrauch den Husten bekomt! Erschließet Eure Gaben und Brüste und führet uns noch einmal vor die alten mänadischen Reigen! Du aber Luna enthülle Dich und steige herab vom Himmel, zeige den glizernden Schnee Deines silbernen Leibes, und entkleide Dich, wie einst Phryne, hier vor den schwarz und starr wie Unterweltsrichter dortstehenden Häuptern des Deutschen Waldes! Ihr aber Nachtigallen — woher habt Ihr Euren Namen? — laßet die sehnsüchtigen Laute in die dunkle Nacht hinaus erschallen, droßelt und jubelt, ruft sie herbei all' die unsterblichen Götterschaaren, die auch damals vom Olimp herunter zusahen, als sie Ares und Aphrodite in brünstiger Umarmung erblikten . . . .‘

Venus faßte mich resolut am Arm und brachte mich nach Oben . . . . Ein Flimmern entstand vor meinen Augen . . . . Schuhe, Röke und Weste fielen wie wesenlose Hüllen von meinem Körper . . . . Eine Türe fiel schwer in's Schloß — und ich sank in ein breites, mit groben Bauern-Linnen ausgelegtes Bett . . . .

Noch lange hörte ich entfernt-heimliches Mädchen-Gekicher, wie wenn Venus mit Silene am Himmel oben noch einen späten, lächerlich-eifersüchtigen Disput ausgefochten hätte — dann schwanden mir die Sinne — und ich tat einen langen, ruhigen, polizeifreien Schlaf.[1] —

---

[1] Die Meinung, daß hier ein alkoholischer Schluß gewählt worden sei, statt eines erotischen, weil der leztere von den Lesern an der Limmat niemals akzeptirt worden wäre, während der erstere mehr den Landessitten entsprach, dürfte doch nicht ganz stichhaltig ein. Die hellenischen Weine von Eglisau und Herrliberg tun an einem so heißen Sommertag ihre Wirkung, und besonders der Döle hat, wie ich bestimt versichern kann, seine Muken.



Intra muros et extra.

Paris, den 14. November 1899. Seit etwa 14 Tagen haben wir Fête auf Montmartre. Montmartre ist das Quartier, in dem ich wohne. Alle Bänkelsänger, Honigverkäufer, Glüksradbesizer, Menascherien, Karußell-Halter, Straßenfotograföre und Wachsfigurenkabinette aus dem departement Seine et Oise haben sich versammelt. Viele hundert Buden. Boulevard Clichy, Place Pigalle, Boulevard Rochechouart, Boulevard de la Chapelle — eine halbe Stunde lang — steht Bude an Bude. Man zeigt auch le mariage interrompu, den Bauchtanz, und das Giljotiniren mit lebensgroßen wirklichen Menschen. — Wunderschön! — Ich verlaße meine stille Studirstube bei den Aebtißinnen — rue des Abbesses — geblendet von all' dem Feuerschein — und steige hinunter durch die rue des Martyrs — ein Rudel weißer, lebensgroßer Hasen stürzt mir entgegen — ich fahre zurük — was ist das? Bin ich in den Wald Brozeliande geraten, wo Merlin mit Viviane ihren Spuk treiben? — Schneeweiße Hasen, lapins, — was sagte ich: lebensgroß? — sechsfach lebensgroß, wie Hirsche, ca. 500 Stük, in gestrektem Lauf, sie tragen alle einen Louis d'or im Maul, groß wie einen goldenen Teller, haben rote Schabraken mit goldenem Zaumzeug, und sausen dahin, als wäre der wilde Jäger ihnen auf der Ferse. — Ich trete näher: es ist ein Karußell! Hoch postirt, in greller elektrischer Beleuchtung, fahren sie dahin, je fünf nebeneinander, mit ihren prachtvollen langen weißen Ohren. Die Musik spielt Gounod's „Faust". — Es sind ca. 80 Musiker irgendwo verstekt. Ein Orchester. Halt! nein, es ist eine Orgel. — Jeder schneeweiße lapin hat eine schneeweiße Bogenlampe über sich, die sich mitbewegt. Alles ist schneeweis. Die Musik spielt Gounod's „Faust". — Der lapin — der Hase — nein der lapin! — das Kaninchen — spielt im Herzen und Kopfe der Pariser und Pariserinnen eine wichtige Rolle. Die Simbolik des lapin ist unermeßlich. Aus einem ursprünglich fruchtbaren Gedanken ist er zu gräßlich-komischer Bedeutung gelangt. Alles ist lapin. Jede Situazjon, die Schwierigkeiten und Verwiklungen mit sich bringt, und die man nicht länger beschreiben kann, oder will, ist lapin. Der lapin ist also eine Situazjon. Ein Ereignis. Wenn Jemand sich irgendetwas erhoft, und es trift nicht ein, c'est un lapin! — ein Karnikel. Wenn eine Dame einen Hern liebt in der Hofnung, daß er reich sei, und es zeigt sich dann nach der Heirat, daß er das nicht ist — c'est un lapin! Wenn eine Dame einen Hern liebt, der reich ist, in der Hofnung, bei ihm Liebe zu finden, und sie findet sie dann nicht — c'est un lapin! Alle Hern sind a priori, ohne daß man Näheres von ihnen weiß, und einerlei, wie sie auch beschaffen sein mögen, des lapins. Der lapin ist aber das Lieblingstier aller Damen. Der lapin ist immer sehr dumm — wenn er ein Herr ist, einerlei ob er gescheid ist. Der lapin, das Karnikel, wurde wegen seiner ungeheuren Fruchtbarkeit das Lieblingstier der Damen, und alles Uebrige hat sich dann daraus entwikelt. — Die Damen haben jezt Alle Plaz genommen. Jede sizt auf einem schneeweißen Tier. Sie halten sich an den langen Ohren fest. Die Musik spielt Gounod's „Faust". Sie richten ihre Röke und Kleider und zeigen die berühmten kleinen Pariser Füße. Mit ungeheurem Stolz sizen die Mädchen so hoch da droben, und laßen die Straußenfedern auf ihren Hüten wallen. Die Königin aus dem Feenlande mit ihrem Geklingel vor dem weißen Schlitten, die Walter Scott beschreibt, konte nicht gnädiger dreinschauen, als diese stolzen Damen. Sausend begint jezt der Galopp. Die Hasen machen eine dreifache Bewegung. Sie reiten auf und ab wie Schaukelpferde, sie machen einen hastigen Sprung vorwärts, und zum dritten reißt sie die manège herum. Unter den ca. 500 Tieren entdeke ich allein sechs verschiedene Leibesposizjonen, die auf Rechnung des Skulptörs kommen ..... Ein Schreien ..... ein furchtbares lautes Schreien ..... dort, auf der Seite ..... dort fahren ein oder zwei Damen zum erstenmal — die Maschinerie schleudert sie vorwärts — jezt kommen sie vorüber — in den Mienen die gräßliche Angst — sie halten sich krampfhaft an den langen Ohren fest — die Musik spielt Gounod's „Faust" — ja, meine Damen, so springt der Hase! — der Inschenjör des Karußells hat keinen Fehler gemacht! — Alles lacht — tausendköpfig steht die Menge herum, fast lauter Hern, lauter lapins — Alles lacht — Alles schreit! — Dort reitet auch ein Herr mit, er hat eine blaue Krawatte — es wird immer toller — große farbige Papierschlangen werden aus dem Innern des Karußells, vom Podjum, wo nur feinere Hern zugelaßen werden, über die Damen auf die Menge geworfen — und auch von der Galerie des Karußells, hoch über den Damen — der Karußell ist eine kleine Stadt — werden Papierschlangen auf die Reiterinnen geworfen — die Damen verstriken sich — ganze Garben von Oransche-Bändern fegen hinter den Damen her — der Wald von Brozeliande — die Musik spielt Gounod's „Faust" — dort fährt die blaue Krawatte! — ein Geschrei, ein Geschrei — das Tempo wird wahnsinnig schnell — Herr Direktor, Herr Direktor! lassen Sie einhalten! — zwei Damen fallen! — Es geht nicht — man kann jezt nicht halten — zwei Diener springen hinzu — Alles schaut —

Viele Diener fahren auf der manège mit. — Aus dem oberen Stokwerk biegen sich die Köpfe. — Sie wollen sehen, was los ist — nur die geübten Reiterinnen in ihren prachtvollen Kleidern, mit ihren hohen Straußenfedern und winzigen Füßchen, überundüber vollgestäubt mit Oransche, bliken mit unveränderlichem Gleichmut durch den Dunst, die Schlacht und das Geschrei, auf diese Heerde von Tausenden von lapins, die da herumstehen . . . . . Ich wende mich ab. Das Herz zittert Einem. — Ich steige wieder hinauf in meine stille Stube zu den Aebtißinnen. Es war nur ein Augenblik welterschütternder, herzerzitternder Freude, den ich gesehen. Nur ein Ausschnitt aus diesem großen Jahrmarkt der Leidenschaften. Das erstrekt sich auf fast 1/2 Stunde so fort. Es sind nicht die verlokenden Phrynen-Tänze des Jardin Mabille und Moulin Rouge. Es ist die gallische, überschäumende Lustbarkeit des Volkes. Alles zittert hier. Alles ist nervös. Mitten unter die Tausende, die da herumstehen, die da umherfluten, ein Wort, ein Funke geworfen — und sofort blizt es los. Die marseillaise! Allons enfants de la patrie! Mitten hinweg von den Karußells, von der meilenweiten Lustbarkeit, stürzt das Volk, die Damen springen von ihren Kaninchen, ihren Pfauen, ihren Straußen, auf denen sie stolz ritten, und Alles läuft heulend zum Staatsoberhaupt, in's Elysée, schreit und stelt ihn zur Rede, schüzt die Freiheit, — am nächsten Tag ist das Ministerjum gestürzt, das Staatsoberhaupt ist gestürzt, der Präsident oder der König, wer gerade die Dummheit gemacht . . . . . und dann kehrt das Volk lachend, singend zu seiner Arbeit, zu seiner Lustbarkeit, zu seinen Kaninchen zurük . . . . . Und dieses Volk, meint Ihr, hat Euch nichts mehr zu lehren? Ist jezt tot für Euch? Schneidert Euch nur noch Eure Kleider und zeigt Euch, wie man Romane schreibt? — glaubt mir, dieses Volk lebt, es lebt heute stärker als jemals, Ihr könt nicht ohne es existiren in Europa — mindestens müßte es Euch doch noch lehren, wie man die Freiheit erobert! — es lebt und es lebe, vive la France! —





Druk von J. Schabelitz in Zürich.

No. 20—21. [Zweiter Jahrgang.] 1899.

Zürcher Diskußionen.

Juliane Dery
und was sie gemordet

von Sven Heidenstamm (Paris).

Ich lernte sie hier im Jahre 1892 nach einer Vorstellung im Théâtre libre kennen. Die Dery war damals ca. 25 Jahre alt, auf der Höhe ihrer Schönheit und Elastizität, und machte in künstlerischen Kreisen ziemliches Aufsehen. Schön war sie nicht, weit entfernt davon — rein schöne Menschen machen fast gar keine Wirkung in der Gesellschaft — aber in dem Ensemble ihres Gesichtes lag eine Summe von echtweiblicher Kraft und Kühnheit, die sie schön erscheinen ließen. Das waren Nüstern und Bakenknochen, und der große sinliche Mund, die niedere Stirne des Triebmenschen, das zerzauste, wilde, blonde Haar einer Zigeunerin, dabei ein kindlich=gutmütiges, blaues Natur=Auge, über dem Ganzen mongolisch=gelbe Lichter, einzelne jüdische Merkzeichen, wie die überhängende Oberlippe — und dann die furchtbar häßlichen, kleinen, knochig=verrenkten Hände, wie man sie bei Prostituirten findet — die aber der Kenner zu schätzen weiß — kurz: die Person war zum Angaffen — schön oder häßlich, wie man's nehmen will. —

Sie war die Tochter eines Schweinezüchters in X. in Ungarn — ich will, da ich später die Eigennamen weglaße, auch hier keinen Ortsnamen nennen — und hieß ursprünglich nicht Dery, sondern — nun eben anders. Wolhabende Leute, die ihre begabte Tochter stets bereitwillig unterstüzten, obwol diese sehr viel Geld ausgab. Die Erziehung, die sie genoßen hatte, war ganz nett. Sie hatte recht hübsche Kentniße. Uebrigens spielte das bei einem Naturell, wie dem ihren, gar keine Rolle. Sie wolte aus der Schweinezüchter=Atmosfäre heraus und wolte heiraten. Sie fühlte die Kräfte zu Höherem in ihr — und die hatte sie — vielleicht ahnte sie, oder merkte sie auch schon damals, daß sie für die Männer ein wirklicher „Schwan kleb' an!" war — ich habe die Dery niemals gesehen, ohne daß ein Haufen von Hern sie umgab, die an ihr herumschnüffelten und an ihr herumnestelten — und so nahm sie die große Heerstraße, die zur nächsten großen Hauptstadt führte, und ging nach Wien. Dort nahm sie Unterricht, schauspielerte, bald da, bald dort, — aber die Stimme war zu klein.

Bei der Dery war überhaupt außer dem Weib alles klein. Ihre Begabung, ihre Hände, ihre Nase, ihre Figur, ihre Stimme — alles war klein, nur das Weib war riesengroß, gewaltig in ihr entwikelt. Sie wäre ganz gern dem schauspielerischen Beruf treu geblieben, ihr Gesicht, welches grobe Züge aufwies, war vorzüglich für die Bühne geeignet, auch hatte sie Verve, Tornür und Temperament. Und die Stimme hätte doch vielleicht für das Salonstück ausgereicht, gar in einer Zeit, in der das heroïsche Patos gänzlich von der Bühne verbant war. Aber Dery sah offenbar, daß auf den kleineren Bühnen, mit denen sie zunächst vorlieb nehmen mußte, ihre chance nicht war, nicht ihre chance, mit jenen Kreisen in Berührung zu kommen, auf die sie Anspruch machte, und auf die Anspruch zu machen sie auch das Recht hatte. Denn Dery wolte heiraten. Das war ihr erster und lezter Wunsch. Sie hätte ihn auch erreicht, wenn sie die Vorsicht begangen hätte, ihr Schlafzimmer nicht anders zu öffnen, als: la bague au doigt — mit dem Ring am Finger —. Denn bei den grauenhaft vielen Männern, die ihr stets auf den Fersen waren, und die an dieser zigeunerhaft häßlichen Person so zäh hingen, daß man hätte glauben mögen, von dem Schweinezüchter-Metjee des Vaters habe etwas durch die Tochter hindurch auf die Schnuten dieser unermüdlichen Schweis-Rüten gewirkt, wäre ja doch der Eine oder Andere hängen geblieben und hätte sich der Forderung nach dem Priester oder dem Zivil-Register gefügt. Aber war Dergleichen einem Blut- und Nerven-Wesen wie der Dery zuzumuten? Nimmermehr! Kann Dergleichen überhaupt einem temperamentvollen, mit der Fantasie schaffenden, leidenschaftlichen, künstlerisch-veranlagten Frauenzimmer zugemutet werden? Niemals! Denn entweder schaft sie wirklich mit der Fantasie, ist Künstlerin mit ganzem Herzen, läßt den Gaul mit sich durchgehen, und wird fortgetragen mit der Vehemenz des Windes, dann läßt sie auch in der Liebe dem Pferd den Zügel, oder peitscht gar noch den Geliebten an, furchtlos die Hinderniße zu nehmen. Oder der Gaul geht nicht mit ihr durch, dann komt sie überhaupt nicht in den Zirkus, sondern bleibt am Wäscheschrank oder im Telefonbüroo. —

Dery verließ also die Schauspielerkunst und wurde Schriftstellerin. Sie wechselte das Miljö, weil ihr der Männerbestand in dem bisherigen nicht der geeignete schien, weil ihr die Züchtung, aus der sie wählen wolte, und von welcher sie gewählt werden wolte, nicht wertvoll genug erschien — Dery wolte heiraten — weil ihr die Karpfen in diesem Baßin nicht fett genug, die Hechte nicht imponirend genug waren. Ihr Talent blieb sich gleich. Sie schriftstellerte ebenso nett und liebenswürdig, wie sie schauspielte. Sie hätte ebenso nett getanzt, gestikt, gebügelt, telefonirt oder böhmische Dalken gebaken. „Hoch oben" (Stuttgart 1880), „Ohne Führer" (ebenda 1891) „Katastrophen" (ebenda 1895), „Es fiel ein Reif" (Berlin 1895), sind nette Sächelchen, wie sie solch' liebenswürdigem Talent anstehen. Erst „D' Schand" (München 1894) zeigte bedeutenderen Wurf. Die Hern Kritiker fanden alle diese Sachen „geistreich", „originell", „hervorragend", „frappierend", „verblüffend" u. dergl. Das war schließlich eine Hecht-Frage. Die Herrn Karl Emil Franzos, M. G. Conrad, Panizza, Max Halbe, Bruno Wille, Julius Schaumberger u. s. w. haben alle angebißen. Nur der sorgfältige Hans Merian von der „Gesellschaft" blieb ruhig und gemeßen. Was sonst noch angebißen hat an Redaktören, Intendanten, Schriftleitern, Bühnen-Direktoren, Verlegern, Offizieren, Künstlern, Prinzen — und Prinzeßinnen (oh ma chère!) — gehört nicht hieher, da es sich hier nicht um Skandal-Geschichten handelt, sondern um die psichologische Ergründung des ganz wunderbaren Tipus Juliane Dery. —

Sie kam 1891 nach Paris und wohnte hier in der rue Gounod No. 2. Man wurde sogleich sehr aufmerksam auf sie. Dieses Tigerhafte mit den hängenden Baken, dieses Verächtliche im Gesicht, als nehme sie nur frisch-erlegtes, blutiges Fleisch, diese kazenartige Geschmeidigkeit, das Lauernde unter den müden Augenwimpern, die alte, uralte, halb-mongolische, halb-semitische Kultur, welche in diesem jungen Wesen stekte, welches keine, nicht eine Bewegung zuviel machte und jeden Zug sorgfältig berechnete, hatte die Jäger bald aufmerksam gemacht und die Hunde auf die Spur gelokt. — Dery wolte heiraten. — Sie hätte hier ihr Ziel erreicht. Denn das Rußische war damals sehr beliebt, und die bébé russe, eine blonde Zierpuppe mit an Schnüren tanzenden Gliedern, wurde gerade maßenhaft auf den Boulevards verkauft. Sie war so eine blonde bébé russe, nur mit lebendigen, furchtbar zappelnden Gliedern. Aber die Dery war zu leidenschaftlich, troz der uralten gepflegten Instinkte zu feurig und hingebend, emportante et emportée, troublante et troublée . . . . .

Hier war es nun, wo ich dieses prächtige Wesen inmitten einer großen Gesellschaft zum erstenmal kennen lernte. — Habe ich schon am Eingang gesagt, daß es am Schluß einer Vorstellung im théâtre libre war? — gut! — Man hatte sich, nachdem die meisten Leute fortgegangen, Schauspieler und Literaten, Kritiker und Reschißöre mit ihren Damen in einem Nebensaal vor einem prächtigen Büfee vereinigt, saß da und plauderte, kritisirte, rauchte, Einige spielten Karten, ganz ungezwungen, wie das unter Artisten Brauch. Ich muß bemerken: die Dery war die offizjelle Mätreße eines der ersten Pariser Literaten, einer Literaturgröße. Und er war seinerseits verheiratet. Ich will ihn deshalb A minus B nennen. Und seine Frau, Madame B, war ebenfalls hier. Ich meine nicht, daß dieses gleichzeitige Beisammensein etwa Anlaß zu irgendwelchen Störungen gegeben hätte. Die Dery war im Hause von A minus B eingeführt. Sie war sogar die Freundin von Madame B. Nein, ich möchte nur erklären, wieso es kam, daß gerade an diesem Abend die Dery für mich frei wurde. Herr A minus B widmete sich natürlich an diesem Abend vorwiegend seiner Frau, Madame B. Und die Dery ihrerseits vermied es natürlich, gerade an diesem Abend, in voller Oeffentlichkeit, sich an A minus B heranzudrängen. So war die Dery frei. Nun kante sie natürlich eine Menge anderer Hern. Und die Jäger stunden dort mit gespantem Hahn und vorgestrekten Nüstern, um zu sehen, wem das Wild schußgerecht in den Weg komme. Ich hatte gar keine Ansprüche. Ich war noch so jung im Waidwerk. Und an eine Tigerkaze wie die Dery hätte ich mich nimmermehr herangewagt. Aber es kam ein anderer Umstand hinzu, der mir das Wild wider Erwarten in den Weg trieb. Es war ein kleines Stük an eben dem Abend von mir aufgeführt worden — das Skandinavische hatte eben hier erst Wurzel geschlagen — und daran hatte sich eine kleine, unerwartete Episode angeschloßen. Es war nämlich nach dem Fallen des Vorhangs der Polizeikomißar zu Hern Antoine, unserem Direktor, auf die Bühne gekommen, und hatte ihn gebeten, doch die noch folgenden Aufführungen nur vor ein geladenes Publikum zu bringen — wie er das Publikum lade, sei seine Sache — nur keine Anschlagzettel mehr in der Oeffentlichkeit! — die Polizei ist ja hier in Allem, was die Kunst betrift, äußerst schonend und zurükhaltend. — Dies hatte sich natürlich noch während des Abends im ganzen Haus herumgesprochen, und dieser Umstand sowie einige wirklich gewagte und die Kritik herausfordernde Szenen in meinem Stük hatten es ermöglicht, daß ich mich plözlich inmitten einer kleinen Aufmerksamkeit und woltuenden Teilnahme befand. Und nun war es ja auch erklärlich, daß, als ich nach Schluß der ganzen Vorstellung in den Restau-

razjons=Saal kam, die Dery, der ich früher einmal flüchtig vorgestelt war, sehr freudig auf mich zuging, mir sehr liebenswürdiges Lob in ihrer übersprudelnden, offenherzigen, ungarisch=feurigen Weise zolte, und mich einlud, doch neben ihr Plaz zu nehmen. —

Man saß da nun da, und schwazte, über alles Mögliche, und alles durcheinander, und trank Absint und rauchte, und lachte und scherzte, und alle betrachteten sich als Freunde, Kollegen und Kameradinnen, und erzählten sich Dinge, von denen Jedermann wußte, daß 9/10 erlogen seien, nur um sich in die kolossale Stimmung hinein zu arbeiten . . . . . kurz, wie es eben unter Artisten zugeht, die eine neue Schule gegründet haben und der festen Ueberzeugung sind, daß die Zukunft ihnen gehört.

Wie ich diesen Wulle=Wulle=Kopf der Dery so nah' im Profil vor mir sah, diese verwitterte Haut mit den flachen Erhöhungen und Vertiefungen, dieses Schwammartige, das auf ungeheure vorausgegangene sinliche Attaken schließen ließ, den rüffigen, troknen, eingekerbten Mund, der ein heißes Feuer auszuspeien schien, dabei diese kindliche Heiterkeit im Auge, erkante ich erst, neben welcher Art Geschöpf ich hier zu sizen kam . . . . .

Was ist das, was uns oft in Gegenwart von Frauen mit einer plözlichen, unerklärbaren Wirkung überkomt? Wie eine Intuizjon, daß etwas so und nicht anders ist? Und daß dieses So= und= nicht= Anders= Sein fast wie ein äußeres Bild, wie ein stattgehabtes Ereignis vor uns steht? Nichts von der Logik, die etwa aus gleichgültig geführten Gesprächen, oder aus Schlüßen, die sich aus ihnen ergeben, abgeleitet werden könte, kann hier zur Erklärung dienen. Ganz im Gegensaz zu jenen Gesprächen, die sich in einer ixbeliebigen Topik bewegen können, scheinen sich diese inneren Wallungen und unsichtbaren Vehemenzen durchaus selbsttätig zu entwikeln. Im Gegenteil scheinen jene banalen Unterhaltungen, die auch unter dem Namen „Ball=Gespräche“ bekant sind, instinktiv in möglichst abgedroschener Form sich zu bewegen, um den innerlichen Impulsen die günstige Gelegenheit zu sicherer und explosibler Entwiklung zu geben. Hat **Barety** Recht, der in seinem „**Le magnetisme animal**“ meint, daß jedes so nahe Zusammentreffen von zwei Menschen zu einem von ihrem Willen unabhängigen autochtonen Austausch von unbekanten Strömungen Veranlaßung gebe, der hier Anschoppungen, dort Auslösungen, aber immer dinamische Veränderungen in dem Seelen=Zustand der Betreffenden bewirke? . . . . .

Kurz: ehe ich mich versah, und ohne daß irgend eine Veranlaßung von irgend einer Seite gegeben gewesen, hatte ich der Dery, zu deren Rechten ich saß, mit der linken flachen Hand einen festen Schlag auf den Schenkel gegeben . . . . . sie trug ein stahlblaues Tibetkleid, von jenem leuchtenden Blau, welches soviel Freude verbreitet — und das Bein unter diesem Kleid war von entzükender Schönheit und Fülle. —

Herr **A minus B**, ihr erklärter Geliebter, hatte es gesehen. Aber er war ja vielzuviel Lebemann und Diplomat, um hier in der Oeffentlichkeit irgend welche Konsequenzen zu ziehen. Außerdem hatte er mich sehr gern, und war mir immer literarisch sehr beigestanden. **Madame B** hatte es ebenfalls gesehen. Aber sie hatte ja in ihren gemischten Gefühlen noch weniger Veranlaßung, betrübt zu sein, oder die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Ob es sonst Jemand gesehen, ich weiß es nicht. Es war auch ein großes Durcheinander. Ich war ganz paff. Ich war über mir selbst ganz paff. Ich hatte plözlich bemerkt, daß ich eine große Ungeschiklichkeit begangen, selbst in diesem freien Kreis einen groben Verstoß begangen. Wie war es denn nur möglich? Die Dery rührte sich nicht. Sie sagte weder Ja noch Nein, sie wurde weder heiß

noch kalt. Ich war in schreklicher Verlegenheit und besann mich krampfhaft auf irgend ein gleichgültiges Tema, um über diese peinliche Pause hinwegzukommen, als sich ein Herr erhob und in feierlicher, patetischer Art erklärte, wir dürften bei dem heutigen Erfolg nicht stehen bleiben, wir hätten dem auserlesensten Pariser Publikum gezeigt, was wir könten, wir müßten nun revoluzjonär weiterschreiten, Alles Ueberkommene umstürzen und eine vollkommen neue Kultur-Entwiklung beginnen .....

Ich atmete erleichtert auf. Ich war durchaus der Meinung dieses Hern. Auch ich wolte revoluzjonär Alles umstürzen und eine vollständig neue Entwiklung beginnen. Ich sagte das der Dery. Sie plazte vor Lachen beinahe heraus, und meinte: wir seien beide verrükt, nur habe der Herr offenbar zu viel Absint getrunken, während ich anscheinend nüchtern sei. „Uebrigens — fügte sie hinzu — müßen zu so vorgerükter Stunde immer ähnliche Reden gehalten werden, ich habe dies in allen Artisten-Kreisen bis jezt, in Wien, in München, in Berlin so getroffen, sie geben ein erhöhtes Selbst-Gefühl zum Nachhausgehen, und erleichtern am nächsten Morgen, durch die Erinnerung, das Hinwegkommen über die ersten ärgerlichen Morgenstunden." — Wir plauschten dann noch Viel, es wurde das Tema des Hern gründlich erörtert, und im Laufe der Unterhaltung sagte die Dery wie zufällig zu mir: Besuchen Sie mich doch einmal! Ich war auf's Höchste erfreut und erkundigte mich nach der Wohnung. Sie teilte sie mir mit. Ich frug nach Tag und Stunde. Sie meinte: Donnerstag Nachmittags um Vier finden Sie immer nette Gesellschaft bei mir. Jedenfalls treffen Sie einen alten Inschriften-Profeßor. Er liest über Chaldäische Liebeslirik und bringt mir immer die neusten Entzifferungen mit. Aber ich bin fest überzeugt, daß sie alle gefälscht sind, und daß er mir sie nur vorliest, um mir unter ihrer Hülle die tollsten und verrüktesten Anträge zu machen .....

Am darauffolgenden Donnerstag sprach ich bei Dery vor. Aber eine unangenehme Episode hatte mir inzwischen alle Stimmung verdorben. Ich hatte eine Vorladung auf das Polizeikommißarjat erhalten. Offenbar handelte es sich um die angeblichen Unsitlichkeiten, die ich in meinem Stüke auf die Bühne gebracht hatte. Am Ende eine Anklage wegen Nichtbeachtung der Zensur-Vorschriften für das Teater, die in Frankreich sehr streng bestraft wird. Einige Blätter hatten ihre Entrüstung geäußert, daß man Derartiges in öffentlicher Aufführung dem Publikum zu bieten wage. Ich eilte zu Herrn A minus B. Er war nicht zu Hause. Ließ er sich verleugnen? Hatte er mir die Unvorsichtigkeit an jenem Abend doch übel genommen? So kam ich in sehr gedrükter Stimmung bei der Dery an. —

Sie war allein und kam mir in einem streng-geschloßenen bordeaux-roten Schlafrok entgegen, die blonden Haare waren sorgfältig in Buff-Wellen von den Schläfen und von der Stirne aus nach oben geordnet und dieses ganze glühende Wesen sah aus wie eine frisch aus dem Ei geschlüpfte Venus. Ich war damals noch so jung, ich wußte noch nicht, was die Farben bedeuten, wußte nicht, daß, wenn die jungen französischen Mädchen sich an Festtagen in brennend-roten Röken zeigen, sie, vielleicht ohne es zu wißen, auf ihr Blut hinweisen, auf ihre auffsprießenden Gefühle, die im Blute ihren Siz haben, also auf ihre junge Liebe. Ich wußte nicht, daß wenn eine Dame einen Hern, den sie erwartet, in gedämpft-rotem Schlafrok empfängt, sie, auch wenn dieser Schlafrok im strengsten Stil geschnitten und geschloßen ist, ihm, vielleicht ohne direkt daran zu denken, sagt: ich trete Dir mit meinem Blut, mit der Gesamtheit meiner Gefühle, meiner Leidenschaft, entgegen; sie Dir dienstbar zu machen, ist Deine Sache; noch ist Alles in der Knospe verschloßen, ich bin von Oben bis Unten zugeknöpft; aber unter dieser

Hülle sprudelt das Blut; wilst Du das Blut der Rose trinken, mußt Du die Knospe öffnen; bist Du der Sonnenschein? Bist Du der Morgenwind? u. s. w. Ich hätte es auch aus anderen Anzeichen merken können, daß mir hier, was man sagt, eine chance gegeben. Der alte Inschriften-Profeßor mit seinen gefälschten Chaldäischen Liebesliedern, deßen Anwesenheit mir ausdrüklich angekündigt war, war eben nicht da. Konte ich hier nicht ein echtes Liebeslied singen? ..... An Alles das dachte ich nicht. Ich war zu jung, und der zu erwartende unangenehme Ausgang meiner Teater-Affäre hatte mich zu tief verstimt. — Dery war freundlich wie eine junge Muse. Wir sezten uns und tranken Tee und aßen süßes Bakwerk. Dann brachte sie einen Pak Manuskripte, sie zeigte mir, was sie während der Aufführung meines Stükes am lezten Teater-Abend an persönlichen Empfindungen niedergeschrieben habe, Notizen, die sie eventuell für eine öffentliche Besprechung in einer französischen revue zu verwerten gedächte; das waren natürlich lauter glühende Lobsprüche und heiße, überfließende Sentenzen. Ich nahm das damals Alles für bare Münze und wurde nicht wenig eitel. Ich wußte damals nicht, was ich heute bestimt weiß: daß die Damen, um einen Hern zu fangen, die blödsinnigsten Schmeichel- und Schäfer-Spiele aufführen. Ich wußte damals vor Allem nicht: Dery wolte heiraten, und bei ihrer „Schwan- kleb'- an"- Natur und ihrer Geschiklichkeit, die ihr junge Leute und erwachsene Männer (selbst Inschriften-Profeßoren) maßenhaft in's Garn trieb, behandelte sie diese Schwäneriche schokweis nach einer ganz bestimten Metode. Sie war wie ein junges Gänsemädchen, das mit einem kleinen Stok bewafnet Nachmittags die Gänse im Sonnenschein zum Dorf hinaus an den Weiher trieb, und dabei immer rief: „Pi-pi-pi-pi-pi ....."

Die Dery zeigte mir dann ihre eignen Manuskripte, ihre Teaterstüke, ihre Novellen. Sie las mir Einiges vor. Dann kamen Briefe aus Wien, Berlin, München. Dort wurde ein Stük aufgeführt. Da wurde eine Aenderung verlangt. Wir sprachen über die Zimperlichkeit unserer Zeit. Sie schimpfte waker über die Lächerlichkeit der heutigen polizeilichen und politischen Bedrükungsmetoden, die einmal ein schlimmes Ende nehmen müßten. Aber Alles ohne Leidenschaft; mehr en passant. Man sah, die Literatur war ihr eine sehr angenehme Beschäftigung, aber nicht die Hauptsache. Was ihr damals die Hauptsache war, wurde mir nicht klar. Dann kam die Rede auf den Inschriften-Profeßor. Es wurde festgestelt, daß er ein kompleter Narr sei. Narr nicht im psichiatrischen Sinn, sondern, wie die Franzosen sagen: idiot. Was er Alles von ihr verlange und ihr anbiete, und was er für ein lüsterner Schnüfler und Riecher sei, deutete sie nur an. Ein mitleidiges Lächeln fiel auf mich. Dann wurde wieder Tee getrunken, gegeßen und wieder geschwazt. Und dann brach man auf. Es war etwa eine halbe Stunde vergangen. Ich war schon an der Türe, wolte mich verabschieden. Eine zufällige Wendung gab mir Gelegenheit zu der Bemerkung, ich sei misgestimt, die Geschichte mit der Einmengung der Polizei bereite mir viel Verdruß — und jezt brach es los. „O Ihr Männer — sagte sie — Ihr Stubengelehrte, unter Euren Büchern, Ihr habt kein Intereße für die Frau, Euer Ehrgeiz ist es, der Euch allein vorwärts treibt, das Weib tretet Ihr zu Boden, für Liebe habt Ihr keinen Sinn, Ruhm ist Euch Alles ...." sie schrie das fast hinaus, zornig, in ihrem purpurroten Schlafrok machte sie große, heroïsche Bewegungen mit den Armen, in dem Zwielicht, welches die stark gedämpfte Lampe im Zimmer verbreitete, erschien sie mir mit ihren welligen Haaren, dem bleichen Gesicht, wie eine Kaßandra, die mir Unheil verkünde ..... vor dergleichen fürchte ich mich, dem Weib gegenüber bin ich abergläubisch, ich kam plözlich zur Besinnung — die blutig-roten Wellen, die hier vor mir auf-

und abfluteten, gaben mir plözlich das Verständnis — ich sah, daß ich wiederum einen ungeheuren Fehler begangen hatte — einen zehnmal größeren Fehler, als an jenem Teater-Abend, da ich ihr in blinder Ergebung einen klatschenden Schlag auf das Bein versezt hatte — eine Unterlaßungssünde ..... bei den heftigen Bewegungen, wie sie die Arme mit den roten, großen, bauschigen Aermeln weit in die Höhe hob, hatte ich bemerkt, daß die Dery eine wunderhübsche Büste hatte, und daß die beiden kräftigen, heftig vorspringenden Brüste erregt, wie zwei anklagende Zeugen, sich vor mir auf- und abwanden — die Dery trug kein Korsett — meine Strafbarkeit war eine erhöhte — warum hatte ich das nicht bemerkt? ..... wie eine Tarantel fuhr ich jezt auf sie los — pakte sie direkt geradewegs bei diesen Brüsten — und heulte ihr irgend etwas Jämmerliches, Mich-Entschuldigendes in's Gesicht — ich glaube, ich sagte ihr, daß sie eine „schöne Frau" sei, daß sie mit diesen schönen Brüsten die Männer vernarre, sie in's Unglük stürze, sie dann auslache u. dergl. — aber es war zu spät! — es war viel zu spät! — ich konte es nicht mehr gutmachen — sie entwand sich mir, und schimpfte mich, ich weiß nicht was — die Dery hatte jene kleinen, birnförmigen Brüste, wie sie Rubens seinen Damen gemalt hat, besonders seiner Geliebten, der Helene Fourment, nicht die breit und apfelförmig aufsizende, sondern anfangs sich senkende, dann erst sich entwikelnde und wie eine Granate abschließende Brust, die die Männer so schreklich lüstern macht — aber es war zu spät! — es war nichts mehr gut zu machen! — ich sah an ihrem müd, verächtlich und enttäuscht sich verziehenden Mund, daß ich einen unverzeihlichen Fehltritt begangen — daß ich dieser Frau unter allen Umständen eine Liebeserklärung hätte machen müßen — ich stürmte hinaus und eilte die Treppe hinunter. — Du Dummkopf! sagte ich zu mir, wie kanst Du erwarten, daß eine solche Frau sich für Dich intereßirt, wenn Du ihr nicht mindestens Dein Herz zur Verfügung stelst? Wahrhaftig, der Chaldäische Profeßor, der gefälschte Liebes-Lieder, aber wenigstens Liebes-Lieder, vorbrachte, war gescheiter, wie Du! — Alle die Lobsprüche für mein Teaterstük mußte ich nun natürlich ebenfalls kaßiren. — Ich kam mir vor wie jener junge dumme Laffe, der Parzival, der ebenfalls von Gurnemanz' Hofe mit Schimpf und Schande davon gejagt wurde, weil er nicht die richtige Frage gestelt hatte. — Hört es Ihr jungen Leute, die Ihr noch nicht 25 Jahre alt seid, oder auch Solche, die älter sind, aber nach dieser Richtung noch keine präzise Erfahrung gemacht haben: Eine Frau intereßirt sich niemals direkt für Euch — Ihr mögt so schön, so klug, so tapfer, so jung oder so heroïsch sein, wie Ihr wolt — eine Frau intereßirt sich immer nur für sich — und Ihr solt nur in irgend einer Form, durch Euren Leib, durch Euren Geist mithelfen, dieses Intereße für sie zur Entfaltung zu bringen — Ihr mögt so dumm, so langweilig, so häßlich, so alt, so unbeholfen oder so chaldäisch sein, wie Ihr wolt. —

Dieser Angriff war also abgeschlagen. Ein Gänserich war weniger. Aber wie steht es mit Hern A minus B? Ich hätte kein Wort hier von mir gesprochen, aber ich mußte zeigen, wie die Dery troz ihres Verhältnißes mit A minus B fortwährend Schlingen legte und die Gänseriche in den Stall trieb. Denn Dery wolte heiraten. — Ich muß hier auf Hern A minus B etwas näher eingehen. Der Leser wird sich schon gefragt haben, was das für eine sonderbare Art sei, einen Herrn mit „A minus B" zu bezeichnen. Aber diese algebraische Formel entspricht nur einer Wendung, die hier überall in Paris damals auf diesen Hern angewendet wurde, und die nur zu schimpflich und obszön ist, um hier wiedergegeben zu werden. In dieser Wendung lag der Gedanke angedeutet, daß Herr A minus B in seiner Art nicht

vollkommen und erst einer Ergänzung bedürfe, um in der Welt seinen Mann zu stellen, und daß diese Ergänzung Madame B sei. Ich habe nun diese Wendung, die einen erotischen oder sitlichen, oder, wie man will, geistigen Defekt des Hern A andeutete, hier algebraisch gegeben, um den Hern hier überhaupt mit dem unvermeidlichen Frak und weißen Glacé-Handschuhen vorführen zu können. Es ist klar, daß in der Formel A minus B Herr A um so größer und respektabler erscheint, je kleiner B ist, je kleiner Madame B ist. Denn die Formel sagt, man solle B von A abziehen. Wie aber, wenn Frau B groß, übermenschlich groß, eine, was man sagt, Femme supérieure ist? Wird dann nicht Herr A minimal, minuzjös erscheinen? — Und das war der Fall. Madame B war eine außerordentliche Intelligenz. Jedermann wußte das in Paris. Nur die frisch-hereingeschneite Dery wußte das nicht. Und nun wird der Leser begreifen, welch' infamen, niederträchtigen Inhalt diese Formel A minus B, die im Französischen, wie schon angedeutet, viel schlimmer lautete, für den betreffenden Hern hatte.

Ich kann ja hier offen reden, da keine Namen genant sind, und die betreffenden Persönlichkeiten jezt, nach bald 10 Jahren, kaum mehr aus dieser Darstellung erkant werden dürften — offen reden, da es mir nur um Aufdekung des eigentümlichen Verhängnißes zu tun ist, unter dem die liebenswürdige und berükende Dery zu Grunde ging. Es bestand zwischen A und Madame B ein ähnliches Verhältnis, wie es Guy de Maupassant in seinem „Bel Ami" für seinen Helden angedeutet hat: Monsieur A besaß als Literat einen ganz flotten Stil, war nicht ungewant, aber er war absolut ideen-arm, unfähig zu jeder Konzepzjon, bar jeder Eingebung. Madame B, eine Südländerin, war nun eine wahre Tigerkaze an jungen, frischen Einfällen, grotesken Ueberlegungen und diabolischen Gespinsten. Kurz, diese beiden Leute waren aufeinander angewiesen. Alle Beide. Vielleicht wären Madam B's krause Fantasien nicht so zur Geltung gekommen, hätten sie nicht in Hern A's Stil eine ruhige, sorgfältige, abgeglättete Form gefunden. Besonders aber für Monsieur A waren Frau B's Einflüsterungen geradezu der Daseins-Grund. Denn Madame B schrieb ja nicht. Es schrieb nur Monsieur A. Und er war einer der anerkantesten und glänzendsten Schriftsteller-Namen in Paris. Deswegen also war diese Ehe so fest. — Dery aber wolte heiraten. —

Ich habe schon oben mitgeteilt, daß die Dery und Monsieur A ein festes Verhältnis hatten. Dergleichen ist in Paris das Alltäglichste. Auch bei Frauen. Gerade bei Frauen. Kein Mensch erwartet, daß in einem Land, in dem die Ehe eine rein konvenzjonelle Sache ist, rein eine Frage der dot des Mädchens, der zukünftigen Stellung des Mannes, also eine Entscheidung, wie man hier sagt, der raison, nicht des Herzens, uud zwar der raison der Eltern ist, die beiden jungen Leute nun ihr Herz in die Kleiderkammer legen und wie gemalte Marjonetten sich um sich herum bewegen. Im Gegenteil, jedes Herz betrachtet es hier als sein heiligstes Naturrecht, die raison zu Schanden zu machen, und der geheimen Göttin der Lustbarkeit und des Sinnenrausches im Dunkel der Nacht oder Unbewachtheit des Tages verbotene Opfer zu bringen. Also dieses Verhältnis des Monsieur A war ganz legal. Auch das stete Zusammentreffen von A und Madame B mit der Dery war nichts Besonderes. Das war höchstens eine große Geschiklichkeit von Madame B — eventuell von allen Dreien —, die so die geheimen Flüsterungen um sie herum Lügen straften, oder es konte als condescendance von Seite der Frau B aufgefaßt werden, die soldermaasen pardon für ihre eigenen verborgenen Schritte sich sicherte und es öffentlich anzeigte. Aber ganz im Irtum wäre man gewesen, hätte

man annehmen wollen, daß die Dery sich mit dieser Rolle der Numero Drei auf die Dauer hätte zufrieden geben wollen. Jeder, der auch nur auf kurze Zeit Dery hat sorgfältig beobachten können, wie sie mit Hern spielte, wie sie von ihrem Klebstoff für Hern Gebrauch machte — und nur aus diesem Grund, um Dieses zu zeigen, habe ich oben meine persönliche Episode mit Dery vorgeführt — wird mir hier Recht geben. Dery wolte heiraten. Wer, war ihr gleich. Wenn er überhaupt zu ihr paßte. — Das ist ja überhaupt den Damen gleich, wer sie heiratet. — Wenn es nur Einer war, mit dem sie sich zeigen konte. — Die Damen sezen sich hin auf den Stul und sagen: Da bin ich. Ihr seid mir alle gleich lieb. Der Beste kriegt mich. — Womöglich, wenn es Einer von der Sippe war; Einer von Dery's Sippe war: Ein Schriftsteller, ein Poët, ein Teater-Intendant, ein Reschißör, ein Schauspieler, ein Verleger, ein Inhaber einer Teateragentur. Am liebsten wäre ihr ein Kritiker gewesen, ein einflußreicher Kritiker, so wie man sie hier in Paris findet, wo sie oft angesehener als die Autoren selbst sind, also so ein junger **Monsieur Sarcey**, aber auch einen älteren **Monsieur Sarcey** hätte sie nicht verschmäht, denn sie wolte doch außer Schöne-Roben-tragen und In-den-**salons**-erscheinen, auch Teater-Stüke schreiben, und wolte, daß diese Stüke aufgeführt werden, und daß die aufgeführten Stüke gelobt werden. Sie hätte aber auch einen Privatdozenten, einen Profeßor, einen Zeitungs-Unternehmer, einen Advokaten, einen Künstler, einen Dekorazjons-Maler, einen Banquier, einen Industriellen, einen Börsenmakler, einen Großhändler, einen Offizier und noch irgend wen Anderen ganz gern genommen. Denn für sie war das, was man so „Mann" nent, nur eine Herde blöd dreinschauender Widder, oder ein Haufen gespenstig die Schnäbel aufreißender Schwäne, denen man so ein par Brökchen Brod hinwirft, und die man hinlokt, wohin man will. — Das ist ja der Begriff „Mann" für weitaus die meisten Damen. — Die Dery wolte aber unter allen Umständen heiraten. —

Nach dem Gesagten war es klar, daß die Ehe von Herrn **A minus B** zerrißen werden mußte, wolte die Dery zu ihrem Ziele gelangen. Denn Monsieur **A** war unter den oben angeführten Kategorien genau ihre Bransche, und unter der Bransche genau ihr Mann, ich meine: ihr Exemplar. Und Herr **A** klebte wie Mastix. Unter all' den Schwänen, die dieses blonde Frauenzimmer umflatterten, saß keiner so unerbitlich fest, wie gerade er. Er war groß, imponirend, dekorativ, mit großem, wallend-schwarzem Bart, wie ihn die Damen so gern haben. Ein Michelangelo'scher Moses in's Pariserische übersezt. Und die Dery war für Alles Dies, gerade für diesen Farbenwechsel, nicht unempfindlich. Man neidete ihr, der Fremden, diesen schönen Menschen, diesen **bel homme**, diesen **Bel Ami**. Denn wenn Herr **A** auch nicht viel im Kopf hatte, so hatte er doch außerordentlich viel . . . . ich meine, er bildete doch in jeder Hinsicht ein außerordentlich glükliches Komplement für diese blonde und temperamentvolle Madscharin.

Aber Herr **A** hätte sich doch getäuscht, wenn er geglaubt hätte, daß er ohne die festesten Garantien, lediglich auf seine brünstig-schöne Gestalt hin zu diesem lokenden Vogel hätte in das Schwanen-Haus steigen dürfen. Heute, nach der Katastrofe, steht es absolut fest, daß **A** unter dem heiligsten Gelöbnis, schriftlich und mündlich, der Dery die Ehe versprochen hat. Ohne das war der Fall für Dery überhaupt nur ein untergeordnetes Ereignis; eine Brotkrume, eine hingehaltene Hand, ein Schwan mehr, das spielte gar keine Rolle. Dery wolte heiraten. — Auf der anderen Seite aber steht ebenso fest, daß **Monsieur A** sein Wort gehalten hätte; denn er war gar nicht der Mann, der vor solchen Ehe-Zerwürfnißen

zurükschrekte; er hatte schon andere Feßeln zerbrochen; auch war er viel zu emporté; wenn er in Brunst kam, warf er Alles zu Boden; denn wenn er auch nicht Viel im Kopf hatte, so — war er doch ein Mann der schwellenden Adern, ein Drauflosgänger, ein Hidigeigei, ein Mensch, der seiner Wucht und seines Patos sicher war; und solche Leute halten immer ihr Wort, oder sie geben es doch in ehrlicher Absicht.

So ging denn die Sache lento lento ihren Gang. Monsieur A minus B wurde der unzertrenliche Begleiter der Dery, und die Dery war immer und überall, wo Monsieur A und Madame B waren. Ja, Madame B war immer dabei. Die Dery kam sogar in die Wohnung von A und B. Und später hatte sie ihr festes Gedek am Mittagstisch des A'schen Ehepaares. Die Dery wurde von den zwei kleinen Mädchen des A — der A'schen Ehe waren zwei allerliebste Mädchen entsproßen — „Tante" genant und Madame B wurde die Freundin von Fräulein Dery. Sie gingen zusammen auf Reisen, man sah sie in der Schweiz, in Ostende, bei den Wettrennen, kurz, die Drei waren unzertrenlich.

Das ging fast drei Jahre so zu, bis zum Frühjahr 1894.

Was dachte sich Madame B? Kein Mensch wußte, was hinter diesem kleinen, schwarzen, südländischen Kopfe vorgehen konte. Daß die Gefahr für sie zu einem gewißen Zeitpunkte keine geringe gewesen sein muß, ist wol sicher. Denn sie konte ihres Mannes in jedem Punkte sicher sein, nur dann nicht, wenn diesen die Wut, das Heldentum, die Brunst, der Heroïsmus, das Hengstfeuer ankam. In diesem Punkte kann ja keine Frau ihrem Mann trauen. In diesem Punkte gab sie ihm ja auch das Feld frei. Dery war von ihr aus zu seiner Verfügung. Schlimmer war, wenn dieser fuchtige Monsieur A auch die zivilrechtlichen Konsequenzen seines Heldentums ziehen wolte. Und das wolte er zu gewißen Momenten zweifellos. War dann zu erwarten, daß er auch sein geistiges Abhängigkeits-Verhältnis von Madame B, sein A minus B-tum, brechen werde? Daß er dann nicht scheuen werde, selbst als Hohlkopf neben der Dery zu erscheinen, nur um sie nicht zu verlieren? Hier war Madame B einigermaasen unsicher. Deshalb blieb sie immer bei der Hand. Deshalb war sie immer dabei. Deshalb machte sie die Dery zu ihrer Freundin.

Was dachte Monsieur A minus B? — Mein Gott, denken denn überhaupt Männer in diesem Zustand? Sie überlaßen sich dem schönen Feuer, das ihre Adern durchwühlt, und laßen sich die schöne, grüne, frische Weide treflich munden. So Herr A. Das minus-B-tum kam ihm nicht einmal so scharf zum Bewußtsein. Schließlich war die Dery ja auch kein Dumkopf. Er überließ sich also dem Strudel. Komme, was da kommen werde. Schließlich war er ein Mann, und blieb ein Mann, eine Zierde des gesamten Menschentums, nach der schon Andere, ganz Andere sich die Finger gelekt hatten. Aber die Dery hätte er genommen; wenn er frei gewesen wäre, hätte er sie heimgeführt, und hätte sich noch einmal hingesezt, und hätte geochst und Studjen gemacht und sich Gedanken aus den Fingern gesogen, nur um neben ihr würdig zu erscheinen. Verteufelt war nur: er hatte seine beiden Mädchen so ungeheuer lieb, und: würde der Zivil-Gerichtshof ihm diese beiden Kinder laßen? —

Was dachte die Dery? Sie überließ sich ihrem Instinkt, und sie hätte gewonnen, hätte auch mit ihrem wahnsinnig-bornirten Wunsch, nur um jeden Preis heiraten zu wollen, gewonnen, wenn sie kühl geblieben wäre, wenn sie gewartet hätte bis: la bague au doigt. Aber dann wäre sie eben nicht die Dery gewesen. Dann wäre sie nicht der „Schwan-kleb'-an" gewesen. Die Leidenschaftliche verliert immer. Die emportée muß immer ihre Lust, ihr emportement

büßen. — Die Dery glaubte, sehr klug zu sein, aber sie war es nicht. — Hätte sich die Dery etwa Skrupel gemacht, diese herliche Ehe A plus B zu zerstören? — Diese Frage brauche ich wol bloß vor meinen mänlichen Lesern zu stellen, denn vor meinen weiblichen Lesern existirt diese Frage überhaupt nicht. Eine moralische Lösung einer Liebes-Affäre? Ein blondes Tigerweibchen, das angesichts einer Rehgeis Herzklopfen bekäme? Qu'est-ce que c'est que ça? — Nein, die Dery dachte sich: das Futter, was ich Monsieur A biete, kann ihm Madame B nie bieten — soweit hatte sie Recht — A braucht Futter; er wird es immer aus meiner Hand freßen wollen; ihm nicht jezt schon einen Vorgeschmak zu geben, wäre unklug, wie könte er es denn sonst kennen lernen? — Aber sie kante das Abhängigkeits-Verhältnis des A von Madame B nicht. Sonst wäre sie vorsichtiger gewesen. — Und auch die Kinder machten ihr große Besorgnis. Nicht der Kinder wegen, sondern der Art des Zerreißens wegen. — In jedem Fall ließ sie sich „Tante" nennen.

Und was sagte die öffentliche Welt? — oder die öffentliche Meinung, wie man sie scherzhaft genant hat? — O, die öffentliche Meinung legte sich die Sache nach ihren jeweiligen Standpunkten zurecht: Madame B ist sehr klug — sagten die Einen — sie läßt der Kinder wegen Alles über sich ergehen, sie läßt selbst unter so schwierigen Umständen das heilige Herdfeuer der häuslichen Ehe nicht erlöschen, sie unterhält es selbst mit Petroljum. — Die Literaten, die die persönliche geistige Disposizion des Herrn A minus B ganz genau kanten, über sein A minus B-tum sich nicht die geringste Illusion machten, sagten voraus: die Sache wird für Madame B nicht gefährlich; sie wird auch für Monsieur A nicht so gefährlich; sie wird blos gefährlich für Fräulein Dery. Und sie hatten Recht. Als aber das Verhältnis, der status idem, immer der gleiche blieb, und diese heilige Dreizahl, diese Drei-Einigkeit der Klugheit, der Leidenschaft und der Berechnung, immer beieinanderblieb, überall zusammenerschien, auf allen Fêten sich zeigte, sagte man: diese Dery ist mit der „Dritten Person" der Drei-Einigkeit zufrieden, sie will nicht mehr, sie ist eine Art guter „heiliger Geist", der sich da verwenden läßt, wo man ihn gerade braucht, bei unbeflekten Befruchtungen und bei befruchteten Lekerheiten, mehr wolle sie nicht . . . . . darin aber irten sie sich, denn die Dery war eine Tiger-Kaze, und die Dery wolte heiraten.

Anfang 1894 tauchte plözlich in Paris in den literarischen Zirkeln die Nachricht auf: die Dery sei von Monsieur A minus B in der Hofnung, und gleichzeitig wurde hinzugefügt: A minus B werde Dery heiraten, sich von Madame B scheiden laßen; Schwierigkeiten machten nur noch die beiden Kinder; Monsieur A wolle das eine zu sich nehmen und Madame B das andere laßen; Madame B wolle aber alle Beide haben; sonst sei Alles in Ordnung . . . . .

Junge Damen, die plözlich in der Oeffentlichkeit befruchtet erscheinen, sind es in der Regel nicht in der Wirklichkeit; und junge Damen, die wirklich befruchtet sind, sind es niemals in der Oeffentlichkeit. — Schon dieser in brutaler Form verkündeten Neuigkeit gegenüber mußte der Kenner sich skeptisch verhalten. — In der Tat, diese Nachricht war nur ein Schrekschuß dem Herrn A gegenüber, den die Dery aller Wahrscheinlichkeit nach selbst abgefeuert hatte, um die Situazjon zur Entscheidung zu bringen. — Die Angelegenheit ging jezt in's dritte Jahr, Monsieur A hatte sich ganz an diese Doppel-Ehe gewöhnt, und es mußte sich jezt zeigen, ob er im Stande war, sich von der Geliebten loszureißen, oder ob die Dery derart ein Teil seines Gefühlslebens, seiner Behaglichkeit, seiner Stimmung, ja seiner literarichen

Produkzjon geworden war, daß er Frau und Kinder preisgab, um mit dieser blonden Zigeunerin ein neues Leben zu beginnen. Man weiß, wie das bei diesen Künstlernaturen ist; es geht da wie bei Zirkusleuten und Schauspielern: um eine kleine Stimmung, eine einzige Beifalls-Salve, um eine karirte Hose, einer brennroten Schleife halber werden Ehen geschloßen, andere gebrochen, neue entrirt, finden engagements und Entlaßungen statt.

Was in Wirklichkeit vorgekommen war, konte man nicht mit Sicherheit erfahren; offenbar hatte Dery eine Szene provozirt und unmittelbare Entscheidung verlangt. Aber wenige Tage später hieß es: Monsieur A und Madame B seien mit beiden Kindern nach dem Süden verreist, man wußte nicht wohin, und — die Dery blieb allein zurük — — —

„Als nun das Heer vorüber war,
zerraufte sie ihr Rabenhaar,
und warf sich hin zur Erde
mit wütiger Geberde.
O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tot, der Tot ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus
— — — — — — — — — — — — — — —"

Bis auf das Rabenhaar stimte Alles. Man hätte die berühmte Bürger'sche Balade wörtlich wiederholen können. Die Dery schrie, biß, heulte, krazte, zerriß sich und Andern die Kleider, lief mit offenen Haaren in der Straße, in der sie wohnte, auf und nieder, ging zu allen marchands de vin hinein, in alle épicier-Läden, kreischte, Monsieur A sei ein Lump, ein Galgenstrik, ein sale cochon, ein ehrloser Schurke, der ihr Jugend und Ehre geraubt, ihr Leben vernichtet u. dergl., aber hier in Paris ist man in solchen Dingen sehr skeptisch und an histerischen Anfällen bei schönen Frauenzimmern gewöhnt; als man hörte, daß er, der Betreffende, verheiratet sei, ging man ruhig zur Tagesordnung über, denn die Intaktheit der Ehe angesichts und troz aller möglichen Exzeße und Extravaganzen ist den Franzosen eine der unumstößlichsten Forderungen des guten Tons und der legalen Sitte. Die Aermste schrieb an alle Redakzjonen, an alle Personen, die irgendwie mit Monsieur A in Verbindung gestanden waren, und untergrub seinen persönlichen und schriftstellerischen Ruf durch unsagbare Schmähungen und Enthüllungen. Aber, was half es? Für sie war die Partie verloren. — — —

Ich sah die Dery später nicht mehr. Sie ging, wie ich hörte, nach München, Wien, Berlin, machte Reisen, schrieb Stüke, suchte da und dort anzukommen. Aber es wolte nirgends mehr gehen. Sie hatte kein Glük. Dieser eine verlorene Feldzug in einer ihr heiligen, und ihr ganzes Wesen ausmachenden Sache, hatte ihre Natur zerstört, ihre Lebenshofnung vernichtet . . . . .

Als ich den Knall hörte, mit dem sie sich in Berlin dieses Frühjahr vom Balkon eines Hauses herunter auf das Straßenpflaster gestürzt hatte, war mir Alles klar. Und die späteren Zeitungsnotizen bestätigten im Wesentlichen meine Vermutungen. Wieder hatte sie heiraten wollen — zum leztenmal — hatte sich in ihrer Leidenschaftlichkeit dem Geliebten preisgegeben, und dann, zu einer Zeit, als das Verhältnis schon im Lösen begriffen war, krampfhaft an der Idee festgehalten, das Brautkleid bestelt u. dergl. und war dann, als wiederum Alles verloren war, und sie sah, daß ihre Sinne und ihre Vernunft von Haus aus der-

art mit einander in Widerspruch lagen, daß sie nie ihren Lebenszwek erreichen werde, mit jener Lust und jenem Temperament in den Tot gegangen, mit denen sie sich auch der Liebe hingegeben hatte, und die als ihre ausgezeichnetsten und wertvollsten Lebenseigenschaften angesehen werden mußten.

Die Dery war eine kleine Künstlerin, aber sie war ein großes und gewaltiges Weib. Wäre sie nur um Haaresbreite verlagert gewesen, so daß ein Ueberfluß ihrer Weibsnatur dem Künstlertum zu Gute gekommen wäre, etwa wie bei der George Sand, die ebenfalls die Männer schrankenlos für ihren Sinnesgenuß ausnüzte und dann die Gebrauchten und Entnervten, auch wenn sie Alfred de Musset hießen, wie ausgelutschte Spargeln wegwarf, um sich auf ihr Künstlertum zurükzuziehen — wir hätten von der Dery manches Schöne noch erwarten können. Aber so wolte sie um jeden Preis heiraten und das Künstlertum nur nebenbei betreiben. Und als ihr das Erste fehlschlug, gab ihr das Zweite keinen Halt. Und deshalb ging sie zu Grunde.[1]

---

[1] Ohne den Ausführungen des Hern Verfaßers irgendwie nahe treten zu wollen, müßte nach Ansicht des Herausgebers dieser Blätter bei dem Selbstmord von Fräulein Juliane Dery doch noch die Frage nach der Erblichkeit gestelt werden. Bekantlich ist die Vererbung der Selbstmordneigung eine der sichergestelltesten und unabwendbarsten, so daß sie sogar vollständig motivlos, als reine Lust der Selbst-Vernichtung die Betroffenen überfält. Besonders bei Menschen von leidenschaftlicher, labiler Geistesverfaßung und besonders bei jungen Damen, die ja an und für sich Launen und irräsonablen Motiven rascher nachzugehen geneigt sind, kann nicht sorgfältig genug die Möglichkeit eines primären Zwangs, auf den sich dann das Motiv-Gerüste in Form von Not-Erklärungen aufbaut, untersucht werden. Es sei hier an den Selbstmord der Schauspielerin Hagemann erinnert, der vor mehreren Jahren in München großes Aufsehen erregte und wegen der eigentümlichen Verknüpfung der Verhältniße ein übermäßiges Spüren nach Motiven und dann Belasten Anderer mit diesen Motiven zur Folge hatte; bis sich dann später die Tatsache von Selbstmorden in der Aszendens herausstelte, womit der Fall zu einem großen Teil erklärt war. Was hinzukam spielte dann nur die Rolle des auslösenden Hebels. Allerdings wird ja in unserer Welt der räumlich-kausalen Verknüpfung die Menge sich stets nur mit sichtbaren Motiven zufrieden geben, welchem Verlangen gegenüber die rein motivlos gegebene Selbstvernichtungsabsicht eigentlich in's Metafisische fält. Aber der Psichologe muß dieses Unerklärbare als ein für ihn nicht minder Sicher-Gegebenes unbedingt festhalten. Also erst, wenn bei Dery das Fehlen von Selbstmorden in der Verwandschaft sichergestelt wäre, möchten die obigen Ausführungen in gänzlicher Einschränkungslosigkeit bestehen bleiben. Der Herausgeber ist gern bereit, hiezu Dienliches und Autentisches an gleicher Stelle zu veröffentlichen. — V.-Z.-D. —

Intra muros et extra.

Tristan und Isolde in Paris.

Sie sizen stumm auf den Orchesterstühlen,
der Kronenleuchter ist schon tiefgeschraubt,
leis nimt man merkbar mit dem Nachbar Fühlen,
ob er wol auch dem gift'gen Becher glaubt —

so sizen lang sie auf den weichen Pfühlen,
von wo so kindlich gern die Seele lauscht,
und warten mit den ehrbaren Gefühlen,
ob wieder die Musik so berauscht

an jener Stelle, wo ein dunkles Wühlen
durch alle roten Adern heftig rauscht,
und Tristan sein erst eisig kaltes Fühlen
mit dem vergifteten Isolde's tauscht —

das Vorspiel hat jezt troken schon begonnen —
mit seinem zähen, asfaltgleichen Ton,
ein ächzendes Motiv hat sich entsponnen,
die Klarinetten kaken gelben Hohn,

die Violonſchelli bröſeln gelbes Fieber,
und Alles was da geigt iſt leberkrank,
die Läufe winſeln müder ſtets und trüber
wie hingeſchlachtet auf der Marterbank.

So ſizen ſie auf den Orcheſterſtühlen,
die Damen mit den Gliedern weiß und ſchlank,
Herr Wagner tut mit ihren Nerven ſpielen,
ſie wißen dann zum Schluß Hern Wagner
Dank.

Um ſolche fette Büſten zu durchwühlen,
von denen manche ſchon herniederſank,
Kann Bizet nicht und Mozart nichts erzielen,
dazu bedarf es Töne dumpf und krank.

Gedämpftes Purpurrot liegt auf den Pfühlen,
ein ſchwarzes gros-grain-Kleid mit tiefem Schnitt
die meiſten fetten Hüften tut umſpielen,
ſo bringt's die Mode für die Oper mit.

Ein Schrei! (nach einer Stunde) — und be-
klommen
ſchlägt jezt das Herz — ein graßer, gelber Schrei! —
Iſolde hat das Bechergift genommen,
der Becher fält — und ſtürzt — er iſt entzwei —

Brangäne mag jezt ſeh'n, kann ſie entkommen —
Iſolde windet ſich vor Scham und Reu —
und im Parket war's Allen jezt gekommen —
ja im Parket — und dann — dann war's vorbei. —

Sie ſizen lang noch auf den weichen Pfühlen
mit Hüften wie der Reiter auf dem Pferd —
zehn Francs — bezahlt man hier auf dieſen Stühlen,
zehn Francs — war der Parketſiz ihnen wert.

Hans Dettmar.



Einen fulminanten Angriff auf Juden und Klerikale, Lieberalismus und Katolizismus bringt Severus Verax in "Die 'öffentliche Meinung' von Wien, Wiener Preßgeſchichten, Dokumente zur Kulturgeſchichte des 19. Jahrh." Zürich, Cäſar Schmidt, 1899 (70 Kreuzer). Wer ſich hinter dem beißenden Namen verbergen mag? Salz und Senf in Hülle und Fülle. Auch Spiritus. In den Streit ſelbſt miſchen wir uns gar nicht, weil wir zu fern von Wien wohnen und Freunde in beiden Lagern haben. Soviel allerdings kann man ohne Weiteres zngeben: Ein Volk, das ſich ſeine geſamte Preße, Literatur, Wißenſchaften, Dißertazjonen, Teaterſtücke, alſo die geſamte wißenſchaftliche und ſchönwißenſchaftliche Literatur (mit Ausnahme der Predigten) von einem "eingewanderten Volk" ſchreiben läßt, alſo die geſamte öffentliche Meinung, ſoweit ſie im Schrifttum zum Ausdruk komt, von den Juden beſorgen läßt, ähnlich wie ſich die Amerikaner ihre geſamte Wäſche von eingewanderten Chineſen waſchen laßen, unterliegt in ſeinem Geſchmak, in ſeinem geiſtigen Leben, in ſeinen Impulſen, in ſeiner öffentlichen Meinung über Gutes, Wahres und Schönes, den Fremden. Aehnlich wie die Amerikaner hinſichtlich der Herſtellung ihrer Wäſche von dem Geſchmak der Chineſen abhängen. Aber dagegen hilft kein Schreien, ſondern Schreiben; nicht Aufbegehren, ſondern Selbſt-Waſchen. Hier heißt es Selbſt-die-Feder-in-die-Hand-nehmen, Schurnale-Gründen, Teater-Bauen, Drukereien-Kaufen, Selbſt-Dichten, Selbſt-Dramen-Schreiben. Könt Ihr das nicht, dann könt Ihr der Fremden gar nicht entbehren. Der jüdiſchen Nüanße werden wir in Europa überhaupt nicht entraten können. So wenig wie der China-Rinde, des Morfjums und des Tabaks. Aber auch in politiſcher Beziehung wäre eine Maſſen-Auswanderung der Juden ein Verluſt für uns. So lange wir in Zeitläuften wie den heutigen leben, wo die Fürſten ſich für Gott erklären, und das Volk für Drek halten und es dementſprechend behandeln, und in dieſem Volk ſich Niemand dagegen wehrt, können wir dieſer "Fremden" mit ihrer uralten Vergangenheit und politiſchen Abgeſchliffenheit gar nicht entbehren. Sie mit ihrem ſo viel reineren Gottes-Begriff und ihren von allem abergläubiſchen Menſchenwerk gereinigten metafiſiſchen Anſchauungen werden für die Vergottungs-Gelüſte der abendländiſchen Fürſten, da wo das abendländiſche Volk gläubig anſtaunt, nur einige Heiterkeits-Anwandlungen haben. Und wenn einmal die Zeit kommen wird, wo der oben angeführte Saz ſeine Umkehrung erfährt, wenn einmal ein Verwegener kommen wird, der behauptet, daß das Volk Gott und die Fürſten Drek ſeien, werden vielleicht die Juden die einzigen ſein, dieſen Spruch zu begreifen, und vielleicht die einzigen ſein, für dieſen Spruch den unentbehrlichen chorus abzugeben. — Schimpft mir alſo nicht ſo viel über die Juden! —

Aus Berlin schreibt man uns: „Verzeihen Sie, Verehrtester Herr, wenn ich mich an Sie wende, um in einer Sache zu Worte zu kommen, die hier in Berlin ziemliches Aufsehen gemacht, und die allerverschiedensten Urtheile — durchweg grundfalsche — hervorgerufen hat. Was ich Ihnen hier schreibe, ist meine Meinung, die von den hervorragendsten Blättern, wie „Voßische Zeitung", „Berliner Tagblatt" u. a. als nicht verwendbar zurückgewiesen wurde. Sie können schon daraus ermeßen, daß meine Ansicht nicht weit von der Wahrheit entfernt ist, denn die Wahrheit wird bekanntlich nie gedruckt. Es handelt sich um die Versümmlung der Fürstendenkmäler in der Siegesallee. Wie Sie wißen, wurden hiebei mehreren nebensächlichen Figuren Nasen und Ohren abgeschlagen. Die Sache hat ziemlich viel Staub aufgewirbelt. Ich hoffte, gleich in den nächsten Tagen in den Zeitungen zu lesen, daß von Hohenlohe und von Miquel und sonstige entbehrliche und den Fortschritt hemmende Minister ihre Demißion gegeben hätten. Denn gegen sie richtete sich doch das Zerstörungswerk, das hier in einer symbolischen Weise sich kundgab. Wer wären denn sonst die Neben-Figuren gewesen? Aber nein, nichts Dergleichen! Alles geht seinen gewöhnlichen — sehr gewöhnlichen — Gang. Sie haben gewiß mit vielem Beifall bemerkt — oder erfahren — daß die Majestäten selbst bei dieser escarmouche unverlezt geblieben sind. Das redet doch ganze Museen! Glaubt man etwa, daß dem betreffenden Symboliker die Hauptpersonen zu hoch erschienen seien, daß dieselben außerhalb des Bereiches seiner Wirksamkeit gewesen seien, daß er sie nicht habe erreichen können? Wohl kaum. Ein Mann, der so mit dem Hammer philosophirt, hätte sich auch an das Höchste gewagt. Nein, dieser edle und stolze Zerstörer von hinderlichen Ecken und Vorsprüngen, dieser Edel-Anarchist in Marmor — wenn Sie mir den Ausdruck gestatten — wollte damit andeuten, daß die Neben-Figuren zu verschwinden haben, und daß dem Genius des Jahrhunderts in seinem unvergleichlichen Walten und Wirken für die Zukunft des deutschen Volkes freie Bahn gelaßen werde. Meinen Sie nicht auch? Ich glaube nicht, daß ich mit dieser meiner Ansicht allein stehe. — Es käme noch die Frage in Betracht, wer es etwa gewesen sein könne, der in so entschloßener Weise seiner Meinung Ausdruck verliehen, und welcher Partei der Betreffende etwa angehören könne. Ganz gewiß ist es kein Konservativer gewesen, wie man auf den ersten Augenblick meinen könnte. Nein, ganz gewiß nicht! Die übrigen Parteien sind sowieso ausgeschloßen. Wer war es denn nun? Leichtmöglich war es Einer aus dem geheimen Militär-Kabinet der Majestät, denn ein Solcher konnte doch zuerst von den Zielen und dem Kurs, den das heutige Staatsschiff in Deutschland durch die trüben und dunklen Gewäßer des Schicksals und der Socialdemokratie zu nehmen hat, Kenntnis gehabt haben. Wahrscheinlicher aber dünkt mir, daß es ein echter, rechter, braver, treuer, teutscher Mann gewesen ist, der seinem Groll und seiner Erbitteruug über die heutigen traurigen Zustände in Deutschland, wo der Parlamentarismus sich in Alles hineinmischt, Luft hat machen wollen. Meinen Sie nicht auch? Ich war es übrigens nicht! — Ich würde mich freuen, wenn Sie vielleicht Das zum Abdruck bringen wollten, um dazu mitzuhelfen, dem Wahren und Edlen in unserem Jahrhundert freie Bahn zu machen.

Genehmigen Sie, Verehrtester etc. (Unterschrift unleserlich.)



Proleten-Weisheit.

Ich kann es nicht leugnen: Regierung muß sint,
doch muß auch 'mal Revoluzjon sint —
nach langem Frieden und Sklavendruk
muß auch einmal Sensazjon sint.

Es muß auch stete Entwiklung sint,
ich kann es nicht leugnen, ich löge,
was wär' sonst die ganze Wißenschaft wert,
wenn sie jählings zum Teufel flöge?

Doch muß auch ein wenig Katastrofe sint,
daß die Ausnahm' die Regel beweise —
selbst wenn sie den ganzen Ordnungsgang,
klapps! über den Haufen schmeiße . . .

Ludwig Scharf.

NB! Die „Zürcher Diskußionen" erscheinen ca. alle vier Wochen zum Preise von 60 Pfg. — 75 ctms. — pro Nummer und sind durch alle Buchhandlungen, oder direkt vom unterzeichneten Verlag gegen Einsendung des Betrages (Briefmarken), zu beziehen. Die Jahresserie mit 12 Nummern kostet M. 6. — 7 francs. 50 ctms. — Wegen der früher erschienenen Nummern wolle man sich direkt an den Verlag wenden. — Der postalische Verkehr des Auslandes mit der Schweiz steht unter dem Zeichen des Weltpost-Vereins!

Vom zweiten Jahrgang sind erschienen:

No. 13—15 Karl Ludwig Sand, eine biografisch-psichologische Darstellung, von Louis Andrée (Paris).

" 16—17 Heine und Platen, eine Revision ihrer literarischen Prozeßakten, von Max Kaufmann (Hamburg).

" 18—19 Vrenelis Gärtli [der Venusberg], eine Zürcher Begebenheit, von Oskar Panizza (Paris).

No. 20—21 Juliane Dery und was sie gemordet, von Sven Heidenstamm (Paris).

In Vorbereitung befinden sich:

" 22—24 Bruchstüke aus Hans Jäger's „Syk Kjaerlihet" [Kranke Liebe], übersezt und eingeleitet von Dr. Gustav Morgenstern (Leipzig), nebst Titelblatt und Inhalts-Verzeichnis zum II. Jahrgang.

Zürich IV
Tannenstraße 17.

Verlag der Zürcher Diskußionen.



Druk von J. Schabelitz in Zürich.



No. 22. [Zweiter Jahrgang.] 1899.

Nachdruk verboten.

Zürcher Diskußionen.

Viragines oder Hetären?

von Fanny Gräfin zu Reventlow (München)*.

> „Tout cela est fâcheux. Et, dussé-je passer pour être d'une moralité trop légère, j'en reviens volontiers à la ‚galanterie', c'est-à-dire à cette chose mal définissable, où entraient le désir, le goût vif, l'esprit, la volupté, une pointe de tendresse, et qui se défendait de la douleur, de la mélancolie et des crises du désespoir. La vie moderne est si dure, si âpre, les idées générales ont de si cruelles incertitudes que je me risque comme un remède à conseiller, à louer l'amour sans inquiétude, sans souci du lendemain, sans drame ni crise, rieur et tolérant tout au plus une larme furtive qu'on peut ne pas voir sans être cruel . . ."
>
> *COLOMBA*, dans l'*Echo de Paris.*

Darüber, was Frauen ziemt, sind die Ansichten wol noch nie so weit auseinander gegangen wie in unseren Tagen, wo die Emanzipazjon und gleichzeitig die Modernität auf erotischem Gebiet immer weitere Kreise zieht und diesen beiden gegenüber hartnäkiger wie je das Filisterjum auf seinen Zopfanschauungen und Zopfgebräuchen behart, wie die bekante hipnotisierte Henne, die sich nicht traut, über den Kreidestrich hinauszugehen.

Und all' diese verschiednen Anschauungen und ihre verschiedne Betätigung rufen allgemeine Streitstimmung hervor und verwirren manches harmlos neutrale Gemüt. Wer hat Recht und wer hat Unrecht? — Und was ist hier das Rechte und was das Unrechte? — so halt es hin und wider, denn wir ordnungsliebenden Europäer halten es nun einmal für notwendig, das bei jeder Gelegenheit festzustellen.

Natürlich ist keine der streitenden Parteien auch nur einen Augenblik darüber im Zweifel, daß ihre Ansicht die alleinseligmachende ist. Diese Ueberzeugung gehört ja überhaupt zum Begriffe einer „Partei", wie die Schale zum Ei. Das Einzige, worauf es in Wirklichkeit im realen Leben ankomt, ist: ob man als Partei stark genug ist, um die anderen Parteien unterzukriegen und mundtot zu machen.

Im Großen und Ganzen ist das Filisterjum bis jetzt wol immer noch die stärkste geblieben und wird es wol auch immer bleiben, denn Ruhe, Ordnung und „erbärmliches

*) Dieser und die folgenden Aufsäze waren bereits fertig gestelt, als in Folge von Umständen, die auserhalb der Machtbefugniße des Herausgebers lagen, eine Unterbrechung im Erscheinen der Zürcher Diskußjonen stattfinden muste.

Behagen", ist das, was den Menschen im Allgemeinen am meisten imponirt und ihnen als erstrebenswertestes Ziel des Lebens gilt.

In den Schichten der Gesellschaft, die man innerlich und äußerlich zum Filisterjum, zur Burschoisie rechnen kann, ist man sich völlig klar darüber, was der Frau ziemt und ansteht. Da gibt es keine Zweifel und keine entgegengesezten Meinungen. Vor allem handelt es sich darum, daß das Leben sich möglichst glatt und anständig ohne lärmende Konflikte abwikelt. Die erste Bedingung dazu ist, daß von der Frau möglichst wenig Wesens gemacht wird. Daß sie sich ihren tadellosen Ruf bewahrt und einen gutsituirten Mann, also eine auskömliche Versorgung bekomt. — In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesez und die Profeten.

Als kleines Mädchen artig in die Schule und manierlich mit Eltern oder „Fräuleins" spazieren gehn, als großes Mädchen je nach den Verhältnißen als Nuzobjekt oder Dekorazjonsgegenstand im Hause figurieren, als Braut sittig errötend an der Aussteuer nähen, als Frau dem Gatten sorgend und liebend zur Seite stehen, den Pflichten des christlichen Ehebettes nach bestem Vermögen nachkommen und ihre Kinder zu derselben trostlosen Lebenslangeweile erziehen. Klar und deutlich ist der Weg ihr vorgezeichnet, etwaige Freiheits- oder Lustbestrebungen werden rechtzeitig unterdrükt, wo sie aber dennoch die Oberhand behalten, wird das räudige Schaf bald möglichst aus der Gemeinde entfernt — zur Freude der Gottlosen, denen ein Sünder lieber ist wie 99 Gerechte.

Ein zweifellos intereßanteres Gebiet wie das eben berührte ist die Emanzipazjon — dieses Heer von bewegten und bewegenden Frauen, die statt Kochlöffel und Nähnadel das Schwert der Rede und Agitazjon ergriffen haben, und der ganzen Welt zum Troz sich selbst und ihre Mitschwestern „befreien" wollen.

Befreien — wovon und wozu? — Von der Sklaverei des Mannes, unter der das Weib seit Jahrhunderten schmachtet — so lautet die übliche Antwort — Von der sozjalen und geschlechtlichen Sklaverei.

Die Frauenbewegung hat wie alle Dinge ihre zwei Seiten. Das Streben, die Frauen der arbeitenden Klaßen aus ihrer Misere zu befreien, ihnen beßere Lebensbedingungen, höhere Löhne zu schaffen, sich der Kinder und Wöchnerinnen, besonders der unehelichen, anzunehmen, Alles das ist der sogenante berechtigte Kern der ganzen Bewegung, dem wohl kein vernünftig und human denkender Mensch seine Anerkennung versagen wird. Es sind das Gebiete, wo ein Zusammenwirken mänlicher und weiblicher Kräfte geboten ist und durch daselbe gewiß unendlich viel geleistet werden kann.

Aber die „kämpfenden Frauen" würden sehr empört sein, wenn man ihnen zumuten wolte, sich darauf zu beschränken. Die Hauptkraft der redenden, schreibenden und agitirenden Bewegung konzentrirt sich auf die Befreiung der gebildeten, gutsituirten Frau, auf den Kampf um die Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geschlechter, die durch höhere geistige Schulung der Frau, durch Errichtung von Mädchengymnasien, Zulaßung zum Studjum und zu den verschiednen Berufen erreicht werden soll.

Die extremsten Bewegungsdamen haben die Behauptung aufgestelt: Das Weib kann Alles, was der Mann kann, es ist nur durch jahrhundertelange Unterdrükung und Gewohnheit um die Möglichkeit zu fisischen und geistigen Kraftleistungen gebracht worden.

Man stelle doch nur einmal einen wirklichen normalen Mann und ein wirkliches normales Weib, wie sie Gott erschaffen hat, nebeneinander und frage sich: Können zwei Wesen, die so verschieden geartet, gebaut, in jeder Beziehung so verschieden konstruirt sind und so verschieden funkzioniren — können diese zwei Wesen jemals gleichberechtigt, d. h. mit dem gleichen Erfolg zur gleichen Betätigung gebracht werden? Hat es irgend einen Zwek und würde es sich in irgend einer Beziehung lohnen, das zu versuchen, eines von ihnen nach dem andern zu modifiziren, die Geschlechtsunterschiede, die alle andren bedingen, zu verwischen, damit Eines dem Andren ähnlicher wird? —

Wozu hat die Natur denn überhaupt mänliche und weibliche Wesen mit ihrer ewigen Verschiedenheit hervorgebracht? Wozu der anatomische Unterschied, der den Mann von vornherein zum Angreifenden, Ausübenden und das Weib zum Empfangenden, sich Unterwerfenden macht?

Die geschlechtliche Attake ist die Urleistung des Mannes, die nur er auszuüben vermag und von der aus sich sein ganzes Wesen und seine ganze Stellung in der Welt gebildet und entwikelt hat. — Das Weib erwartet, verlangt sie, gibt sich ihr hin. Das ist seine Funkzjon. Und warum soll in dieser äußerlich paßiven Rolle etwas Erniedrigendes liegen? Für diejenigen Frauen, die der Psichjater als natura frigida bezeichnet, mag es ja sein. Gut, so sollen sie es eben bleiben laßen. Aber für jedes, wahrhaft erotisch empfindende Weib liegt gerade ein unendlich feiner Reiz darin, den stärkeren Gegner im Liebeskampf anzureizen, zu versuchen und sich ihm dann in selbstvergeßnem Rausch zu schenken. Und sie wird im entscheidenden Augenblik durchaus nicht das Gefühl einer Niederlage haben — im Gegenteil, die Bejahung des Lebens ist immer ein Siegesgefühl.

Wir haben vorhin gesagt, daß das Wesen und die Stellung des Mannes im Großen und Ganzen durch diese eine Urleistung bestimt wird. Alle Angriffsposizjonen und Angriffsberufe haben von jeher ihm zugehört, Soldat, Preiskämpfer, Polemiker 2c. Es heißt nicht umsonst im Sprichwort: „den Mann stellen". Es wird niemand in den Sinn kommen, statt deßen zu sagen: „das Weib stellen", oder „den Menschen stellen".

Aehnlich verhält es sich auch mit anderen, auf anatomischen Unterschieden begründeten Leistungen, z. B. dem Baß- und Tenorsingen, das auf der mit der Geschlechtsdifferenz gegebenen Anlage des Kehlkopfes und der Stimmbänder beruht, oder dem Schnelllaufen, das auf der senkrechten Stellung der Oberschenkel beim Manne beruht. — Mit der häufigeren Uebung im Angriff und in allen gewaltsamen Leistungen ist dann selbstverständlich auch eine höhere Ausbildung (und Vererbung) der fisischen Kraft und der Muskulatur gegeben.

Wir wollen gewiß nicht bestreiten, daß es manche Leistungen gibt, deren beide Geschlechter fähig sind, wie mäßige Muskelanstrengungen, Holzspalten, Waßertragen, überhaupt alle häuslichen Arbeiten, die ja immerhin ziemliche Kraft erfordern, auch Radeln, Berge steigen 2c.

Wo es aber auf schwere körperliche Leistungen ankomt, liegt die Sache doch wesentlich anders. Man braucht ja nur einmal diese schwerarbeitenden Frauen der unteren Stände anzuschauen, die außerdem noch jedes Jahr ein Kind zur Welt bringen, um einzusehen, daß der weibliche Körper dem nicht gewachsen ist, daß er dabei aus der Form und allmählig zu Grunde geht. Uebrigens sieht man selbst bei dem Landvolk, wo doch die weibliche Arbeitskraft nach

Möglichkeit ausgenuzt wird, nur selten, daß die Frauen zu gewißen Kraftleistungen, beispielsweise zum Pflügen, herangezogen werden, ebenso, daß unter den Akrobaten, Atleten rc. das weibliche Geschlecht nur in der Minderheit vertreten ist. Alle diese Tatsachen deuten doch darauf hin, daß das Weib, mit einigen wenigen Ausnahmen vor allen Leistungen, die ein hohes Maas von Muskelkraft, Schnellkraft und Behendigkeit erfordern, zurückschrekt. Und Ausnahmen stoßen bekantlich die Regel nicht um.

Wenn wir auf das geistige Gebiet übergehen, so klingt die Behauptung der Frauenrechtlerinnen, daß die Frau daselbe zu leisten imstande sei wie der Mann, immerhin etwas plausibler, aber wol hauptsächlich deshalb weil das Gegenteil schwerer zu beweisen ist. Es komt ja schließlich heutzutage öfters vor, daß Frauen troz mangelhafter Vorbildung irgend ein Studjum glänzend absolviren, also auf einem oder dem andren geistigen Gebiet daselbe fertig bringen wie ein Mann. Aber, — es ist ein großes Aber dabei, das den ganzen Beweis zu nichte macht: das Leben komt zu kurz dabei. Der Mann ist neben seinem Studjum oder Beruf noch imstande zu genießen, zu lieben, seine Funkzjon als Mann auszuüben. Das kann die Frau nicht. Sobald sie zum Beispiel Mutter wird, ist es aus mit dem Studjum oder wenigstens legt die Mutterschaft ihr starke Beschränkungen auf. Die Frau, die mit dem Manne erfolgreich konkuriren will, kann also wiederum nicht als auf gleicher Stufe mit ihm stehend betrachtet werden. Greift doch nur in's volle Menschenleben hinein, denkt Euch einen fetten, fröhlichen Corpsstudenten, der Tag und Nacht im Wirtshaus sizt, trinkt, liebt, paukt und es doch schließlich zum Arzt, Anwalt oder sonst irgend einem Beruf bringt, und daneben eine Studentin, die Studentin trinkt nicht, liebt nicht, sie lebt nur in ihrer Arbeit und für ihre Arbeit, als Weib zählt sie nicht mehr mit. Der liebenswürdige Tipus der studierenden Geliebten, den Wolzogen in seiner Claire de Vries im „Dritten Geschlecht" schildert, begegnet uns im Leben fast nie. Wir lernen in der Praxis immer nur überarbeitete, nervöse Berufsfrauen kennen, die der Welt und ihrer Lust abhold sind, weil sie eben beides nicht miteinander vereinigen können. Es soll das nicht etwa eine Verhöhnung der arbeitenden Frauen, d. h. derjenigen, die wirklich arbeiten müßen, sein. Die Energie und die Selbstverleugnung, die manche von ihnen an den Tag legen, mag ja höchst anerkennenswert sein, aber ein erfreuliches Bild ist es nicht.

Dabei wird die Zulaßung zum mänlichen Studjum und den Berufen mit einer Vehemenz verfochten, als ob der Menschheit bedeutend auf die Beine geholfen würde, wenn es weibliche Aerzte, Anwälte, Richter rc. gäbe. Besonders weibliche Aerzte „weil das Schamgefühl mancher Frauen sie hindert, sich einem mänlichen Arzt anzuvertrauen." Warum sucht man nicht lieber den Frauen dieses falsche Schamgefühl abzugewöhnen, hinter dem doch nur Dummheit oder Lüsternheit stekt. Eine normal empfindende Frau schämt sich gewiß weit eher vor einem weiblichen Arzt.

Und weibliche Richter und Anwälte — ich glaube, der Gedanke, vor einem Forum von sittenstrengen Geschlechtsgenoßinnen abgeurteilt zu werden, möchte zahllose Sünderinnen zum Selbstmord oder zum Meineid treiben.

Das Argument, daß einer der genanten Berufe die Frau befähigen soll, sich eine günstigere, pekunjäre Lage zu schaffen, steht ebenfalls auf thönernen Füßen. Die blaße Möglichkeit, nach absolvirtem Studjum einen solchen Beruf überhaupt zu erlangen, ist wenigstens

in Deutschland eine seltne Ausnahme. Es würden also viele Frauen studiren und nur wenige ihren Beruf ausüben können, somit eine Summe von Geld, Zeit und Kraft verloren gehn, die anderweitig beßer angewendet werden könten. Daß eine Frau überhaupt aus Not zum Studium greift, komt schwerlich vor, sie studirt eben lediglich aus Begeisterung oder um die Welt von ihren Fähigkeiten zu überzeugen.

Bisher jedenfalls ist ausschließlich von der gleichen geistigen Befähigung geredet, geschrieben aber weiter nichts bewiesen worden, als daß eine verschwindend kleine Zahl von Frauen Gymnasien durchmachen, Examina ablegen und eventuell auch einen Beruf ausüben können. Voilà tout!

Weibliche Denker, Filosofen, Erfinder, kurz das „Weibschenie" auf geistigem Gebiet ist uns noch nicht vorgeführt worden. Wenn man dies nur auszusprechen wagt, so wird unfehlbar Sonja Kowalewska zitirt. Gewiß, sie hat mehr gekont und mehr geleistet wie mancher begabte Mann, aber ihre Lebensgeschichte ist der beste Beweis für das vorhin Gesagte — wie sie selbst förmlich unter ihrer Begabung und Wißenschaft gelitten und sich nach ganz andrem Lebensinhalt gesehnt hat. Und überdies ist die Kowalewska eine Erscheinung, wie sie in Jahrhunderten vielleicht ein einziges Mal vorkomt, während es fast zu allen Zeiten genial begabte Männer gegeben hat. Und daß von diesen Einer an dem Zwiespalt zwischen seiner eigentlichen Lebensanlage und seiner Wißenschaft zu Grunde gegangen wäre, ist mir nicht bekant.

In Kunst und Literatur ist es mit den weiblichen Leistungen vielleicht etwas beßer bestelt. Künstlerisches Gefühl, Geschmak 2c. ist immerhin etwas, was sich bei der Frau noch eher findet wie überwiegendes Denken. Und doch, — was ist denn bis jezt auf künstlerischem Gebiet von Frauen geleistet worden? Hier und da ein gutes Porträt, eine fein empfundne Landschaft oder ein wirklich lebenswahrer Roman — aber wo ist etwas Hervorragendes, wovor man unwillkürlich stehen bleibt, was einen wirklich pakt und bis ins Innerste hinein durchschauert? Wie zum Beispiel bei Klinger, Rops, Dostojewsky, Garborg, Hamsun? —

„Ja, aber Marie Baschkirzew! erwidert der Kohr der Frauenrechtlerinnen. — Wieder nur Eine, eine Ausnahme, ein Fänomen, weil in ihr sich Schönheit, Erotik und leidenschaftliche Begabung vereinigt — ein Fänomen von dem man aber nicht weiß, was schließlich noch daraus geworden wäre: eine große Künstlerin, eine große Geliebte, oder beides — oder keines von beidem.

Eine Frau, die in der Kunst etwas leisten will, sich berufen fühlt, darin etwas zu leisten, hängt mehr wie bei allen andren Berufsarten davon ab, wie sie zum Leben steht. Wer das Leben nicht kent, wer nicht Schuld und Schmerzen, wer nicht Verzweiflung und schwindelndes Glük an sich selbst erfahren hat, wird nie und nimmer etwas schreiben oder bilden können, was in der Seele anderer die tiefen Schauer des Lebens auslöst. Wo das nicht der Fall ist, kann auch nicht von Kunst gesprochen werden.

Es gibt aber doch Frauen genug, die das Leben kennen gelernt haben in all seinen Höhen und Tiefen, wird man mir einwenden. Ja, die gibt es, aber meist bleiben sie als gebrochne Existenzen am Wege liegen, wenn sie nicht wenigstens die Mittel besizen, um ganz unabhängig zu leben, jeder Kritik und jedem Lästermaul die Stirne zu bieten, mit einem Wort: um auf die Gesellschaft zu pfeifen. Denn alle tiefgehenden Erlebniße nehmen die Frau, eben infolge ihrer fisischen Beschaffenheit mehr mit wie den Mann. Und dann: jede Frau

die sich ausleben will, muß den Kampf gegen eine erdrükende Uebermacht, gegen die Gesellschaft aufnehmen. Eine Frau, die eine Vergangenheit und womöglich noch eine Gegenwart hat, ist vor der Gesellschaft gleich dem Manne, der im Zuchthaus geseßen ist.

Das einzige künstlerische Gebiet, wo die Frau wirklich Gleichwertiges mit dem Mann leistet, ist jedenfalls die Bühne — der eklatanteste Beweis, daß sie nur da etwas zu sein und zu leisten vermag, wo sie ihrem Geschlecht und ihrer aus demselben hervorgehenden Veranlagung keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Und das ist von allen Künsten nur bei der dramatischen der Fall; das Materjal, mit dem sie hier zu arbeiten hat, ist sie selbst, ihr eigner Körper, ihre Stimme, ihre Bewegungen, und der Mann ist hier nicht der Konkurent, mit dem sie ihre Kräfte meßen soll, sondern wie im Leben der Partner, der Mitspielende. Und ferner, was von großer Bedeutung ist, die Schauspielerei ist keine eigentlich produktive Kunst, es handelt sich nur um die Auffaßung, das Sich-hineinleben, Nachempfinden. Wir haben große Schauspielerinnen und große Tänzerinnen, aber keinen bedeutenden weiblichen Komponisten oder Dramatiker.

Alles das zeigt uns so deutlich, daß die Natur sich nicht dreinreden läßt. Und wo man ihr dennoch dreinredet, da rächt sie sich. Was komt denn dabei heraus, wenn man es wirklich durch Gewohnheit und Training dahinbringt, daß es im nächsten Jahrhundert Frauen gibt, die ebenso schwere Lasten heben oder (pardon, messieurs!) ebensoviel Ballast im Gehirn herumschleppen wie mancher hochgelahrte Mann? Daß die Frau selbst nichts von ihrem Leben hat, daß die Gaben des Genußes, die die Natur in sie gelegt hat, ungenoßen verkümmern, daß sie für den Mann allen Reiz verliert und die Welt immer langweiliger und geschlechtsloser wird?

Das Eine ist ja richtig, und das mag Jeder, der nicht die Gottesgabe besizt, die Dinge so zu nehmen, wie sie nun einmal sind, als Ungerechtigkeit empfinden. Der Mann hat die Stellung die ihm von Naturwegen zukomt, er ist überall der Herschende, Angreifende, in allen Lebenslagen, in allen Berufen. Er hat sozusagen das Element, und die Möglichkeit, in dasselbe zu gelangen, ist gegeben. Er kann leichter zu seinem Recht als Mann und als Mensch kommen wie die Frau zu ihrem Recht. Sie ist nicht zur Arbeit, nicht für die schweren Dinge der Welt geschaffen, sondern zur Leichtigkeit, zur Freude, zur Schönheit — ein Luxusobjekt in des Wortes schönster Bedeutung, ein beseeltes, lebendes, selbstempfindendes Luxusobjekt, das Schuz, Pflege und günstige Lebensbedingungen braucht, um ganz das sein zu können, was es eben sein kann. Für den harten Kampf mit dem Dasein sind wir nicht gemacht, das weiß auch jede Frau, die durch die Verhältniße zu solchem Kampf gezwungen ist. Sie leidet darunter, weil sie fühlt, daß es gegen ihre Natur ist. Wenn wir die kurze Zeit des Lebens damit ausfüllen, Männer zu lieben, Kinder zu bauen und an allen leichten erfreulichen Dingen der Welt teilzunehmen, so haben wir genug getan, und dafür, daß wir unsre Kraft und unsren Körper den Männern und Kindern geben, verdienen wir, daß man uns das Leben äußerlich so leicht gestaltet wie nur möglich. Wir sind dazu da, es gut zu haben und uns nicht plagen zu müssen. Aber statt deßen sind Tausende und Abertausende von Frauen gezwungen, sich um das tägliche Brod zu schinden und abzurakern, sich Körper und Geist durch übermäßige Anstrengungen zu zerstören und auf ihren Reiz und ihre Funkzjon als Weib ganz oder teilweise zu verzichten. Darin liegt das Verkehrte, das Unmenschliche, die Grausamkeit gegen das

Weib. Darüber solte man sich entrüsten und wehklagen, wenn doch einmal gewehklagt werden muß.

Vielleicht entsteht noch einmal eine Frauenbewegung in diesem Sinn, die das Weib als Geschlechtswesen befreit, es fordern lehrt, was es zu fordern berechtigt ist, volle geschlechtliche Freiheit, das ist, freie Verfügung über seinen Körper, die uns das Hetärentum wiederbringt. Bitte, keinen Entrüstungsschrei! Die Hetären des Altertums waren freie, hochgebildete und geachtete Frauen, denen niemand es übelnahm, wenn sie ihre Liebe und ihren Körper verschenkten an wen sie wolten und so oft sie wolten und die gleichzeitig am geistigen Leben der Männer mit teilnahmen. Das Christentum hat statt deßen die Einehe und — die Prostituzjon geschaffen. Leztere ist ein Beweis dafür, daß die Ehe eine mangelhafte Einrichtung ist. In einem Teil der Frauen sucht man von Jugend auf durch die christlich-moralische Erziehung das Geschlechtsempfinden abzutöten oder man verweist sie auf die Ehe mit der Behauptung, daß die Frau überhaupt monogam veranlagt sei. Gleichzeitig richtet man die Prostituzjon ein, zwingt also den andern Teil der Frauen poligam zu sein, damit den Männern geholfen werde, für die wiederum die Ehe unausreichend ist. Der Geschlechtstrieb und seine Befriedigung überhaupt wird als ein notwendiges Uebel hingestelt, dem so oder so abgeholfen oder gesteuert werden müße. In der Ehe wird er zur Pflicht gestempelt, außerhalb derselben verpönt oder seine Befriedigung in möglichst unästetische Formen, wie unsre heutige staatlich konzeßjonirte Prostituzjon gebracht. So geht mir doch mit der Behauptung, die Frau sei monogam! — Weil Ihr sie dazu zwingt, ja! Weil Ihr sie Pflicht und Entsagung lehrt, wo Ihr sie Freude und Verlangen lehren soltet. Weil Ihr kein Schönheitsgefühl im Leibe habt. Was ist denn ästetischer und im wahren Sinne moralischer: wenn Ihr Eure blühenden Mädchen zu abgestorbenen Gespenstern macht und Eure Söhne ins Bordell schikt, oder wenn Ihr sie sich mit einander in Schönheit ihres Lebens freuen laßt?

Nun Gott sei Dank, unsere christliche Gesellschaftsmoral hat sich mehr wie gründlich überlebt, die lezten Jahrzehnte, die moderne Bewegung hat die junge Generazjon wieder etwas von der mutigen Frohheit des Heidentums gelehrt. Wir haben angefangen die alten Gesezes-Tafeln zu zerbrechen.

Warum solte das moderne Heidentum uns nicht auch ein modernes Hetärentum bringen? Ich meine, den Frauen den Mut zur freien Liebe vor aller Welt wiedergeben? In Frankreich ist man uns in dieser Beziehung, in der erotischen Kultur jedenfalls weit voraus. Wir Deutschen müßen uns erst das schwere Blut, das kalte nordische Schuldbewußtsein und Verantwortungsgefühl abgewöhnen.

Und um wieder auf die Frauenbewegung zurükzukommen: sie ist die ausgesprochne Feindin aller erotischen Kultur, weil sie die Weiber vermänlichen will. Sie will unsern blutarmen, höheren Töchtern durch Gimnasjum und Studjum das bischen Geschlecht noch völlig abgewöhnen, womöglich durch ihre idealen Forderungen à la Björnson's „Handschuh" auch die Männer zur Askese erziehen.

Es kann einem angst und bange werden, wenn man diese „Extremsten" in geteiltem Loden-Rok und gestärkter weißer Weste auf den Kateder steigen und mit einer Stimme wie eine Baß-Klarinette über „Das Woib" reden hört. Sie meinen ja gar nicht das Weib, sie wollen ja gar nicht das Weib. Gott weiß, was sie überhaupt wollen. Es ist uns aus guter

Quelle bekant, daß hier in München im vorigen Jahre eine Versammlung von Viragines stattfand, wo unter anderm auch die Frage aufgeworfen wurde, ob die Männer überhaupt noch zum Geschlechtsgenuß zugelaßen werden solten. Mit knapper Stimmenmehrheit, mit einer einzigen Stimme Majorität, wurde die Frage „für diesmal noch" bejaht, wenn auch unter manchen Einschränkungen. — Mein Gott, es fält uns ja nicht ein, die lesbische Liebe prinzipjell zu „verdammen." Der Verdammungsstandpunkt ist für uns moderne Heiden überhaupt ein überwundner. Unter der anmutigen Form, wie sie uns Pierre Louys in seiner „Aphrodite" schildert, sind wir gern bereit, sie als berechtigt anzuerkennen, als Bereicherung der Welt um ein grazjöses Laster. Aber an den Viragines unsrer Tage mit Herrenwesten und Lodenröken irgend ein ästetisches Wolgefallen zu finden — das ist zu viel verlangt.

Darwin erzählt uns, daß die englischen Schafzüchter sexuelle Zwischenformen aus ihrer Herde ausmerzen, weil sie weder schöne Wolle noch gute Hammelrüken liefern. Die Natur hat unter den Menschen bereits dasselbe getan. Die neusten Lehrbücher der patologischen Anatomie konstatiren, daß die Hermafroditen am Aussterben sind. Die Viragines, die bei uns die Männer abschaffen wollen, sind also wol zum gößeren Teil nur hermafroditische Geister, mit denen der gesund-erotische Geist des neuen Heidentums, dessen Sieg wir vom nächsten Jahrhundert erhoffen, bald aufräumen wird.



NB! Die „Zürcher Diskußionen" erscheinen ca. alle vier Wochen zum Preise von 60 Pfg. — 75 ctms. — pro Nummer und sind durch alle Buchhandlungen, oder direkt vom unterzeichneten Verlag gegen Einsendung des Betrages (Briefmarken), zu beziehen. Die Jahresserje mit 12 Nummern kostet pränumerando M. 6. — 7 francs. 50 ctms. [nur direkt durch den Verlag]. — Wegen der früher erschienenen Nummern wolle man sich, wenn die betreffende Buchhandlung keine Auskunft geben kann, direkt an den Verlag wenden. —

Vom zweiten Jahrgang sind erschienen:

No. 13—15 Karl Ludwig Sand, eine biografisch-psichologische Darstellung, von Louis Andrée (Paris).

„ 16—17 Heine und Platen, eine Revision ihrer literarischen Prozeßakten, von Max Kaufmann (Hamburg).

„ 18—19 Vrenelis Gärtli [der Venusberg], eine Zürcher Begebenheit, von Oskar Panizza (Paris).

„ 20—21 Juliane Dery und was sie gemordet, von Sven Heidenstamm (Paris).

„ 22 Viragines oder Hetären? von Fanny Gräfin zu Reventlow (München).

In Vorbereitung befindet sich:

No. 23—24 Das Rauschbedürfnis des Menschen, von Heinrich Pudor (Wasa, Finland), nebst Titelblatt und Inhalts-Verzeichnis zum II. Jahrgang.

Paris
13 rue des Abbesses

Verlag der Zürcher Diskußjonen.



Druk und Verlag der Zürcher Diskußjonen in Zürich.



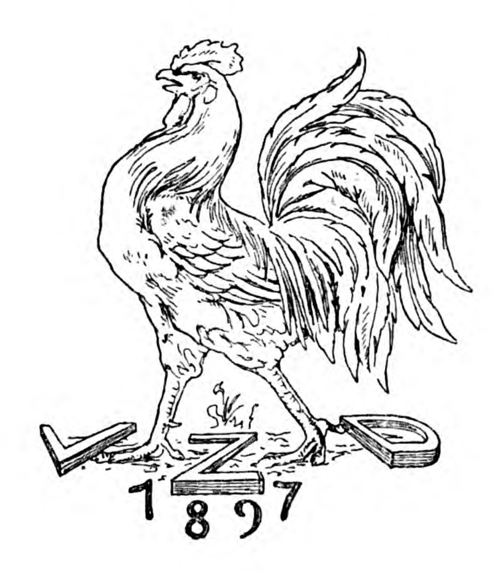
Flugblätter

aus dem

Gesamtgebiet des modernen Lebens



Zweiter Jahrgang
1899



Paris 1899
Verlag Zürcher Diskuszjonen.



No. 23—24.* [Zweiter Jahrgang.] 1899.

Nachdruk verboten.

Zürcher Diskußjonen.

Das Rauschbedürfnis im Menschen.

Von

Heinrich Pudor (Wasa, Finland).

Der Mensch hat vor dem Tiere die bewuste Willenstätigkeit voraus, die ihn in Allem, was er tut, wahl-frei macht und das Fundament alles Moralischen, die Verantwortung, erst möglich macht. Zugleich hat aber diese innere Sehkraft des Menschen etwas Nüchternes an sich, deßen er sich zu entschlagen versucht. Denn der Mensch ist ein geborener Feind alles Nüchternen. Das Wißen gibt Kraft, das Nichtwißen hat Reiz. Die Natur ist nicht am reizvollsten dann, wenn die Atmosfäre am klarsten ist, sondern dann, wenn sie in den feinen Schleier duftiger Keuschheit gehült ist. Man ist nicht am glüklichsten dann, wenn man weis, sondern dann, wenn man wißen will. Deshalb ist das Kind glüklicher, als der Mann. Das Wißen macht nicht glüklich, es macht eher unglüklich als glüklich. Denn es nimt die Möglichkeit der Ueberraschung fort, der Mensch läst sich aber so gern überraschen. Der Gedanke, daß etwas Unerwartetes statthaben kann, reizt ihn; er liebt es, von dem Unerwarteten vergewaltigt zu werden. Und gewiß kann man sich Alles schöner denken, als es in Wirklichkeit sein könte. An das Bild der Fantasie kann keine Wirklichkeit heran und der Blinde denkt sich die Farben schöner, als er sie sehen könte. Und wenn nicht unsere Fantasie bei dem Blik in die Wirklichkeit immer mithelfen würde und uns mehr sehen laßen würde, als da ist, würden wir von dieser noch viel weniger befriedigt sein. Die Fantasie kann uns zwar auch trübe Bilder vorspiegeln und die Wirklichkeit in schlechterem Lichte sehen laßen, aber schon ihre Wirksamkeit an und für sich beglükt uns. Wir lieben die Traumbilder, wir lieben im Nebel zu wandeln, das

* Diese und die folgenden Nummern waren bereits fertig gestelt, als in Folge von Umständen, die auserhalb der Machtbefugniße des Herausgebers lagen, eine Unterbrechung im Erscheinen der Zürcher Diskußjonen stattfinden muste.

Ungewiße, das Sein=Könnende reizt uns. Und deshalb lieben wir auch Alles, was diese Wirksamkeit der Fantasie in uns steigert. Der Blik zum gestirnten Himmel, wo wir eine Welt von Möglichkeiten und eine Möglichkeit von Welten sehen, reizt uns und erregt uns. Die Fantasie des Menschen hat sogar das Mögliche vergötlicht und Religjonen geschaffen, die dem Menschen an das zu glauben lehren, was nicht wirklich, aber möglich ist, was sein könte. Der Glaube macht selig, sagt man; bei dem Glauben ist aber die Kraft der Fantasie das Wesentliche. Man „glaubt" nicht an die Natur, wie sie wirklich ist, aber an einen Gott, wie er möglich ist. Dieser Glaube macht glüklich, weil er mehr gibt, als vorhanden ist. Das Wißen ist grausam penibel, akurat und matematisch, es gibt Dir keinen Deut mehr, als da ist. Der Glaube macht Dich reicher, er öfnet Dir eine Welt von Möglichkeiten, er verspricht Dir Alles, was Du Dir wünschst. Ist das Gefühl des Wunsches sehr stark, so schaft es die Sehnsucht, und es gibt auch eine Glaubenssehnsucht. Auf der anderen Seite kann das Wißen selbst der Fantasie, dem Wunsch und der Sehnsucht dienstbar gemacht werden: man wünscht zu wißen, man hat Wißensdurst. Dieser Wißensdurst macht den Menschen weit glüklicher als das Wißen selbst, weil er noch von der Fantasie begleitet wird.

Diese Wirksamkeit der Fantasie ist nun begleitet von Gemütszuständen, die wir etwas zu analisiren suchen müßen. Die Fantasie ist gewißermasen der Blik ins Innere, sie ist die Sehkraft des Wunsches. Sie tritt in Wirksamkeit, wenn der Wunsch uns innerlich erregt hat. Sie ist eine Kraft, die nur im Zustande der Erregung möglich ist. Wenn sie sehr stark wird, kann es kommen, daß wir „schwärmen". Das Blut begint alsdann zu gähren und wir sprechen auch wol von einer „heisen", von einer „glühenden" Fantasie. Wir vergeßen alsdann die Ausenwelt, wir ziehen uns auf uns selbst zurük, der Blik wird rükgängig, nach innen gerichtet: die Fantasie schaft sich ihre eigene Welt, die man Innenwelt nent. Rein fisisch ist dieser Zustand nicht nur von einer Erhizung des Blutes, sondern auch von einer Beschleunigung des Blutumlaufes begleitet. Man fühlt sich in Folge dessen „erhoben", und es kann kommen, daß das Herz in Folge der Blutwallungen sich zusammenkrampft, daß es in der Brust „hüpft", daß es die Brust zu zersprengen droht. Alle unsere geistigen Kräfte sind alsdann konzentrirt in der Vorstellung des Wunsches: wir wünschen mit solcher Kraft, daß wir uns das Gewünschte vorstellen — das ist Fantasie. Wir sind durstig mit unserer Seele und bilden uns ein, man gibt uns zu trinken. Das, von dem wir wünschen, es möchte in der Ausenwelt existiren, bilden wir in uns und deshalb nennen wir diese Vorstellungsfähigkeit auch Einbildungskraft. Sie beseligt uns deshalb, weil sie das, von dem wir wünschen, es möchte in der Ausenwelt existiren, in unserer Innenwelt schaft. In dem Zustande hochgradiger Fantasieerregung können wir augenblikliche Empfindungen von solcher Seligkeit haben, daß sie Jahre des Schmerzes aufwiegen. Es ist, als ob wir die irdische Hülle abgestreift haben und in der Unendlichkeit schweben. Wir steigen um Welten und fliegen über Aeonen, wir befinden uns in „Verzükung", wie es die Sprache sinnvoll ausdrükt. Es ist etwas Götliches um diesen Zustand, der aus uns armen am Staube klebenden Erdenbürgern Schwarmgeister macht, der den Menschen ganz zur Psiche werden läßt, in dem der Körper selbst etwas Geistiges zu werden scheint und jeder Blutstropfen in Verzükung ist. Es ist Alles nur ein „Wahn", aber der Wahn ist es, der uns beglükt, nicht das Wißen des Einmaleins. Es ist Alles eine Art Taumel, aber wir verlieren in diesem Taumel das Bewußtsein unserer Schwäche und unserer Schmerzen. Wir werden stark und reich und gros und ohne Schmerzen wie Götter.

Wir gelangen in den Zustand der Wollust; die Fantasie ist es, die die wahre Wollust schaft. Wir werden innerlich weit wie eine Welt und Augenblike werden zu Aeonen. Wo gibt es Götter, die es dann mit dem Gotte in uns aufnehmen können, den wir uns selbst geschaffen haben und den wir auch selbst zertrümmern können. Dann befinden wir uns in einem Zustand seelischer Trunkenheit und fühlen uns wie berauscht. Das Bedürfniß, in diesen Zustand zu gelangen, haben wir Alle und deshalb spreche ich von einem Rauschbedürfnis des Menschen. Aber die Mittel, deren sich die Völker, die Zeiten und die Individuen dazu bedienen, sind verschiedene. Religion, Natur, Kunst, Liebe und — Alkohol dienen alle demselben Zwek, uns in den Zustand jener selischen Extase zu versezen. Für die alten Griechen war es im Besonderen der Dionysos-Kult, der ihrem Rauschbedürfnis entsprechen muste. Er umfaste alle jene fünf Momente zusammen und war wol der grosartigste Wahnerreger und Berauschungskultus, den es gegeben hat. Die moderne Form dieses Dionysos-Kultus, aber bedauerlich verblast und entfärbt, ist das Fastnachts-Spiel und der Karnewal.

Der natürlichste Wahn-Erreger ist die Natur selbst. Und für den unkultivirteren, noch mehr im Zusammenhang mit der Natur lebenden Menschen früherer Zeiten, hatte die Natur noch den nötigen Erregungs-Reiz und die Naturreligjon war der Niederschlag desselben. Die Naturgewalten wurden so lebhaft vorgestelt, so glühend empfunden, daß sie vergötlicht wurden und als Götter gedacht wurden. Heute haben nur Dichternaturen noch genügende Wärme und Intensität der Vorstellung, um von dem Anblik der Natur berauscht zu werden. Das Alltagsleben der großen Städte hat die Fantasie erkalten und ernüchtern laßen, wir fühlen nicht mehr das Walten der Natur, wir sehen nicht mehr die Wunder der Natur, wir hören nicht mehr die Laute der Natur. Wir sehen Holz in den Bäumen und Waßer in den Flüßen — wo sind die Waldgötter und die Flußgötter geblieben? Selbst der gestirnte Himmel hat viel von seiner Pracht und Macht verloren und wir können der Fantasie der Griechen, die die Sterne personifizirten und Sternbilder schufen, die mit einem Wort den Sternenhimmel künstlerisch nachempfinden und nachschaffen konten, nicht mehr folgen. „In den Himmel kommen," sagt noch unsere Sprache, weil ursprünglich der blaue Himmel solche Verzükung im Menschen wachrief, daß er gewißermasen auch personifizirt und ein Himmel als eine jenseitige Welt der Seligkeiten vorgestellt wurde. In diesen Himmel können wir heute noch Alle kommen, wenn uns eben der blose Anblik des blauen Himmels wieder selig zu machen vermag. Der Grundgedanke der Religjon, daß diese Welt als die best-mögliche von einem Gotte geschaffen wurde, ist selbst nur ein Ausfluß der Wahnerregung des Menschen. Die kindliche Demut, die sich neigt vor der Erhabenheit der Welt und stumm wird, wenn die Augen dem Weltlicht sich öfnen, erdichtete sich einen Gott, der die Welt schuf: die Religjon ist auch ein Kunstwerk und vielleicht das größte.

Grose Kunstwerke sind der Abglanz dieser Fähigkeit zum Uebernatürlichen. Die Homerischen Gedichte, der Partenon, Dante's götliche Komödje, der Kölner Dom, Faust, die neunte Simfonie, die sixtinische Madonna sind die erhabensten Beispiele. Die Natur wird hier mit solcher Macht und Intensität empfunden, daß sie als übernatürlich — nämlich als übermenschlich — vorgestelt und nachgeschaffen wird. So entstehen solche Kunstwerke. Im übrigen entsteht alle Kunst, welche diesen Namen verdient, aus der Wärme des Naturempfindens heraus und hat zur Voraussezung, daß dem, der sie schuf, die Natur beischlief, daß er schwanger wurde von der Natur, die Wehen bekam und nun gebären muste, was in ihm

wuchs an Empfindung und Vorstellung und was sein Inneres zu zersprengen drohte. Alle Kunst entsteht im Fantasie-Rausche und ist dazu da, dem Rauschbedürfnis zu genügen. Am klarsten wird dies bei der Romantik und alle Kunst ist im Grunde romantisch. Man darf Klassizismus und Romantik einander gegenüberstellen, aber nicht klassische Kunst und Romantik. Die klassische Kunst muß romantisch sein und jene eben genante heilige Sieben von klassischer Kunst ist es. Aber freilich der eine Stil hat mehr Romantik in sich als der andere. Der dorische Stil ist kälter und nüchterner, als der jonische, und bei dem korintischen Stil wird die Fantasie schon unkeusch. Aehnlich mit dem romanischen, gotischen und Barokstil der neueren Zeit. Sehr bezeichnender Weise hat die Religjon die Kunst als Wahn-Erreger in ihre Dienste genommen, die protestantische Kirche die Architektur und Musik, die katolische Kirche auch die Malerei. Die katolische Kirche erfült ihren Zwek eigentlich noch vollkommener als die protestantische, sie macht kein Geheimnis daraus, daß es ihr um Wahnerregung zu tun ist und sie hat nur diesen Zwek im Auge, deshalb bedient sie sich auch des Weihrauchs, um mit allen Mitteln die Fantasie zu erregen und den Geist zu umnebeln. Und insofern die Romanen stärkerer Dosen der Wahnerregungsmittel bedürfen, ist für sie der Katolizismus die beste Form der Religjon.

Die Künste gruppiren sich je nach dem Grade der Wahnerregung in die folgende Reihe: Architektur, Plastik, Malerei, Zeichnung, Dichtung und Musik. Bei der Musik ist es der Wahn selbst, der klingend gemacht zu uns tönt. Die Musik ist also eigentlich die Kunst der Wahnerregung κατ'-ἐκοχήν. Sie genügt dem Rauschbedürfniß des Menschen am vollkommensten und ist daher heute, da wir uns von der Natur selbst nicht mehr genügend erregen lassen können, die am meisten gepflegte Kunst. Und sie hat noch eine grösere Zukunft vor sich. Sie ist auf der einen Seite noch zu sehr geistig, zu sehr verstandesmäsig, und auf der anderen Seite verstehen wir sie noch nicht nach der rein sinlichen Seite zu geniesen: wir sehen noch zu viel und hören noch zu wenig. Es gibt noch zu viel Musik auf dem Papier und noch zu wenig Musik im Ohr. Der Doktrinarismus hat die Musik entsinlicht und der moderne Konzertsaal ist nur dazu da, es uns vollends unmöglich zu machen, im Klange aufzugehen. Die Welt als klingend zu empfinden, — das heist musikalisch sein. Aber heute können es nur etliche Blinde. Und bei der Dichtkunst dieselbe Sache. Ritmus, Wollaut, Klangreim und Reim werden zu wenig berüksichtigt; man hat vergessen, daß die Dichtkunst eine Kunst für's Ohr ist, daß sie zwar mehr geistig, und weniger sinlich als die Musik ist, aber daß das Ohr ihr Vermitler ist, nicht das Auge, oder auch das Auge. — Die Verknöcherung dieser Künste hat die Drukerschwärze auf dem Gewissen. Bei der Malerei gibt es keine Drukerschwärze, aber bei der Zeichnung, und der unverbeßerliche deutsche Verstandesmensch hat auf diesem Umwege den Doktrinarismus auch in die Malerei eingeführt: davon zeugt Klinger's „Christus im Olymp", vor dem die deutsche Filologenwelt auf den Knieen liegt, weil sie nämlich da nicht zu fühlen, sondern nur zu denken braucht. Ein entsezlicherer Misgriff ist auf dem Gebiete der Künste selten vorgekommen. Auch Raffael hat ihn begangen, aber das war ein paar Jahrhunderte früher. Die Freskenbilder seiner Stanzen sind auch filologische Schildereien, aber keine reinen Kunstwerke, sie sind Illustrazjonen der Geschichte, aber keine selbständige Kunst. Für die sezierende Analise des modernen Filologen sind sie freilich wie geschaffen, und man könte sich das Herz zu Tode und die Augen blind weinen, daß diese schnüffelnden deutschen Maulwurfsfilologen plözlich entdeken wollen, daß die sixtinische Madonna — ein Kunstwerk, das überhaupt nicht auf die Erde, sondern in den Himmel gehört —

gar nicht so viel wert sei. Aber ich sage, das Leben auf der Erde würde ärmer sein ohne die sixtinische Madonna, sie ist auf die Erde aus dem Himmel niedergefallen, wir solten sie anbeten! Hier ist der menschliche Wahn, die Wahn-Verzükung in Vollkommenheit dargestelt. Die Augen der Madonna sprechen von erdentrüktem Fantasie-Taumel. Sie steigt auf in den Himmel, in den sie gehört und in dem sie mit ihrer Fantasie, die die irdische Hülle abgestreift hat, schon lebt. Der Fantasie-Rausch ist hier zugleich der denkbar edelste, der am feinsten vergeistigte. — Im übrigen ist Tizian derjenige Maler, der die Malerei am sinlichsten aufgefast und den Fantasie-Rausch, den die Farbe erregt und ausspricht, am reinsten dargestelt hat. Hier in der Malerei komt es darauf an, die Welt als Farbe zu sehen und zu empfinden, durch die Farbe erregt zu werden, und den Sinnenrausch der Farbe darzustellen. In anderer Weise hat dies Rembrandt am vollkommensten getan. Aber bei ihm ist es weniger die Farbe, als das Licht, im Besonderen das Wachwerden des Lichtes in der Dämmerung, das ihm Mittel der Fantasie-Erregung ist. Er hat das Wesen seiner Kunst, die Fantasie-Erregung vermittelst des Auges, vollbegriffen und ist einer der grösten Künstler, die nicht nur existiert haben, sondern die denkbar sind. In der „Eremitage" in Petersburg kann man sich von seinen Werken Fantasie-Nahrstoff für viele Jahre holen. Die Dämmerungsstunde entspricht dem Traume. Wir träumen am lebhaftesten, bevor wir wach werden und die Dämmerung ist die Zeit, in der das Licht noch träumt und träumend hin und her irt und versucht wach zu werden. Es ist die Stunde der Fantasieerregung, die Stunde der Wahnideen, in der der Mensch noch den vegetativen Zustand des Schlafes nachempfindet und noch nicht zur vollen, grausamen, prosaischen Wirklichkeit erwacht ist. Es ist die stimmungsvollste Stunde des ganzen Tages, geradezu die Stunde der Stimmung, und jeden Tag vollzieht sich dieses Wunder aller Wunder, daß es hell wird, wo es dunkel war, daß sich die Welt volltrinkt mit Licht, daß aus der Dunkelheit heraus das Licht geboren wird. Diese Stunde vor allem solten wir empfinden lernen und nicht während der Dämmerung noch im Bette liegen, sondern von der Dämmerung uns ins Bett nehmen lassen.

In einer anderen Kunst stelt uns der große Michelangelo die Trunkenheit der Sinne vor Augen, und zwar die Berauschung des Auges durch die Form, nicht durch die Farbe. Neben dem Auge komt hier allerdings der Gefühlssinn noch wesentlich zur Geltung. Gewißermasen mit dem Auge den Formen nachtasten — das ist plastisches Empfinden. Und auch dieses Empfinden muß so intensiv werden, daß es die Fantasie berauscht, daß wir Fantasietrunken werden. Dieses Schwelgen in der Form hat uns Michelangelo zum Beispiel in seinen Sklaven dargestelt. Dieses Sich-Betrinken mit dem Sinlichen der Form ist das Geheimnis der Plastik Michelangelo's, wie der Plastik überhaupt. Auch Michelangelo ist einer der grösten Künstler, die denkbar sind, und die Form war seine große Wollust.

Es gibt noch eine andere derartige Wollust — das ist der Raum. Auch diese Wollust hatte Michelangelo, und er hat sie in der Peterskirche verkörperlicht. Die Italjener sind überhaupt der Möglichkeit, die Architektur als Kunst des Raumes zu begreifen, am nächsten gekommen, während wir heute am weitesten davon entfernt sind, vermutlich weil wir zu engherzig geworden sind. Die Architektur ist die Kunst der Bau-Formen nicht nur, sondern auch des Raumes, aber die Wollust des Raumes müssen wir erst wieder empfinden lernen. —

Alle edleren Gefühle regen die Fantasie an und sind ohne die Fantasie nicht denkbar. Die Fantasie ist das fruchtbar gemachte Gefühl, sie ist gewißermasen der Samenerguß des

Gefühls. Je lebhafter daher die Empfindung ist, desto mehr entwikelt sich die Fantasie. Eine tote Fantasie hat in einem erstarten Gefühlsleben ihren Grund. Blühende Fantasie fliest aus glühendem Empfinden. Der Flegmatische hat weder das eine noch das andere. Aber es ist nicht blos der Sanguiniker, der beides hat, sondern auch der Melancholiker. Und wenn der Sanguiniker die besondere Lebhaftigkeit des Empfindens hat, so der Melancholiker die Tiefe und Breite des Empfindens.

Diese Auffaßung legt uns die Beantwortung der sehr intereßanten Frage nahe, woher es komt, daß die Menschen immer ihrem Glüke entfliehen (wie es Pater Adrian in Danillewski's „Nonnenklöster in Rußland" ausdrükt), und woher auf der anderen Seite der Genuß kommt, der noch im Schmerze liegt, so daß man gar von einer Wollust des Schmerzes sprechen kann. Jeder, der eine kritische Natur hat und sich streng beobachtet, kann erfahren, daß er selbst bei grosen seelischen Schmerzen immer zugleich auch ein gewißes Gefühl des Behagens empfindet, so daß er seine grosen Schmerzen lieb hat und liebkost und mit dem Unglük oft wirklich frevelt. Namentlich bei melancholischen Naturen ist dies der Fall, die ihren Schmerz haben müßen und ihn sich schaffen. Von hier öfnet sich auch der Blik auf die freiwilligen Dulder, auf die Märtirer und Asketen, die den Schmerz suchen, wie Andere das Glük. Das Alles komt daher, daß die Fantasie durch Glük und Freude weniger erregt wird, als durch Unglük und Schmerz, und daß, selbst wenn dies nicht der Fall sein solte, Unglük und Schmerz jedenfalls eine Steigerung des Gefühls und somit auch der Fantasie im Gefolge haben, daß aber eben die Fantasie, wie wir gesehen haben, das den Menschen Beglükende ist. Grose Künstler haben diese Wollust des Schmerzes zu allen Zeiten gefühlt und dargestelt, von Sophokles bis auf Shakespeare und Maeterlinck. Hierin, und nicht wie oberflächlicherer Weise gesagt worden ist, darin, daß man wüßte, es sei nur eine Täuschung, liegt die große Wirkung der Tragödie, die Sehnsucht nach der Tragödie. Wir lieben das Schmerzliche, wir sehnen uns darnach, es reizt uns, wir schaffen es uns. Hamlet ist wollüstig im Schmerze. Beethoven ist die Musik der Wollust des Schmerzes, selbst die Freude hat bei ihm etwas Schmerzliches, ähnlich wie bei Tschaikowsky. Schmerz ohne diese Wollust ist patologisch, nicht künstlerisch. Freude ohne dies Schmerzliche ist Leichtsinn, Frivolität und ist unkünstlerisch — wie man z. B. an den meisten modernen Lustspielen sehen kann. Auch Schumann hat diese Wollust des Schmerzes gekant — sein „Manfred" entspricht dem Beethoven'schen „Fidelio" — in der Plastik Michelangelo's lebt sie in hervorragendem Mase. Etwas davon finden wir noch in der Venus von Melos und in einigen der Parthenon-Skulpturen. Selbst in der Architektur läßt es sich im romanischen Stile nachweisen. Wir finden es überall, wo wirkliche Tiefe der Empfindung und wirklicher Adel der Empfindung ist. Wir finden es nicht am wenigsten in der Person Christi und auch ein Tolstoi hat etwas davon.

Die Liebe ist diejenige Empfindung, welche das Fantasieleben des Menschen am meisten beeinflust, und in der Art, wie ihr alle Menschen zugetan sind, wie um sie sich alles Erdenleben dreht, zeigt sie, wie sehr dem Menschen sein Fantasieleben am Herzen liegt, wie hier, in der erregten Fantasie, das eigentliche Glük des Menschen liegt. Ob nun der Eine einen Roman verschlingt und Tränen weint, wenn der Held eine schwere Prüfung glüklich überstanden hat, ob der Andere wie gebant vor einem großen Kunstwerk steht, der Dritte am Waldesbache die Ewigkeit empfindet, der Vierte bei dem Anhören einer Simfonie ganz in

Extase kommt, der Fünfte von der Hoheit der Filosofie eines Spinoza tief ergriffen wird, der Sechste in unbändigste Freude über seine neue Erfindung verfält, der Siebente von Glük berauscht zum Bräutigam wird, — immer und überall ist es die Fantasieberauschung, nach der wir suchen, und die uns beglükt. Ich denke hier allerdings nicht sowol an die geschlechtliche Liebe, sondern an die reine Liebe, auf Simpatie und Freundschaft beruhend — wo sich verwante Seelen in getrenten Geschlechtern finden. Die geschlechtliche Liebe, auf der die heutige Ehe beruht, ist etwas Bestialisches, ein Pferdemittel der Fantasieberauschung, eine Art Selbstmord, oder vielmehr Doppelmord, nämlich Mord und Selbstmord zugleich, kurz, sie ist etwas, was der Mensch überwinden wird. Hier handelt es sich nur um die reine, simpatische Liebe, die ebensowol innerhalb desselben Geschlechtes, als zwischen verschiedenen Geschlechtern möglich ist. Sie ist das Erhabenste, Höchste, Reinste, Beglükendste, was dem Menschen beschieden ist. Sie ist wesentlich Fantasiearbeit. Ihr Sinn liegt darin, daß der Mensch sich in einem Anderen sieht, zugleich aber auch Alles, was ihm fehlt, im Anderen findet. Sie sucht also die Ergänzung, sie erstrebt Harmonie und Vollkommenheit. Sie ist Glüksrausch und Fantasierausch zugleich. Sie ist die wahre Himmelsgabe. Sie ist auch eine Wollust, — eine Wollust, getränkt mit ein paar Tropfen Schwermut, weil die Beiden, die zueinander gehören, äuserlich getrent sind. Sie wird geboren von Gefühl und Fantasie, sie bedeutet den Augenaufschlag des Menschen zur Ewigkeit. Sie weitet das Herz des Menschen zu einer Welt, die Alles in sich zieht, Alles beglükt und Alles verklärt. Aber noch sind wir nicht zu dieser Liebe fähig, die Freundschaft ist noch zu wenig Liebe, und die Liebe ist immer Geschlechtsliebe. Aber wer wolte glauben, daß die reine Liebe unmöglich ist? Daß immer die Geschlechtsteile beteiligt sein müßen? Daß es unmöglich ist, daß sie nicht beteiligt sind? Sind sie schon beteiligt, wenn der Jüngling und die Jungfrau in der ersten keuschen Liebe zu einander erglühen? Nein, es ist vielmehr so, daß die geschlechtliche Liebe jene keusche Liebe mordet, daß diese hinsiecht, je mehr jene sich erhebt. Sie graben ihrer Liebe das Grab, indem sie sich bestialisch begatten. Heute drillen wir uns zu dieser geschlechtlichen Liebe, aber bald werden wir sie fürchten lernen, wir werden Ekel und Abscheu vor ihr empfinden und vor ihr fliehen, wie wie vor dem Tote. Die Geschlechtsliebe ist die Erbsünde in uns. So sollen wir sie verstehen, heute aber wird sie angebetet, gezüchtet und gemästet, und deshalb sind wir unglüklich, elend und krank und sterben wie die Fliegen.

Der Mensch hat sich nun auch künstliche Mittel geschaffen, um seine Fantasie zu erregen, um Fantasie-trunken zu werden und seinem Rauschbedürfnis zu genügen. Hierher gehören vor allem die berauschenden Getränke. Sie sind durchaus nicht eine Errungenschaft der Kultur; es hat solche gegeben, so lange es Menschen giebt, eben weil der Mensch den Zustand der Wahnerregung so sehr liebt. Von vornherein muß betont werden, daß diese künstlichen Mittel zwar nicht ganz zu verwerfen sind, wol aber den natürlichen Mitteln, also der Natur, Kunst, Liebe, Filosofie, bedeutend nachstehen, daß sie nur berechtigt sind als Mittel, um uns für diese eigentlichen Fantasieerreger desto empfänglicher zu machen. Aber jedenfalls liegt dem Bedürfnis nach berauschenden Getränken ein tiefer Sinn zu Grunde. Wir finden, daß die stärksten Getränke dort genoßen werden, wo die Natur üppiger Schönheiten entbehrt. Die alkoholischen Getränke suchen also dort der Fantasieerregung vermöge der Natur gewißermasen nachzuhelfen. Deshalb werden im Norden stärkere Getränke genoßen, als im Süden. Der Franzose begnügt sich mit einem Glas Konjak, der Schwede trinkt ihn flaschenweise;

der Deutsche trinkt Bier, der Schottländer Whisky. Die klimatischen Unterschiede sind also auch hier masgebend. Aber nicht blos der Temperaturunterschied komt in Betracht, sondern der Karakter der Natur im Allgemeinen. Das erste ist das Bedürfnis nach Fantasie-Berauschung. Unter Umständen ist die Natur für sich allein genügend, dieses Bedürfnis zu befriedigen, wie vielfach in den Tropen. Wo die Natur dagegen einfach, arm, nüchtern und kalt ist, wird desto mehr mit künstlichen Mitteln nachgeholfen, um die Fantasie zu erhizen. Und eine erhizte Fantasie ist um Vieles besser, als eine tote Fantasie. Menschen ohne Fantasie, wie man sie heute vielfach in unseren Grosstädten — niemals auf dem Lande, wo die Natur die Fantasie befruchtet — findet, haben etwas Hündisch-Tierisches an sich, man friert, wenn man ihnen zu nahe komt, ihr Blut scheint erstart zu sein, ihr Herz scheint von Stein zu sein, sie scheinen wie mit einer Froschhaut überzogen, man möchte weit, weit weg von ihnen laufen, wie mit Eisnadeln stechen sie in unser Herz, man bekomt Herzkrämpfe und der Schaum kann Einem vor den Mund treten. Da sind mir die Trunkenen immer noch lieber, die zwar oft auch unfähig sind, von der Natur allein berauscht zu werden, die aber doch wenigstens nun überhaupt berauscht sind und im Wellengang des Blutes gehalten werden. Das urgermanische Rauschbedürfnis, der Bierkultus des deutschen Studenten, das Münchener Bierleben — das Alles gehört hierher. Der Alkohol als Wahnerreger hat etwas nicht immer Entschuldbares, aber immer Begreifliches und Verständliches. Zugleich hat er freilich seine grosen Gefahren, denn viele dieser „Trinker" trinken deshalb, weil sie ohnedem unfähig sind aller höheren, unter Mitleidenschaft der Fantasie stehenden Gefühle und Leidenschaften, als da sind: Begeisterung, Liebe, Schwärmerei, Schöpferkraft, und weil sie, je mehr sie trinken, desto mehr die Fähigkeit verlieren, auf natürliche Weise Fantasie-trunken zu werden. Sehr bezeichnend ist hier der Schampanjer als das moderne Getränk. Davon zu nippen und ein paar Perlen davon auf die Zunge zu nehmen — dagegen ist kaum etwas zu sagen; dagegen in Strömen ihn zu trinken, heißt aus ihm ein Pferdemittel der Fantasieerregung machen. Im übrigen ist er mehr berechtigt für alte Leute als für junge. Es ist bedauerlich, daß das edelste Getränk, der deutsche Rheinwein, heute an Ansehen verloren hat, und freilich ist er nur ein Getränk für die Fantasie-Adligen. Die erstarten Pflasterstein- und vertrokneten Strasenstaub-Seelen unserer Grosstädte vermag er nicht mehr zu „betören". Die müßen heute schon Schampanjer mit Porterbier gemischt trinken, um ihr Empfindungsleben in Flut zu bringen. Der Doktrinarismus, die Entfremdung von der Natur, die sizende Lebensweise, die geschlechtliche Ausartung hat es verschuldet. Erst wieder hundert Jahre sich volltrinken an dem Busen der Natur müßen diese Papier-maché-Menschen, ehe sie wieder das Wunder der aufbrechenden Knospe oder des dämmernden Lichtes als Wunder empfinden können. Täglich erleben sie das grose Wunder des Sonnenaufgangs und des Hellwerdens und täglich verschlafen sie es und kommen darum, diese armen bedauernswerten Stubenhoker und Fantasiekrüppel. Ein einziger Augenaufschlag könte sie selig machen, aber sie sind blind mit offenen Augen. Ein einziger Augenblik könte sie Ewiges empfinden lassen, aber sie finden nicht die Zeit in sechzig Jahren. Die klingende Welt, die bunte Welt, die Licht-Welt, die weite, weite Welt — das alles existirt für sie nur dem Zollstabe nach, nicht der Intensität nach. Sie nähren sich mit Staub und verhungern am himmlischen Brote. Sie sind trunken von Alkohol und verdursten am himmlischen Taue.

Auch der Tabak als Mittel der Fantasieberauschung gehört hierher. Er wirkt wahnerregend einmal vermöge des Nikotins, dann aber auch vermöge der Bewegung des Rauches.

Das stärkste Mittel, im Orient sistematisch als Berauschungsmittel angewant, ist das Opjum. Hier zeigt sich wieder die Gefahr der Anwendung künstlicher Mittel für die Wahnerregung. Die Opjumraucher werden nämlich der Empfänglichkeit natürlichen Reizen gegenüber völlig beraubt, ihre Energie wird gelähmt, sie sind unfähig, ihre Erregtheit fruchtbar zu machen, es ist keine Berauschung mehr, es ist eine Betäubung, ein gewaltsames Blindmachen des Intellekts, so etwa wie wenn sie im hohen Norden starke Liköre flaschenweise trinken. Im übrigen ist das Tabakrauchen ein sehr angenehmes Mittel, den träumenden Sinnen etwas zu tun zu geben. Und deshalb sind gewöhnlich gerade Künstler dem Rauchen sehr ergeben. Auch Naturvölker pflegen das Rauchen, und auch die große altväterliche Pfeife eines guten deutschen Hausvaters enthält nicht nur viel Behaglichkeit, sondern auch Nährstoff für die Fantasie. Kaffe und Tee sind mehr Aufregungs- als Erregungs-Mittel, wenngleich in Rußland, wo man den Tee sehr dünn trinkt, der Tee das hauptsächliche Mittel ist, den psichischen Menschen anzuregen. Ein geradezu ideales, künstliches Mittel zur Wahnerregung, wenigstens wenn mäsig genoßen, ist der Absint. Er erregt die Fantasie ganz auserordentlich und schaft „Träumer" und „Schwärmer" auf künstlichem Wege. Auch die Gewürze wirken fantasieerregend, sowie überhaupt alle Genußmittel insoweit, als sie Geschmak, „Aroma" und „Blume" haben. Gerade das, was der Engländer „flavour" nent, ist das eigentliche fantasieeregende und zugleich auch das eigentlich wertvolle an den Genußmitteln.

So zeigt sich, daß das gesamte Sinnesleben in engstem Zusammenhang mit dem Fantasieleben steht. Aus dem Sinnesleben schöpft die Fantasie ihre Nahrung. Fantasie ohne Sinlichkeit ist undenkbar. Das, was die Sinne aufnehmen, ist die Natur. Deshalb ist die Natur die Nährmutter der Fantasie. Deshalb werden nur Diejenigen, welche die Natur anbeten und sich von ihr befruchten laßen, Kinder der Fantasie, „Kunstwerke", erzeugen. Und nur Diejenigen werden diese Kunstwerke verstehen, welche die Quelle, aus der diese gekommen sind, nämlich die Natur verstehen. Das mögen sich nicht blos die Künstler selbst, sondern auch die Kunstästetiker und Kunsthistoriker gesagt sein laßen. Sie mögen vor allem erst einmal Natur studiren, sie mögen vor allem erst einmal empfinden lernen, ehe sie die dargestelte Natur, nämlich die Kunst, ehe sie den Erguß des Gefühls, nämlich wiederum die Kunst — studiren, was bei ihnen gleichbedeutend ist mit Seziren. Das Weitere gehört nicht hierher.

Fantasie ist also eine Art Gefühlsreflex, sie ist sozusagen der Intellekt des Gefühls. Deshalb ist sie wirksam, sobald nur ein Sinneseindruk wirklich empfunden wird. Aber das ist es eben, daß wir heute die Sinneseindrüke nicht mehr empfinden, sondern nur noch seziren und memoriren können und in Folge dieser verkehrten und mangelhaften Sinnes*übung* sind uns die Sinne selbst stumpf geworden. Sogar der niedrigste der Sinne, der Tastsinn, der eigentliche Gefühlssinn, ist abgestumpft, und selbst der Geschlechtsgenuß, der eigentlich nur nach dieser Seite hin Sinn hat — wenn auch als Ausartung — ist heute nur ein bestjalisches, selbstmörderisches Zellen- und Drüsen-Auflösungsgewaltmittel, anders gesagt ein Mittel, die Wollust des Schwindsüchtigen für Augenblike zu genießen. Doch auch hierüber brauchen wir uns hier nicht weiter zu verbreiten.

Bezeichnend ist es aber, daß wenn auch das Vermögen der Sinnesempfindung, das Gefühl und die Fantasie zurükgeht, die Begierde nach der Wollust der Fantasietätigkeit, also das Fantasiebedürfnis, das Rauschbedürfnis (wie wir es hier formulirt haben) immer wieder durchbricht. Auf die Sofisten folgte *Plato*, auf Leibniz, Wolf und Kant folgte *Rousseau*,

auf den neuzeitlichen Doktrinarismus folgte die Wiederauflebung des Mistizismus, Spiritismus und der nordische Fantasierausch. Als Paradigma kann hier dienen die Stelle, wo Kant erzählt, wie er durch die Lektüre Rousseau's im Innersten beschämt und „zurechtgesetzt" worden ist: nicht auf das Wißen, sondern auf das Empfinden komt es an. Diese Worte können auch unserer Zeit wieder als Leitworte dienen — die Wißenschaft des Gefühls ist immer noch nicht geschrieben worden. Aber aller Orten flakert heute die wahnerregende Fantasie-Flamme empor. Man braucht nur den Namen Maeterlinck zu nennen. Die Wollust der Dämmerung dämmert — deshalb hatte das Buch, das Rembrandt als Erzieher aufstelte, einen so grosen Erfolg. Auch an das Mistische in Ibsen, an die Bewegung des Spiritismus mag erinnert werden. Auch Bismarck würde nicht so gewirkt haben, wie er wirkte, wenn ihm das Dämonische, das er hatte, abgegangen wäre. Er befriedigte nach einer gewißen Seite hin das Rauschbedürfnis des Menschen. Die Franzosen haben es als Nazjon, die Rußen als Raße, Karl III. von Schweden, Napoleon, Alexander der Grose hatten es als Feldhern, Shakespeare als Dichter und — die grose Künstlerin Eleonore Duse hat es als Schauspielerin. In uns Allen aber lebt das Verlangen darnach: wir dürsten nach dem Dämonischen. Alles, was Erfolg hat in der Welt, hat es auf Grund des Dämonischen, des Wahn-Betörenden, das in ihm ist. Kean hatte es als Schauspieler, Paganini als Geiger, Liszt und Rubinstein als Klavierspieler, Bülow als Dirigent, Wagner als Komponist, Böcklin als Maler, Ibsen als Dramatiker, Nietzsche als Filosof, Maeterlinck als Dichter — der Mensch als künstlerisch Empfangender.



INTRA MUROS ET EXTRA.

Bücher-Einlauf.

Macasy, Gustav, Die Frau Direktor. Der Steinbruch. Novellen. Bücherei Bruns. J. C. C. Bruns' Verlag. Minden i./W. 1899. M. 1. — Severus Verax, Die „öffentliche Meinung" von Wien (Wiener Preßgeschichten). Dokumente zur Kulturgeschichte des XIX. Jhrh. Zürich, Cäsar Schmidt 1899. 70 Kreuzer. — Conrad, M. G., Salve Regina. Lyrischer Cyclus. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler 1899. M. 6. [Gedanklich und auch stimmungsmäßig Vieles gelungen und vortreflich. Aber das Ganze ohne Geschloßenheit und Einheit, aus Augenbliks-Einfällen der verschiedensten Art zusammengeholt, hier ein Fezen und dort ein Stük, erst eine satirisch gemeinte (und wolgelungene) Parodie auf die Gikel-Gakel-Gokel-Dichter à la Bierbaum, und dann nicht weit davon selbst ein so veilchenblaues serjöses Gedicht im archaïstischen Stil. Was soll nun das? Noch buntschekiger als der Inhalt ist die Form. Ohne Zucht, ohne Strenge, ohne Straffheit — Hans-guk-in-die-Luft! — Geht's-heut-nicht-geht's-morgen! — nicht nur jedes Gedicht anders und ganz ad libidum, sondern jede Zeile fast anders und ganz und gar ad libidum — solche Poëtereien macht man für sich — ad libidum! — aber man läßt sie so nicht drucken — mit 53 Jahren darf man nicht ein solches Beispiel den Jüngeren geben — sonst macht Jeder, was er will — das Publikum macht dann auch, was es will, und die Bücher erscheinen dann im Ramsch. Wer in „Holz-Schlafismus" macht, mag in „Holz-Schlafismus" machen, er hat dann den Vorteil der freieren Form, der gröseren Gelenkigkeit, wacht nur über Ritmus und Stimmungskomponenten — und auch dies ist eine Form, und eine stolze, selbstbewuste Form — aber wer in geschloßenem Gedicht arbeitet, muß dann geschloßen auftreten und darf nicht jede Zeile beliebig komponieren und heute Schlaf und morgen Holz und übermorgen Liliencron bringen, sonst gibt es am vierten Tage Sägspähn'. So ist das ganze Buch troz vieler schöner Gedanken, froher Stimmungen und temperamentvoller Anläufe ein schlaprig-waprig Wakelwerk und deutlicher Ausdruk der Halt- und Ziellosigkeit, die den Verfaßer seit Jahren beherscht. Conrad darf sich hier nicht auf Heine berufen, der, hierin den Romantikern folgend, die Form der geschloßenen Vierzeiler innerlich freier gestaltete und dann in den freien Ritmen die dichterische Form fast in scheinbare Prosa auflöste. Er tat das, aber die so gewonnene Form hielt er fest und mengte dann nicht Altes und Neues durcheinander. So im „Wintermärchen" schuf er, die „Tannhäuser-Strofe" des Volkslieds nachahmend, einen Vierzeiler von staunenswerter Beweglichkeit und fast willkürlich scheinender Gangart. Aber die sogewonnene Freiheit prägte er sofort in eine feste Form — die „Tannhäuser-Strofe" — und ein halbes Säkulum hat sie inzwischen nachgeahmt. Und selbst in den jüngsten Tagen, als die Hern Blumenthal und Fulda sich möglichst vielseitige Wendungen im „Berliner Tageblatt" an den Kopf werfen wolten, musten sie auf die Heine'sche Strofe zurükgreifen. Also die Auflösung des starren Ritmus zu freierer Gangart hindert nicht die Bildung eines neuen Tipus. Aber bei Conrad ist vom Gesangbuchsvers zum Himnus und dann bis zum Schnadahüpfl jede Form angewant, und zwar willkürlich, nicht nur im Hinblik auf das Muster, sondern auch im Hinblik auf die Gestaltung der einzelnen Strofen untereinander; also die reine Diletanten-Arbeit. Als Beispiel: Auf Seite 89 eine ganz gut gemeinte, leicht durchzuführen gewesene Tirade nach der Melodie „Wolauf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd" (diese Melodie ist ausdrüklich angegeben). Von den neun Strofen begint keine einzige nach dem Takt des Originals. Hier sind sie: I Strofe: „Die grose Hure von Babylon" — II: „Wir lechzen nach der Freiheit Tod" — III: „Ihr Teufel, gleichviel aus welchem Schlund" — IV: „Jetzt stimmen sie an den Bundesgesang" (dies ist die ähnlichste) — V: „Das Volk als nutzbar Sklavenpack" — VI: „Doch kaum ihr Bundesgesang verhallt" — VII: „Was je im weiten Weltenrund" — VIII: „Auf ehernem Siegeswagen steht" — IX: „Die

hehere Göttin öffnet den Mund“ (o Gott! — vielmehr: o Göttin!) — Das Original verlangt deutlich vernehmbar: nach einem Jambus zwei Anapäste, denen wieder ein Jambus folgt: ◡– | ◡◡– | ◡◡– | ◡–: „Wol auf | Kamera | den auf's Pferd | auf's Pferd“. Und wenn auch nicht sklavisch jede Strofe nach gleichem Schema gebaut werden muste — Schiller hat selbst diesem „Reiterlied“ manche Freiheiten gestattet — so muste doch der galopirende Ritmus gerade zu Beginn jeder Strofe straks sich entladen. Aber Conrad macht gemütlich vierfüsige Jamben [◡–◡–◡–◡–]. Dann konte man doch auch das Gedicht nach dem Gesangbuchslied „Ach bleib' bei uns Herr Jesu Christ!“ komponiren, das sind ebenfalls vierfüsige Jamben .... daß Sie der Genius Schiller's nicht zerschmeiße, Verehrtester! — So ist nun das ganze Buch. Lirum-Larum-Löffelstil. — Und so ist die Ausstattung: „Salve Regina“, Sei gegrüst Himmelskönigin! mit dem Bild der Jungfrau Maria auf dem Titel, von einem Rosenkranz umgeben! Gut! ich habe nichts dagegen: mache mir Einer 50 oder Hundert Marien-Lieder, aber dann streng, keusch, egal, aus veilchenblauer Seide und Rosenduft — aber was tut Conrad? Ausen malt er die Jungfrau Maria mit der Strahlenkrone und innen schimpft er auf Pfaffen und schwangre Pfarrersköchinnen (S. 120 ff.). Ja, bester Herr Doktor, die schwangeren Pfarrersköchinnen stehen unter dem Schuze der Jungfrau Maria, denn sie glauben sich vom heiligen Geist schwanger, von dem auch sie sich schwanger glaubte. Unter diesen Umständen aber wird die Regina Coeli Ihr Opfer imitirter Gesangbuchs- und Reiter-Lieder kaum annehmen, sondern Sie mitsamt den gescholtenen Pfaffen zur Hölle weisen!] —

Der Scherer, erstes illustrirtes Tiroler Witzblatt. I. Jhrg. Nr. 5—9. 11—15 (die fehlenden Nummern sind beschlagnahmt). Innsbruck 1899. — Der arme Teufel (gegründet von Robert Reitzel). Detroit (Michigan, United States of Amerika) 1899. Jhrg. XV. Lauf. Nr. 736—780 [Von Reitzel's Geist auch nicht die Spur mehr]. — Die Insel, hrsg. v. O. J. Bierbaum, A. W. Heymel, R. A. Schröder. I. Jhrg. Nr. 1. Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler 1899. M. 3. — [reich illustrirt, aus der Offizin von W. Drugulin in Leipzig, mit Beiträgen von W. Bley, H. von Hofmannsthal, G. Falke, Paul Scheerbart, J. Meier-Graefe, Detlev von Liliencron, Robert Walser und den Herausgebern, illustrative Beiträge von Th. Th. Heine, Lemmen, W. Laage. — [Bierbaum mit seinen verwunschenen Prinzeßinnen wird jezt wirklich auf die Dauer langweilig. Die wievielte Prinzeß ist denn das? Während Halb-Deutschland an der Arbeit ist, den mistischen Blut-Dogmas ein Ende zu machen und den ganzen Ahnenkult mit seinen skrofulösen Forderungen und Pochen auf eitriges Blut in's Spital zu schiken, läst dieser kurz gewachsene Hirtenknabe sich auf's Knie nieder und lispelt: Königliche Hoheit lächeln Sie Gnade auf mich herab, oder leihen Sie mir Ihr seid'nes Strumpfband, ich bring' sonst wahrhaftig keinen — Jambus fertig! .... Was für ein Untertanen-Gewinsel! .... Ja, wenn es sich hier um ein Mädel, um ein Prinzeßchen handelte, wie diese Gräfin zu Reventlow, die offen auf die Bühne hintritt und sagt: Ich pfeife auf die ganze Geschichte, ich verzichte auf alle meine Vorrechte, und fordere Euch trozdem heraus, ah, à la bonne heure, das läst man sich gefallen, mit solchen Frauenzimmerchen wäre die politische Frage in Deutschland rasch gelöst — aber das verkochte Gänsefleisch, aus dem diese Bierbaum'schen Prinzeßinnen gemacht sind:

„Licht des Mondes fiel auf's Kraut,
Spinnweb' ist mit Blut betaut,
Ehe noch der Morgen graut,
Ist sie tot, die schöne Braut ....“

Uhui! — Uhui! — möchte man mit gräslichem Eulen-Flügel-Schlag aus der Wolfsschlucht antworten. Und dann am Schluß natürlich verliebt sich die Märchen-Prinzeßin in Hern Otto Julius Bierbaum und Herr Otto Julius Bierbaum stammelt Worte unentwegter Untertanen-Treue und bliz-blauer Rittersporn-Tugend, und dankt dem geehrten publico, daß es ihn vor den Vorhang gerufen ..... Gott, wie bescheiden ist das Alles! — Und diese Leute beschweren sich über die heutigen politischen Zustände!! — Auch romantisch, aber flott, schneidig und lustig ist das kurze Stük von Paul Scheerbart „Der galante Räuber“. — Fleisig, tüchtig und vornehm, wie Alles was dieser sorgfältige Schriftsteller bis jezt publizirt hat, ist die Arbeit von W. Bley „Aus den Briefen des Abbé Galiani“.] —

The Adult, a Journal for the Advancement of Freedom in Sexual Relationships, edit. by Henry Seymour. Vol. III. Nr. 1—3. London 1899. [Mit diesen drei Nummern schloß diese wesentlich der Diskußjon der Freien Liebe gewidmete für England unerhört kühne Zeitschrift. Die Justiz hatte einen der Herausgeber unter irgend einem Vorwand — Verkauf eines anderen Buches: Havelock Ellis, „Sexual Inversion“ — verhaftet, später gegen hohe Kauzjon freigelaßen, und dann Verhandlungen angeknüpft: gegen Aufgabe der Zeitschrift ward Freispruch in Aussicht gestelt. So kam das Geschäft zu Stande. Es gibt noch preußische Richter in England]. — The Ballad of Reading Gaol by C. 3. 3. (Oscar Wilde). London, Leonard Smithers, 1899. sixth edition. Oscar Wilde schrieb diese wunderbaren, im Stil der alten englischen Volks-Baladen gedichteten, Strofen im Gefängnis von Reading Gaol, wo er die Nummer C. 3. 3. hatte, und nach dort empfangenen Eindrüken. Hier einige derselben:

Yet each man kills the thing he loves,
By each let this be heard,
Some do it with a bitter look,
Some with a flattering word,
The coward does it with a kiss,
The brave man with a sword!

Some kill their love when they are young,
And some when they are old;
Some strangle with the hands of Lust,
Some with the hands of Gold:
The kindest use a knife, because
The dead so soon grow cold.

Some love too little, some too long,
Some sell, and others buy;
Some do the deed with many tears,
And some without a sigh:
For each man kills the thing he loves,
Yet each man does not die .....]

Der Eigene, Herausgeber Adolf Brand, Neue Folge, Heft 1—5, Berlin-Neurahnsdorf 1899. [Die Zeitschrift steht auf homosexualem Boden. Auf dem steht sie seit Jahren. Die Zeitschrift erscheint seit 1896. Neu ist in den leztangeführten Heften ein höchst energisches Eintreten für den auf dem Verordnungsweg s. Z. entmündigten Dr. Sternberg durch Rechtsanwalt Hoerenz und Dr. jur. J. H. Bergfeldt. Der Fall Sternberg ist bekant. Der Stabsarzt Dr. Sternberg erhielt in seiner Eigenschaft als Vorstand des „Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“ Kentnis von gewißen sexuellen Beziehungen des damal. preuß. Justizministers v. Schelling. Sternberg schrieb darüber dem Justizminister, damit derselbe sich rechtfertigen könne, und Dieser bat Sternberg um seinen Besuch. Sternberg lehnte aber den Besuch ab. Darauf wurde Dr. Sternberg geisteskrank und vom Gericht entmündigt. Nun hat sich auch Adolf Brand, der Herausgeber des „Eigenen“, in den Fall Sternberg gemischt, und zweimal öffentlich energisch zu deßen Gunsten, einmal im Reichstagsgebäude und einmal vor dem Reichstagsgebäude, demonstrirt. Jezt meldet übereinstimmend die gouvernementale Preße (das „Berliner Tageblatt“ v. 13. Dez. und die „Frankf. Zeitg.“ v. 14. Dez.), daß Brand ebenfalls „geistes-

krank“ geworden sei. Nun werden wol Rechtsanwalt Hoerenz und Dr. jur. Bergfeld und Herr von Oertzen und von Forell und der ehemalige Hofprediger Stöcker, die alle für Dr. Steenberg eingetreten sind, ebenfalls bald „geisteskrank“ werden. Wir fürchten, diese Krankheit wird in Berlin noch weit um sich greifen und wird zulezt selbst vor den höchsten Kreisen nicht Halt machen. Wir hatten dieselbe Krankheit genau vor 100 Jahren hier in Frankreich. Sie hies damals „Bastille“. Hunderte und Tausende, die mit einem gewißen organischen antimonarchischen Gehirnfehler behaftet waren, musten damals, da sie „zweifellos geisteskrank“ waren, in die Bastille, bis der König, wegen deßen alle die vielen Leute „geisteskrank“ werden musten, selbst erkrankte. Und jezt lies man alle die vielen Narren, soweit sie noch gesund waren, frei.] —

Stoßseufzer des Proleten.

Ich will Euch Alle hinweg, hinweg
von dieser Erde haben —
ich will noch Euren goldigen Drek
mit Eurem modrigen Leibesspek
an dunkelstem Orte begraben! . . . .

Ludwig Scharf.



Deutschland 1899.

Ein Feld, wie es Ezechjel einst geseh'n,
bedekt mit Scharen abgenagter Knochen
von Menschen, deren Herzen kaum mehr pochen,
die alle längst zu matt sind, um zu geh'n.
Vor Jahren wol kont' man sie streiten seh'n
um Ehre, Ruhm und Vaterlandes Gröse
doch längst traf sie ein Blizstrahl in's Gekröse
von Dingen, die seit dazumal gescheh'n.
Nun liegen hingestrekt sie dort und schlafen
und gehen langsam in Verwesung über,
blos liegen Naken, Schädel, Mark und Fiber,
wie von Miljonen hingestorb'nen Schafen;
da, wo des Blizes Brandgeschoße trafen,
verfärben bläulich, brandig sich die Häute,
gefräsiger Schakale eine Beute,
dazwischen blutgeronnene Enklaven.
Die Sonne steht erstart vor diesem Bilde,
sie sah, seitdem der Hunnen blut'ge Horden
nach Deutschland kamen, nie mehr so vom Morden
entstelte Züge, gräsliche und wilde —
wann streifest, Herr, Du über das Gefilde,
und gibst den Knochen wieder ihre Sehnen,
und giesest wieder Blut in ihre Venen,
und wapnest sie mit Lanzen und mit Schilde? —

Hans Dettmar.

NB! Mit dieser Nummer schliest der II. Jahrgang. Titelblatt und Inhalts-Verzeichnis, die beiliegen, dürfen nicht vom Buchhändler abgetrent werden. — Die „Zürcher Diskußionen" erscheinen ca. alle vier Wochen zum Preise von 60 Pfg. — 75 ctms. — pro Nummer und sind durch alle Buchhandlungen, oder direkt vom unterzeichneten Verlag gegen Einsendung des Betrages (Briefmarken), zu beziehen. Die Jahresserje mit 12 Nummern kostet pränumerando M. 6. — 7 francs. 50 ctms. [nur direkt durch den Verlag]. — Wegen der früher erschienenen Nummern wolle man sich, wenn die betreffende Buchhandlung keine Auskunft geben kann, direkt an den Verlag wenden. — Die neue Serje liegt im Druk zum Teile fertig — wegen Raumbeschränkung laßen wir hier nicht die Titel folgen. Qui vivra verra!

Paris
13 rue des Abbesses.

Verlag der Zürcher Diskußjonen.

Druk von J. Schabelitz in Zürich.

Inhalts-Verzeichnis
zum zweiten Jahrgang 1899.





No. 25—26.* [Dritter Jahrgang.] 1900.

Zürcher Diskußjonen.

Tristan und Isolde in Paris.

Von

Hans Dettmar (Paris).

Ich hoke oben auf meiner troisième Galerie — denn zu einer stalle d'orchestre für 25 francs hatte ich kein Geld — auch keine Lust — und sehe hinunter in den kahlen Raum, der sich demnächst mit Damast-Taljen, kahlen Schädeln, ausgeschnittenen Kleidern und strozenden Brüsten füllen soll. Eine furchtbare Leere gähnt da herauf, drei Stok hoch, drei Stok tief meine ich, eine Art Heidelberger Faß mit Damast ausgeschlagen, und Richard Wagner wird jezt in einer Stunde diesen Raum mit seinem Geist ausfüllen, und was werden diese Hern und Damen, die aus allen möglichen Büros, Ministerjen, Salons, Schanklokalen und Comptoirs herauskommen, wenn sie aus diesem grosen Faß des unvergleichlichen teutonischen Schenies einen Zug getan, wenn sie von Isoldens Zauberkelch genipt, was werden sie sagen, was empfinden und mit nach Hause nehmen?

Warum kommen eigentlich alle diese Hern und Damen hier zusammen? ....

Ein muffiger Geruch strömt jezt herauf aus der Tiefe. Man hat nicht gelüftet. Warum hat man nicht gelüftet? Gestern Abend, das heist: Gestern Nachts 1/2 12, schloß hier in diesem gleichen Saal irgend eine kleine, dumme Operette, und seither hat man nicht gelüftet. Es ist klar, daß hier die Angst- und Unlust-Gerüche dieses operettenhaften Publikums hier herum noch auf den Bänken lagern ...... Ich greife auf den Plaz nebenan, streife ab, rieche daran: ja wahrhaftig: der Plaz stinkt auch, das ganze Teater stinkt ....

Ein bläulicher Dunst, wie in einem Märchendrama, liegt über der ganzen Tiefe.

---

* Diese und die folgenden Nummern waren bereits fertig gestelt, als in Folge von Umständen, die auserhalb der Machtbefugniße des Herausgebers lagen, eine Unterbrechung im Erscheinen der Zürcher Diskußjonen stattfinden muste.

Das macht sich gut. Misterjöse Dinge, Seelen-Dinge, wie diese Liebe Isoldens zu Tristan — er war ja gar nicht bei der Sache; ihm war die Sache ja ganz egal; sie wolte nur ihren Willen durchsezen — misterjöse Dinge, wie diese Liebe Isoldens zu Tristan, solten immer vor einer bläulichen Atmosfäre gespielt werden, durch eine bläuliche Atmosfäre hindurch dargestelt werden, das macht sich gut, das wekt den Glauben der Seele auf . . . . .

Tief, tief unter mir all' die schlanken Parketreihen, die stalles d'orchestre und die baignoires, alle noch leer . . . . . . was ist das dort? was sind das für weise Punkte? . . . . . . Durch den blauen Dunst kann ich nichts erkennen, wie ein Vineta liegt Das da tief unter mir, als würde unter dem Wasser gespielt, und auf die Parketstühle sezten sich Seejungfern und Melusinen, um zu sehen, wie eine ihrer Schwestern den Tristan betrügt . . . . . . was sind das für weise Punkte dort? Sind es Muscheln? Sind es Fische? . . . . . . dort auf allen Sizreihen? . . . . mein Gott! nein, es muß doch das Teater überall gleich ausstaffirt sein, wir leben doch in einer Republik, was dort auf den Sizreihen liegt, müste auch in den Loschen und auf der Gallerie zu finden sein — meint Ihr denn, man wird den Besuchern da unten eine Extra-consommation aus Austern serviren? — nein, nein! ach da: sieh, überall liegen diese weisen Zettel — es sind Bücher — man sieht durch den blauen Dunst so schwer! — nein, es sind Programme — hier, neben Deinem Plaz liegt auch eins!: — es ist das Textbuch — nein! es sind nur Programme — was steht denn da?! — Association des Concerts Lamoureux — na ja! — Ce programme est distribué gratuitement — na ja, was ich sagte: Gott, Lamoureux ist gewiß liebenswürdig, die Franzosen sind gewiß liebenswürdig, sie sorgen dafür, daß jeder Besucher einen beiläufigen Begriff von dieser schwierigen Oper erhält — Gott, ein Glük! ich bin froh — ich kann mir nicht diese Sachen kaufen — ich habe kaum mehr soviel Geld, daß ich mir eine Oransche im Zwischenakt kaufen kann — übrigens kenne ich die ganze Tristan-Legende so ungefähr — er war jedenfalls ein ganz schwerfälliger, ungeschikter Mensch, wie alle diese Haudegen, ein in Liebessachen ganz unerfahr'ner Mensch — und, da er sich nicht in sie verlieben wollte, so machte sie ihn verrükt — und schob dann die ganze Geschichte auf ihre Kammerjungfer . . . . . . ungefähr dieselbe Vergiftungsgeschichte wie damals mit dem Grafen Chorinsky und der schönen Ebergenyi — sie bekamen alle vor vielen Jahren sehr hohe Zuchthausstrafen, und sind dann, glaube ich, im Irrenhause gestorben . . . .

Himmel! was sehe ich? — Herr Lamoureux! Sie zeigen in Ihren musikalischen Programmen Korsetten-Fabriken an? „Corsets en tout genre . . . . . .“ ich bedanke mich! Das gehört doch nicht in eine „Tristan“-Vorstellung! Diese ausladenden fleischlichen Formen, wo es sich um eine der höchsten Offenbarungen reiner, willenloser Liebe handelt!! . . . . . „man kann die Programme nicht umsonst geben, wenn man ihre Drukkosten nicht durch Inserate hereinbringt . . . .“ — Das ist ganz gleich! — Das gehört einmal nicht hieher! — ebenso gut könte man hier oben Parfümerieen verkaufen oder Schildkrott-Kämme . . . . . ich bitte Sie um Gotteswillen, Monsieur Lamoureux, sezen Sie doch nicht den allereinfachsten Anstand bei Seite — angesichts dieses gewaltigen Werkes! — was steht denn da?: „Comment il faut couper une jupe . . . . .“ das wird ja immer netter! — „la Jupe est la partie la plus importante du Costume . . . . .“ ich bedanke mich . . . . . errichten Sie doch gleich hier ein marchands-de-mode-Magazin, oder einen Gemüsemarkt von mir aus . . . . . das schreit ja

Alles gegen den Himmel der Aestetik hinauf! ..... Himmel! es stinkt in diesem Teater, und in allen diesen Samt-Kißen der leztnächtige Schweis, und jezt noch diese Korsett-Annonsen mit Wallfisch-Einlagen ..... die ganze Vorstellung kann mir jezt gestohlen werden .....

Aber wo bleiben Sie denn, meine Damen und Hern, kommen Sie doch, in zehn Minuten begint das Vorspiel, und, Sie wissen doch, die Vorspiele von Richard Wagner sind alle so ungeheuer wichtig ..... da stehen sie nun vor den Spiegeln mit kreideweisem Gesicht, ordnen noch ein Haarfältchen und schminken die Brüste, und die Hern rüken an der Krawatte und ertragen die Schmerzen ihrer zu engen Lakstiefeln — und wißen nicht, daß in wenigen Minuten eine der grösten Leidensgeschichten eines armen, gehezten deutschen Künstlers sich ihnen aus dem Orchester entladen wird, das Herzblut eines der gewaltigsten Geister in Posaunen und Trombonen zu ihnen emporströmen wird ..... und sie meinen, sie könten davon einige Takte entbehren ..... Tristan und Isolde, das sind ja nur Fantasmagorien, nur Spiegelbilder, Tristan, das ist ja Richard Wagner, und Isolde, das ist ja Frau Wesendonck in Zürich, in deren Haus der Flüchtling gewohnt und die er verführt hat, und wegen der er vom Manne und von ganz Deutschland Schuft und Schweinehund gescholten wurde — und er wolte es erklären, daß er unter dem Bann eines unbegreiflichen Zaubers gestanden habe, daß er ein willenloses Objekt gewesen sei — und deswegen schrieb er „Tristan und Isolde", und deswegen ist Tristan so steif und linkisch ausgefallen, und Isolde so feurig und fortreißend, und der Giftkelch, das sind die Augen von Frau Wesendonck ..... kommen Sie doch, Sie verlieren ja das Schönste! .....

Endlich kommen sie ..... wie ein Bienenschwarm erfült's schon das ganze Haus — und da! ich drehe mich um: um Gotteswillen! schon die ganze Gallerie voll! — hinter mir ein Ameisengewimmel eines riesigen Amfiteaters! — wo war ich denn mit meinen Gedanken? — Alles ist schon überfült! — mein Gott, und diese begeisterten Gesichter! es sind junge Franzosen, es sind Wagner-begeisterte Franzosen ..... „Messieurs-dames! voici le programme! soixante centimes! ....." — Ja, sind Sie nur ruhig! Wir haben schon genug von Ihnen! ..... dieses ekelhafte Geschrei gerade vor einer heiligen Oper ..... Wir haben schon Alle Programme! Sehen Sie denn nicht, daß Jeder sein Programm vor sich auf dem Plaz liegen hat? .....

Unten, in Vineta, kommen die hübschen Seejungfern in ihren schillernden, schilpenden Anzügen, fast Alles ausgeschnitten, Hals, Busen, Arme, Naken, fast halb-nakt, fertig zum Schwimmen. Sie lesen in ihrem „programme" und suchen mit ihren glasigen Augen irgend ein Objekt im Zuschauerraum, das sie feßeln könte. Keine schaut da herauf! Keine schaut herauf zu mir! ..... Oh, meine Damen, glauben Sie ja nicht, daß ich irgend einen Anlaß hätte, Ihnen böse zu sein ..... glauben Sie mir, meine Damen, während der nächsten zwei, drei Stunden kommen höhere Herzensfragen, kommen höhere künstlerische Fragen hier zum Ausspielen, als Sie zwischen Ihren Fischbeinen zu fühlen im Stande sind! .....

Ein Tumult, ein wachsender Tumult, ein Brausen und Lärmen ..... jawol! jezt soll Allen noch geholfen werden ..... Alle kommen zu spät, und Allen soll jezt noch geholfen werden! — gewiß! ja! Fusbänkchen bekommen Sie auch noch, weil Ihre Beinchen alle so kurz sind ..... „Oui, Madame!" — „Merci, Madame!" — „Merci bien, Madame!" ....

Das Vorspiel hat begonnen —

O mein allmächtiger Gott! welch' eine Qual, welch' eine Bitternis in diesem Menschenherzen, welches darauf verzichtet hat, sich jemals zu rehabilitiren, und nur noch einen Ort sucht, sich anständig auszuweinen ..... welche Heiserkeit in diesen Akorden, welche Stimmbandlähmung in diesen Hilferufen, welche Ausgeschrieenheit in diesen Holzbläsern! ..... Da ist Alles versengt, Alles verbrant, da ist nur noch Asche, nur noch trokner Assfalt und bituminöses Herzklopfen ..... Wir sind so viel gewöhnt von Wagner, wir waren so viel gewöhnt von Wagner, Stundenlang vor grauen Gespenstern zu sizen und Minutenlang in das graue Einerlei hindämmernder Herzens-Oede zu bliken — aber solcher Verzicht auf das Glük, solches In-der-Asche-Sizen, solch' Hiob'sche Trübsal und Mit-Glasscherben-sich-die-trokne-Haut-Aufschinden ..... da wird der Mensch herausgeschmißen aus Deutschland, entgeht mit knapper Not dem Schiksal Bakunin's, auf einer Sächsischen Festung bei lebendigem Leib zu verdorren, komt glüklich über den Rhein, flieht nach Zürich — und dort tritt ihm das Schiksal in Gestalt einer funkelnden Frau entgegen — er komt zu Fall — und nun kreischt es im ganzen Hause: Schweinehund! — und in ganz Zürich kreischt es: Schweinehund! — und durch ganz Deutschland kreischt es: Schweinehund! — Undankbarer! — Des Hauses Wirtin Verführer! — Der eigenen Gastgeberin Verführer! — Des gastlichen Hauses Beschmuzer! — Beschimpfer des Hausherrn und seiner flekenlosen Ehre! ..... und nun liegt der Mann auf dem Rüken und beneidet das Schiksal Bakunin's, alle Flüchtlinge der 48er Bewegung, von denen es in Zürich wimmelt, wenden sich von ihm ab, noch vor 14 Tagen ein Held und Rufer auf den Barrikaden, und jezt lautlos hingestrekt, ein stiller Mann, den Jeder mit Schmuz bewerfen darf ..... die tempi sind zu rasch! Monsieur Lamoureux, Sie müßen das langsamer nehmen! — bitte sehr: so stirbt kein Mensch! so vertroknet kein Mensch! — Levi in München nahm das viel langsamer! — auch Bülow nahm das viel ächzender, sich windender! — Sie sind überhaupt zu fett, um so eine Oper zu dirigiren! — doch, doch, ich weis Das! — deswegen hat auch Lachner in München die Oper nie verstanden! — nur die fetten Leute verstehen sich gegenseitig — und die Mageren müßen einander dirigiren ..... ja, ja! Sie haben ja den guten Willen, Sie haben auch viel Verdienste für Paris, gewiß, Sie haben eine gute Seele — aber Ihre Seele ist zu fett, zu fett, um Wagner zu dirigiren ..... verstehen Sie mich nicht falsch! .....

Gott, welches Aas komt denn da herein? — Welches Aas will denn da jezt in's Parkett? — Wir stehen beim Tot eines Helden, und dieses Aas komt vielleicht von irgend einem Five-o'clock-tea, wo es sich von allen Hern abküßen ließ, und will hier ruhig weiterfahren — Alles steht auf! — Es ist zum Opern-Glas-Hinunterschmeißen! ..... „Pst!" ..... „Pst!" ..... Ja, sezen Sie sich! — Diese Ungezogenheit! — Diese koloßale Ungezogenheit! — Diese ganz auserdimensionale Unverschämtheit! .....

Nein! Es gibt keine Reparazion von erlittenem Unrecht! Es gibt keine Restituzion von erlittenen Seelenschäden! Was verloren ist, ist verloren! — Man kann ein Schiff ausbeßern! — Aber man kann keine Seele ausbeßern! — Es giebt keine Reïntegrazion der Gefühle, wenn man von einem anständigen Menschen, den man schäzte, deßen Hochachtung man besas, das Wort „Sauhund!" in's Gesicht geworfen bekommen hat. Etwas bleibt. Ja,

selbst wenn Sie später den Roten Adlerorden bekommen, etwas bleibt. Sie dürfen nicht daran zurükdenken, ein Stük Zuchthaus der Seele bleibt ..... Gut, ja, wenn Sie es, wie Goethe, mit einem Gedicht, wie Wagner, mit einer Oper, abtun können, simbolisiren und fixiren können — dann ist es vernarbt — aber die Stelle bleibt, sie bleibt empfindlich, Sie dürfen nicht daran rühren, nach der Seite bleibt Ihre Erinnerung mit einem grausigen Vorhang bedekt .....

Wie diese Geigen wimmern! Wie Das hülflos herauffleht! — Und dieses Gebrösel der Holzbläser, als wäre Kolofonjenstaub in ihre Kehlen gekommen ..... dieses Aechzen, dieses Verlaßensein von allen rettenden Geistern! ..... Ob ihn Schopenhauer berührt hat? Nein, das war nur eine Ausrede. Er sagte das, weil Das immerhin gut klang. Er stürzte sich in dieses Nirwana, weil er den realen Boden, den Boden der gegenseitigen Achtung, das Menschenglük, das reale Dasein, Freundschaft, Liebe, Hofnung, Alles verloren hatte. Man begibt sich nur auf diese Abwege, wenn man den realen Boden unter seinen Füsen verloren hat. Manfred stirbt unter Gletschern, weil er im grauen England, im merry England den Boden verloren hatte. Der junge Stauffer-Bern wird mit seiner Geliebten in Italjen wahnsinnig, weil er zu Hause, in der Schweiz, in seiner Heimat, zum Schurken, offizjell durch diplomatische Hülfe zum Schurken deklarirt worden war. Beide werden in Italjen wahnsinnig, weil Beide zu Hause in Folge offizjeller Erklärung die Luft nicht mehr atmen konten. — Auch „Faust"? — Ach Gott, Faust, dieser aufgeschwemte Genüsling konte immer noch in der behaglichsten Stimmung fortleben. Er konte immer noch mit Gansleberpastete links, und der Hure Vulpius rechts im Nebenzimmer ganz bequem seine spinozistischen Tiraden loslaßen. Ein Pfiff, und der Kammerdiener erschien und schnalte diesem pastösen Faust-Minister die Gamaschen um, und derselbe ging dann zu Hof, und lispelte Worte süser Ergebenheit und empfing huldreiche Anerkennung. Mit diesem Spek, mit diesem Wampen unter dem Schlafrok, mit diesem pomadigen Gehirn dringt man nicht zur Frage der Vernichtung des Daseins, der Abwägung der Existenz vor. Den hätte Jemand der hurerischen Liebe zeihen sollen — er wäre über Weimar-Eisenachs Grenzen hinausgeflogen wie ein Foot-ball ..... aber Wagner war kaput, Wagner war auf dem Hund, Wagner hatte das Höchste zu erreichen gestrebt, er war schon im „Lohengrin" zu den höchsten Grenzen der Transzendentalität vorgedrungen, und nun ward er auf einmal als „Sauhund" verdächtigt worden — nicht der „freien Liebe", ach Gott, das wär' noch gegangen — nein, als offizjeller „Sauhund", vor dem Familjen ausspuken — und da solte er weiterarbeiten! — Was solte er denn nach dem „Lohengrin" machen?! ..... hören Sie nur diese Geigen, dieses Geflenne! — haben sie Sordinen aufgesezt? — nein, sie haben keine Sordinen aufgesezt! es ist ja auch zu hell — der Klang ist viel zu frisch — Wagner weigert sich noch, im beschmuzten Rok umherzulaufen — er meinte, er habe ja nur „geliebt", nur, was Goethe getan — ja, Freund, das hätten Sie vorher wißen sollen, si duo faciunt idem etc. — Sie hatten schon von Haus aus den „Hunde"-Komponenten in sich — ich meine: die Entwiklung zum offizjellen „Sauhund" — Leute Ihrer Gattung können den Fustritten nicht entgehen — während Goethe hatte von Haus den Keim zum Staatsminister in sich, den Verfettungs-Keim, des Gestreicheltwerdens — deswegen ist auch der „Faust" so wäßrig-banal, so pasteten-verdauungsmäsig — und deswegen ist „Tristan" so an's-Herz-

greifend, so unermeslich schmerzhaft ausgefallen ..... hören Sie die Holzbläser? — Hören Sie die Holzbläser? — sind es Holzbläser? — Nein, es sind keine Holzbläser! — doch, es sind Holzbläser! — hätte man geglaubt, daß man mit Klarinetten so weinen kann, so furchtbar schluchzen kann? — deswegen hat Wagner immer in seinen Partituren „ergreifend" — „mit tiefem Ausdruk" u. dergl. hingeschrieben — aber die Meisten haben es nicht verstanden! ..... schweigt Ihr Hunde! — schweigt Ihr Gallerie-Hunde! — wir sind hier an der ergreifendsten Stelle! ..... Wagner stirbt — ein Held stirbt — eine ungeheuere Seele gibt es auf weiterzuleben — wie können Sie hier rumoren? — gerade an dieser Stelle! — schweigt Ihr Bestjen da drunten! — es gibt jezt nichts zu lachen, nichts zu tuscheln. — Wie können Sie jezt mit Ihrer Nachbarin im Parket plaudern und sich gegenseitig die schönen Zähne zeigen? Dazu haben Sie doch nachher Zeit, nachher, wenn das Gefror'ne gegeßen wird! — Alle Ihr Bestjen da drunten, Ihr Fischottern da drunten im blauen Waßer, schweigt, und hört, wie hier diese deutsche Seele auf dem Teater verblutet! .....

Ein kleiner Hofnungslaut! — Oh, trauen Sie nicht diesen Tönen! nicht diesen par hellen Geigenstrichen — er ist fertig, seine Seele ist hin, er ist hingestrekt auf die Matraze des Stöhnens, des Sich-selbst-zerfleischens ..... wie gerne möchte er jezt mit Bakunin tauschen, dem auf der Festung Königsstein die Zähne aus dem Mund herausfaulen, mit ihm, der noch eine ganze Heldenlaufbahn vor sich hat — während er, der im Hause Wesendonck gut zu leben, Freude in Hülle und Fülle, die Freiheit der Schweiz hatte, nun geknikt, im Lebensmark zerstört ist — noch vor 6 Wochen sasen sie zusammen in Dresden und berieten den Sturm auf die Altstadt, und jezt ist er, der königliche Gefangene auf der Festung ein Held, und er, der freie Mann, im tiefsten, schwärzesten Verlies des Seelenjammers, der Selbstanklagen .....

Ein Schrei! .....

Um Gotteswillen, was ist geschehen? —

Isolde hat das Gift genommen:

Büken Sie sich nicht so vor! — Sehen Sie denn nicht, daß das Alles nur Fantasmagorie ist, nur Simbole ..... was flüstert, was kichert Ihr? Es ist hier keine Geilheit zu sehen! — Wenn Ihr es nicht im Busen selbst tragt, wenn Ihr die Musik nicht selbst in der Seele erfast habt, werdet Ihr es nicht erjagen und nicht erhalsen! ..... Kommen Sie denn einen Teaterkelch anzustaunen? — Schweigt Ihr Hunde auf der Gallerie! .....

Gott, das ganze Teater ist auser sich. — Sie haben einen Kelch gesehen, der Gift enthalten soll! ..... Ist denn Das so etwas Unermesliches? — Diese Schale Zinn für 50 centimes? .....

Ein Schrei! .....

Gott, Isolde, Du bist prächtig! — Ja, ja, so wird es gewesen sein! — Ja gewiß, anders wird es Frau Wesendonck auch nicht gemacht haben! ..... Mein Gott, ja, wenn Ihr Frauen solche Augen macht, dann sind wir Männer verloren! — Ihr habt ja zwei Giftkelche in Euren Augen, wozu bedarf es da noch des Bechers aus Zinn? ...... Ja, sicherlich, Jeder wäre hier mit Wagner verloren gewesen. Ja, Jeder; auch Bakunin, gewiß; ein Glük, daß er auf der Festung ist. Lieber seine Zähne verlieren, als den Verstand .....

Ein Schrei! .....

Die Vorstellung wird gut! — Wenn es so weiter geht, wird selbst Hermann Levi zufrieden sein. — Sie sind zu fett, Herr Lamoureux, aber immerhin! — In fetten Persönlichkeiten schwimt oft eine unendlich feine Grazie (auch Goethe war sehr fett). — Haltet Euch waker! — Und Ihr da drunten, Ihr Bestjen, wolt Ihr jezt endlich das Schwäzen laßen? ..... Herr Tristan! sehen Sie denn nicht, daß diese Frau in Sie verliebt ist? — Stehen Sie doch nicht so hölzern dort! — Ja, ja, Wagner hat Sie so reservirt komponirt, weil er die Schuld von sich abwälzen wolte, Jeder möchte natürlich in der Geschichte und in der Oper so vorteilhaft erscheinen, als nur möglich — aber, wollen Sie denn alle Schuld auf diese Frau wälzen? ..... die Frau wird Ihnen die Schuld zuschieben, der Mann wird Ihnen die Schuld zuschieben, Zürich wird Ihnen die Schuld zuschieben, ganz Deutschland wird Ihnen die Schuld zuschieben — Alles wird Sie beschmuzen und befleken — auf Jahrzehnte hinaus! Und wenn Sie einen gräslichen Septimen-Akord wagen, einmal die Sept nach oben auflösen, einmal eine unerhörte enharmonische Tat begehen, wird man sagen: Was will denn der Kerl? Der hat ja eine verheiratete Frau verführt! ..... Gehen Sie ein par Schritte näher, Herr Tristan, sehen Sie denn nicht, daß Sie die Frau längst behext haben, es ist ja nicht zum Ansehen — sehen Sie nur, wie sie sich windet und krampft, schlieslich muß sie histerisch werden, nur damit Sie sich verlieben: .....

Ein Schrei! .....

Oh, ja, Ihr mit Eurer Ehre! — Hagen und Kompanie — Ihr mit Eurer Ritter-Ehre — Ihr werbt mit reinem Herzen für Euren König —

„Tristan's Ehre —
höchste Treu' ....."

und dann, wenn Ihr Euch auf dem Weg nicht mindestens in die Braut verliebt, spukt sie Euch in's Gesicht ..... Merken Sie sich das, Herr Tristan, jede Frau will von jedem Mann geliebt sein, wenn auch nur à distance, aber sie will es hören, sie will den Liebesschwur hören, ihn zurükweisen oder annehmen, je nachdem — aber gar nichts tun, nur werben und von seiner Ehre reden, von seiner Treue gegen den König — das erzeugt dann solche Krämpfe, das zwingt dann das Weib, sich so aufzuführen — ja, ja, Wagner ist entschuldigt, er kam gewiß mit reiner Absicht in Wesendonck's Haus — wer komt auch mit blutigen Händen und mit vom Pulver geschwärztem Gesicht aus einer Revoluzjon, um sich gleich mir nichts Dir nichts zu verlieben — er dachte nicht daran — er war tapfer wie Bakunin, Kinkel, Schurz und alle die Andern — aber diese Frau mit ihrer prachtvollen Hüfte, mit diesen von keinem Korsett eingezwängten Brüsten, die sich wie junge Wölfe unter dem roten Triko bewegen ..... zurük Ihr Hunde! Ihr Saukerle! Ihr Gallerie-Geschöpfe! meint Ihr, man komt hierher, um die Brüste von Madame Joubert zu bewundern, glaubt Ihr, das ist ein Tingel-Tangel? — Geht in die Folies-Bergère, wenn Ihr Brüste sehen wolt! ..... und Ihr dort drüben, legt Euch nicht so stierig auf die Galleriebrüstung, hier gilt's nicht Lüsternheit! — wir sind hier in Bayreuth! ..... was sagte ich? — wo war ich? — ja: ich möchte Den seh'n, der dieser Frau widerstanden hätte! Nein, Madame Wesendonck, Sie müßen nicht nur vor der Teater-Geschichte, sondern auch vor der Kunst- und politischen Geschichte die Verantwortung für Wagner's „Fall" übernehmen — Wagner war zudem er-

schöpft, er kam von Dresden, wo er kgl. Hofkapellmeister war — bedenken Sie: kgl. Hofkapellmeister — dazu von dem schmählichen Ausgang der September-Revoluzion erbittert — da fält man nicht auf jede kleine, hübsche Zürcher Fraze herein! — Sie müßen es schon arg getrieben haben, Madame! ..... hören Sie nur diese Flöten! — wie das ruft! — wie das weibliche Herz ihn umschmeichelt! — Wie? — sind es Flöten? — ja, es sind Flöten, das heist: es ist diese berükende Zusammenstellung von Oboë, Flöte und Klarinette, die schon Weber so geheimnisvoll angewant hat, und die dann Wagner mit so raffinirtem Zauber fortentwikelt hat — diese leise Krächzen, diese Holztöne, dieses Gedakte, dieses Stumpf-Klagende, es ist der Ausdruk der nordischen Seele, das Nebelhorn, wenn die menschliche Seele auf unsichtbaren Gewäßern fährt, ein Orgelpunkt, die Holzpfeife .....

Ein Schrei! .....

Oh mein Gott, Madame! in Deutschland dürften Sie das nicht tun — oh! — Sie haben Das in der Salpetrière gelernt! — Sie haben sich von Charcot einige Histerische, einige convulsionnaires vorführen laßen — und dann haben Sie das Kostüm extra darnach geschnitten! — ein gedämpftes Rot — o mein Gott, Madame! Sie dürften Das in Deutschland nicht tun, die Polizei käme Ihnen auf den Hals — Die Teater-Polizei käme Ihnen auf den Hals — Sie arbeiten mit dem Leib, Sie treiben den Leib heraus, dieses konvulsivische Herausstürzen, diese brüllende Aufforderung, — das ist ja die reine danse du ventre! — so ist es gewiß nicht gewesen — keuscher war Frau Wesendonck gewiß angezogen — ja, wenn Sie auch vergiftet sind! — das Gift wirkt doch nicht lediglich auf die Muskulatur des Unterleibs! — Sie müßen auf diese Weise die Fantasie des hölzernen Tristan zerrütten — er muß auf diese Weise zu Fall kommen ..... Gott, was seh' ich? — ein kleines Mädchen — dort auf der Seiten-Gallerie — weint! — Kind, warum weinst Du? wie alt bist Du? — kaum 13 Jahre alt — wie komst Du daher? — die hellen Rinnen laufen ihr über die Baken —

„und ihre Tränen fliesen
wie Bächlein auf den Wiesen .....

Herr Wagner, haben Sie diese junge Französin schon niedergeworfen? ..... Greift Dich Das so an, mein Kind? wirkt denn Das so jung schon auf Deinen kleinen Körper? — sie start wie eine Beseßene auf Isolde — wilst Du Dich denn auch einmal so bewegen? — sie ist wahrhaftig ganz eingenommen, engouée — ihr Gesicht blutigrot, tingirt ..... ist das nicht zu früh, Monsieur Bérenger? Soll man die Kinder so früh in's Teater laßen? .....

Ein Schrei! .....

Bravo Isolde! — Du wirst wahrhaftig immer beßer! — Ja, Ihr habt Das Alle von der Sucher, von der Rosa Sucher — das macht nichts. — Ihr dürft Euch einander bestehlen! — Die Sucher, diese Niederbaierin, schrie gerade bei dieser Stelle, wo das Gift zu wirken anfängt, und wo sie plözlich erkent, daß sie sich haltlos, schamlos den Gelüsten Tristan's überlaßen muß, gerade hinaus. Sie schrie geradezu wie eine Verzweifelte direkt hinaus. Wie eine Viehmagd. Gerade, als wenn sie auf freiem Felde wäre — ein Schrei! — und das wirkte so furchtbar auf die Nerven — in Bayreuth, in dem schwarzen Kasten, in der prüden, heißen, deutsch-protestantischen, amerikanisch-englischen Stikluft wirkte Das so furchtbar auf die Nerven! — Befreiend! ..... bitte, drängen Sie hier nicht, der erste Akt ist bald zu Ende ..... Dieser Schrei stamt eigentlich von der Wolter, es ist der „Wolter-

Schrei" aus „Sappho", „Antigone", „Maria Stuart" — der Teater-Schrei aus den Schiller'schen Dramen — und Eine schreit es der Andern nach — auch Madame Joubert schreit so furchtbar — warum schreien Sie so, Madame? — ich will es nicht tadeln! — es wirkt erfrischend — abkühlend .... wo ist meine Oransche? — nach dem ersten Akt kauf' ich mir eine Oransche — die Holzbläser haben Einen wirklich ganz troken gemacht ..... Tristan hat sie jezt gefast! — endlich! — Tristan ist auch vergiftet — natürlich — er brauchte ja vor Allem des Giftes — diese kalte Figur, die von der „Ehre" spricht — was gibt ihm Frau Wesendonck dafür? was gab sie ihm? — Männer müßen von Weibern vergiftet werden — das ist der Lauf der Welt — man nent es Liebe — wenn sie dann vor der ganzen Welt wegen dieses einzigen Kußes mit Drek beworfen werden, so ist das ihre Sache — Tristan hat sie jezt gepakt — ein Glük! es war höchste Zeit! — wie das wimmert! — wie das Orchester schluchzt! —

Ein Schrei! .....

Ihre Konvulsionen kommen jezt nicht mehr so zur Geltung — Tristan steht halb davor — sie kann sich jezt nicht mehr so wild geberden und die Kunst ihrer Brüste zeigen — Tristan steht im Wege — dafür kann sie sich jezt auf seinen Armen beßer abmartern, abkämpfen — Gott, man meint wirklich, Das wäre ein Gewaltakt! — Madame Joubert, können Sie denn dann noch stehen? — er erdroßelt sie halb — er prest sie an sich — er drükt ihr fast die Augen und die Zunge aus dem Leibe! — Wagner wolte den Leuten zeigen, daß und warum man liebt ..... ja, was hilft da alle Polizei? — was hilft alle Moral? — was hilft die Staatsreligion? das Königtum? die roten Adlerorden? die heiligste Scheu? das Gottesgnadentum? aller Speichel der Hofleute? der Befehl auf das Volk zu schiesen? ..... Hier ist das Urfänomen, welches die Menschen fortreist, zu stürmischer Entwiklung gebracht — es pakt Dich — die Liebe zum Weibe — wirft Dich hoch empor zu brausendem Entzüken — und läßt Dich dann mit zerschmettertem Schädel zu Boden fallen — aber Du wirst es tun, Du wirst nicht zurükschaudern, Du wirst auf die Barrikade stürmen, Du wirst das Weib umklammern — keine Macht der Erde wird Dich zurükhalten, kein Hofschranzentum, keine faulen Versprechungen, Du wilst Dein Blut einsezen — für Liebe und Freiheit ..... da komt König Marke — mit seinem gefror'nen, lieblosen Gesicht — mit seinen Hofleuten, mit seinen Orden ..... o Majestät, Sie kommen zu spät — das höchste Glük ist Ihnen aus den Händen genommen — er hat sie schon gehabt — Tristan hat Isolde umarmt — sehen Sie dort dieses Weib, welches sich in seinen Armen windet: es ist die Volksgunst, sie ist Ihnen entkommen — numine afflavit deus — sie berührt wie der götliche Hauch — es ist die Gnade des Volks — sie hat sich Dem hingegeben, der sie geliebt hat, der sich hat verführen laßen und den sie verführt hat — fletschen Sie jezt Ihre Zähne, heulen Sie Verwünschungen, laßen Sie auf das Volk schiesen, rufen Sie den Ohnmächtigen an, zeigen Sie Ihr Gottesgnadentum, zählen Sie Ihre Orden, Ihre Vliese, Ihre Bänder — Sie können es nicht mehr wenden, Sie haben es verscherzt, Glük, Liebe und Welt gewint man immer nur wieder mit Liebe ..... sehen Sie dort die Umschlungenen, die Glüklichen, die Sich-Liebenden! .....

Plumf! — der Vorhang fält. Das Orchester stürzt schaudernd wie ein Flammenstos zusammen .....

Ein einziger, unsichtbarer Schrei des Entzükens geht durch das ganze Haus; ein Schaudern und Frösteln durch all' die Tausende! .....

Fast war die Lekzjon zu heftig; man ist erschöpft; es war wie ein Feuerregen, ein Seelensturzbad; Alles eilt hinunter, sich zu erfrischen; es gibt ein Gedränge .....

Eilen Sie nicht so! — Drängen Sie nicht so! — Ich muß mit! .... Man wird die Stiege hinuntergerißen .....

Himmel wo ist mein Geld? — meine Oransche? — Herr Gott, wo ist mein Geld? mein Daseins-Grund? meine Existenz? — Um Gotteswillen, haben mir diese Gallerie-Hunde auserdem auch noch mein Geld gestohlen? ..... halt, ich hab's! — da ist es! — „Eine Oransche!" — deux sous Monsieur. — Hier! — Merci, Monsieur! — Ja, schreien Sie nur nicht so! .....

Die Sache ist die: Wagner konte nur aus der absolutesten Verlaßenheit, aus der tiefsten Verzweiflung heraus, im vollständigen Ekel gegen Alles, was ihm bis dahin achtungswürdig und begehrenswert erschien, in der vollständigen Hofnungslosigkeit, je wieder heraufzukommen, dieses grandiose Schmerzens-Werk gebären ..... man rührt nur dann an die höchsten Fragen, an die lezten Fragen der Menschheit, in dem Moment, da man sich selbst aufgibt; in dem Moment, da die eigene Existenz bedroht, sozusagen erloschen ist, schärft sich der Verstand für die Allgemeinheit und erzeugt einige Visionen von blendender Klarheit und furchtbarer Sehschärfe — alle im Sturm auf dem Meer Ertrinkenden werden knapp vor der Katastrofe geisteskrank, was sie in den par Momenten innerlich erleben und aussprechen könten, wären gewiß Blike und Intuizjonen von unerhörter Tiefe — alle vor dem Selbstmord Stehenden erhalten, sobald der Entschluß vorüber, sobald der eigentliche Kampf vorüber, eine fast kindliche Heiterkeit, eine Naturtreue, ein innigstes Naturgefühl, weil das Aufgeben der eigenen Existenz ein Naturfänomen ist ..... stehen Sie nicht so albern, so zwischenaktig dort und eßen Sie Ihre Torte nicht mit so viehischem Ausdruk! man komt doch nicht hieher, um Torte zu eßen ..... was sagte ich?: die Natur-Empfindung komt uns im lezten Moment zu Hülfe, nimt das sterbende Kind in ihren Schos — Goethe hat einmal etwas Grandioses geschaffen, als er, in der Erkentnis des Nicht-Mehr-Weiter-Leben-Könnens, „Werther's Leiden" schuf — aber dieser Faust mit seinem Fett, mit seinen schlürfenden Kinnladen, mit seinen vollgepropften Bücherschränken, mit seinen Teppichen, mit seinem Griechentum, mit seiner billigen Filosofie, mit seinen Majolika-Schalen, mit seiner Helena, mit seinem kosmopolitischen Gedanken-Inzest, der wuste: wird's nun katolisch, oder wird's hellenisch, werden tut's immer etwas — dieser Mensch mit seinem bequemen Gehirn-Bordell konte vielleicht viel Vergnügen, aber nimmer die lezten Schreken eines tiefsten Natur-Empfindens, die lezten Schauer vor den Schranken unseres Daseins auslösen — nimmer! — nimmer! ..... „Voici la pièce! soixante centimes!" ..... oh gehen Sie mir aus dem Wege, Sie ekelhafter Mensch Sie — Sie Goethe! — wie kann man gerade während des Zwischenaktes so schreien und schachern, gerade jezt, wo man doch der Samlung bedarf .....

nein, aber Wagner lebte gerade damals, nach der Wesendonck'schen Katastrofe, in einem furchtbaren persönlichen Konflikt mit sich selbst — es giebt Nichts Gräslicheres, als wenn man sich noch am Abend als Held in sein Tagebuch einschrieb, und am nächsten Morgen von irgendeinem kleinen Filister mit einem Tritt in den — Podex auf's Strasenpflaster ge-

worfen wird — öffentlich! — da schreib' Einer dann „Tristan" — da erhebe er sich dann wieder hoch zum Gefühle eines Lehrers der Menschheit — da schreib Einer dann etwas, was der Menge Vergnügen bereitet, da schreib Einer dann Etwas, was des Menschen Herz in seinen tiefsten Tiefen erzittern, in seinem höchsten Frohloken erbeben macht — vielleicht „Faust"? — meinetwegen! — aber nimmermehr Etwas, welches die dünnen Wände, die uns vom Ewigen, vom Ausermenschlichen trennen, so deutlich empfinden, so hörbar abklopfen läst — bis nicht der Prozeß des Sich-Selbst-Aufgebens, des Die-eigene-Seele-wie-einen-Waschlappen-Hinwerfens vollendet ist, und der Betreffende dann sozusagen nur noch ausermenschlich, nur noch für die Ewigkeit schaft ..... dann schreibt man „Tristan" ..... wenige Jahre später, wo in Wien endlich dieses Schmerzens- und Tränen-Werk aufgeführt werden solte, und nach vielerlei Hin-und-Her wieder fallen gelaßen wurde, weil man wiederum Alles misverstanden hatte, war er ja wenige Schritte vor dem freiwilligen Abscheiden aus einem unerträglichen Dasein gestanden .....

Ein Lichterglanz! Alles drängt und flutet im Foyer: Mein Gott, da stehen sie nun vor den Spiegeln und richten das Haar für den II. Akt, und zeigen die geschminkten Brüste und laßen die schwarzen Haare aus den Achseln hervorstehen, entblösen die weisen Zähne und laßen sich von den Hern anfächeln — so Isoldenhaft! so Madame Joubert! ..... Kinder, das ist es ja nicht! Ihr nehmt das wie eine Oper, wie „Traviata" oder Gounod's „Faust" — das ist es ja nicht! — habt Ihr denn nicht die Flöten gehört, die kranken Klarinetten, daß hier Alles totesehnsüchtig ist? — Ihr meint das Kostüm Isoldens, — den Leib von Madame Joubert — ob Ihr die gleichen Konvulsionen zu Wege brächtet — ob man das etwa in den Salon verpflanzen darf? ..... nein! das ist es nicht! das sind ja nur äuserliche Dinge — wie sagt man?: Fantasmago ..... nein, man sagt: Fantome — das sind nur Zierraten! — aber dahinter stekt das Sich-Verbluten einer armen, deutschen Seele, das Zerstört-Werden einer kühnen, revoluzjonären Seele, die das Höchste gewagt, die auf den Barrikaden geblutet, die Bakunin die Hand gedrükt, die Schopenhauer musikalisch genommen, die die verminderten Sept-Akorte enharmonisch aufgelöst, die den Vier-Viertel-Takt zerstört hat, und die auch in der Liebe vor nichts zurükgeschrekt ..... merkt Ihr denn das nicht? ..... und nun steht Ihr dort und freßt diese schleimigen Rahm-Törtchen! .....

Ein Triller! — ein elektrischer, scharfer Triller! — Krrrrrrrri! — der II. Akt? Nein! — mit diesen Menschen! — Nimmermehr! — mit diesen Bestjen, diesen Fischottern, die sich jezt in ihr schleimiges Waßer zurückbegeben und sich wieder behaglich schaukeln? — nein! — Und auf der Gallerie! — dort wo mein Plaz schon eingenommen ist — da mich hinaufdrängen? — wo man mich auslachen wird? — wo man tête carrée sagen wird? — wo ich nicht genug Französisch kann, um mich durchzufluchen? — nein! — überhaupt: ich bin erschöpft! — innerlich erschöpft! — das halte ein Anderer aus! — Schweigt! — von diesem Blut- und Marter-Werk kann man nur einen Akt hören — zwei, drei Stazjonen auf diesem Golgata — nicht mehr! — dort beten, ja — aber dann fort! — nicht bis zur Kreuzigung! — nicht bis zur äusersten Inbrunst! — hinaus in die frische Luft — hier: meine Garderobe! .....

Ah, das tut wol — Die sollen drinn lärmen! — sollen sich herumdrüken! sie verstehen es ja doch nicht! — irgend Jemand hat jezt meinen Plaz eingenommen — und das Ge-

dränge geht an ..... Isolde komt in ihrem weisen Nachtmantel — wie ein weiser Nachtfalter — der umherirt — der weis, er wird vor Sonnenaufgang noch sterben und der sich zulezt in die Flammen stürzt ..... das verstanden die Franzosen, diese Untreue war ihnen klar, diese verbotene Brüke zum Weibe, das sich, selbst als die Gemahlin des Königs, dem Geliebten in die Arme wirft, war ihnen simpatisch — aber war das Alles, was Wagner ausdrüken wolte? .....

Was die Menschen hier für dumme Gesichter machen! ganz Tristanhaft — Tristane, die das Gift noch nicht getrunken haben — da sizen sie, und trinken Absint! — ist denn das das Leben? ..... ob Das Alles war, was Wagner ausdrüken wolte? — diese exoterische Handlung, das Drüken, Küßen, Vergiften, Umschlagen mit dem weisen Mantel, mit dem Schleier — das war für die Gallerie — daß hier ein Mensch sein Dasein, sein Glük, sein Streben zu Boden wirft, darauf herumtreten läst, sich in Isolde hineingeheimnist, in ihre Schleier sich verwikelt, sich in ihr simbolisirt, mit ihr sich prostituirt und dann sagt: Da, da habt Ihr mich! Ihr woltet mich so haben! Ihr habt mich beschmuzt! Ihr woltet mich der Selbstachtung unfähig machen! nun bin ich so! entmaskuliert! verweibst! verIsoldet! ..... und dann ruhig stirbt, sich moralisch aufgiebt, in's Nirwana sich flüchtet — das war natürlich die Wesendonck'sche Affäre, die ihn mit einem wunderbaren Glük zu Gottfried's Gedicht hingebracht hatte ..... aber ist das der Rest? — sind wir damit zu Ende? — — — habt Ihr den König Marke betrachtet? — ist Das nicht gräslich? — ist Das nicht der reinste Hohn? — nehmt: Wagner kam aus Dresden, war Hofkapellmeister, hatte allen den Schmuz kennen gelernt, dieses Hofiren, Schimpfiren und Galloniren, wo die Anbetung den Mann macht, wo die Kniebeugung der Seele zu ihrer Würde verhilft, wo das Wort „königlich" Dich hierarchisch und antropologisch in eine andere Menschenklaße bringt, Dein Blut ändert ..... hinter ihm lief der Stekbrief, hinter ihm, den entköniglichten Kapellmeister, und jezt hier die Wesendonck'sche Beschimpfung, und Bakunin auf der Festung, und die Flüchtlinge schaarenweise nach Zürich hereinbrechend ..... könt Ihr Euch den Zustand denken? ....

Wo bin ich? — Place de la Bastille. — Was steht da?

LE PEUPLE RECONNAISSANT
A SES CHÈRS CONCITOYENS
DESMOULINS, MIRABEAU, DANTON

Gut! Nun sieh einmal hinüber über den Rhein! — liebe deutsche Seele, sieh jezt einmal hinüber über den Rhein! — Kanst Du Das? — nun? — ist denn Das nicht wieder die gleiche Situazjon? — wo ist jezt unser Kapellmeister? — wo sind die Schurz, Kinkel, Herwegh, Freiligrath, Robert Blum und alle die Tapferen? ..... da ist nichts! — Diese Raße ist ausgestorben! — kahl das Feld! — wo sind die Disteln, die Brenneßeln, mit ihren Spizen und Stacheln? — nichts! es gedeihen nur die königlichen Lilien, die nicht arbeiten, nicht spinnen, und Gott ernähret sie doch ..... Oh, Richard Wagner! — Heiliger Richard Wagner! — erstehe aus Deinem Grabe — ergreife den Taktstok — und morgen begint die Revoluzjon! .....

Unser metteur en pages schreibt mir, ich möge doch rasch einige Zeilen zusammenfliken, damit der Raum hier nicht verloren gehe. Ich tue Dies, indem ich kurz auf die Anklagen antworte, „ich hätte meine Gedichte mit französischen Wörtern gespikt". Der Schriftsteller unterliegt natürlich dem örtlichen Einfluß, wo er sich aufhält. Jagt ihn nach China, und er wird chinesische Broken auftischen. Es gibt aber Dinge, die das fremdländische Idiom prägnanter ausdrücken kann, und wo man natürlich zugreift. So ist der englisch-amerikanische Kunstil voll von französischen Schlagwörtern, die dort geradezu als Zeichen von Belesenheit und feiner Stilistik gelten und durch Kursiv eigens hervorgehoben werden. Z. B. auch bei Poe. Ich erinnere auch an die à-la-mode-Dichterei des 17. Jahrh. in Deutschland, über die wir heute lächeln, ohne die aber die Grazie der „Schlesischen Schulen" nimmermehr zum Ausdruk gekommen wäre. Es gibt aber auch akustische und ritmische Fänomene, die ganz irrazjonalistisch sind, und die sich, ähnlich wie unsere Pausch-Aermeln vor mehreren Jahren, oder die Pluderhosen der deutschen Landsknechte durchsezen, quand même. Denn „quand la mode a parlé il n'y a qu'à s'incliner". Schlieslich möge mir Marzjal aus der Patsche helfen, der in doppelter Weise hieherpast:

Edita ne brevibus pereat mihi charta libellis,
Dicatur potius τὸν δ'ἀπαμειϐόμενος.



INTRA MUROS ET EXTRA.

An unsre Abonenten.

Der freundliche Leser wird sich gewiß schon gewundert haben, warum wir jezt, wo wir schon 1902 schreiben, just erst in's Jahr 1900 mit unsren Flugblättern eingetreten sind. Die Sache erklärt sich auf die einfachste Weise: wir fanden keine Drukerei mehr, die uns gegen Geld und den üblichen Nachruhm die „Diskußjonen" hergestelt hätte, und so griffen wir, rasch entschlossen, zu dem äuſersten Mittel und verlegten die Drukerei der „Zürcher Diskußjonen" — auf den Mond. Meine Freunde erinnern sich gewiß noch jener Strikleiter, die ich auf Seite 299 meiner „Mondgeschichte" („Dämmerungsstüke" Leipzig 1890) losgelaßen, um nach zweimonatlichem Verweilen auf „dem grosen Käs" wieder zur Erde zurükzukehren. Als alle Strike rißen, ergriff ich nun dieses lezte rettende Tau, um nochmals auf den Mond zu klettern und daselbst eine kleine Handdrukerei einzurichten. — Das „Einladungs-Zirkular" der „Zürcher Diskußjonen" wurde, wie bekant, noch von W. Drugulin hergestelt. Es waren zwar auch darin einige Naktheiten zu verspüren, doch glitten dieselben noch glüklich unter den geschwärzten Maschinen der Leipziger Drukerei hindurch. Als ich aber mit der I. Nummer „Die Krankheit Heine's" anrükte, sante mir Herr Johannes Baensch mit Postwendung das MS. zurük und schrieb mir dazu: ich wüste doch ganz genau, daß er keine „Gotteslästerungen" druken dürfe, daß bis zu seinem Stubenmädchen, das zufällig an dieses „Tabu" gestreift, bis zum Postboten, der die „Korrektur" ausgetragen, sie Alle in's Gefängnis kommen könten, ich möchte an seine Familje denken u. s. w. — Ich ging darauf zu J. Schabelitz in Zürich, und bat ihn, er möchte sich doch die Alt-Schwabacher Lettern anschaffen, ich liese dann auch Alles Weitere und Recht Viel bei ihm in Schwabacher Lettern druken; ich hätte jezt in diesen Lettern angefangen, und müste auch mit ihnen fortfahren, denn das Publikum kenne sich sonst nicht aus. Das Publikum sähe es lieber, daß man gelegentlich seine Gesinnungen und die Tendenz wechsle, als den Karakter der Lettern. Denn die Form beherschе unser gesamtes Dasein, u. s. w. Schabelitz machte ein weinerliches Gesicht und sagte mir: Jezt habe er schon die Neu-Schwabacher Lettern angeschaft, die seien schon ein verzweifelter Schwindel der heutigen Modernität, jezt solle er auch noch Alt-Schwabacher Lettern anschaffen. Wohin denn das führe? Schlieslich käme man zur Gotik der 42 zeiligen Gutenberger Bibel zurük, und dann zum unbeweglichen Holzstok. Die Welt bewege sich ja nach rükwärts. Die Fraktur-Tipen seien ja noch ganz gut gewesen. Er stamme aus alter, ehrlicher, Basler Druker-Gilde, die im 15. Jahrhundert die Biblia pauperum und die Colloquia des Erasmus gedrukt, der alte Froben würde sich ja im Grab 'rumdrehen u. s. w. . . . . Ich bettelte aber so lange und so eindringlich, und versprach Schabelitz, ihm einen Plaz in der Literaturgeschichte zu verschaffen, daß er endlich nachgab. Die alten Hern, wenn sie sich für gar nichts mehr intreßiren, intreßiren sich immer noch für Nachruhm. So ging es glüklich weiter, bis die Gräfin zu Reventlow mit ihrer „Viragines" (Nr. XXII) drankam, da — starb Schabelitz. Die Kette riß. Der Treibriemen, welcher im „Oberen Mühlsteg" in Zürich, von dem Gletscherwaßer der Limmat getrieben, meinen lustigen Flugblättern den Schwung gegeben, weigerte sich, weiterhin für mich zu arbeiten. Die Drukerei wurde verkauft. Die Alt-Schwabacher Lettern, die sich nicht genügend bezahlt gemacht hatten, zur Versteigerung ausgeschrieben. Der neue Besizer, Herr J. Lemann, der ehemalige Faktor der Schabelitz'schen Buchdrukerei, von dem ich gleich hier bemerke, daß er ein kittgelbes, hippokratisches Gesicht hatte und deßen exzeßive Magerkeit mich stark an den „Mondmann" in meiner obenerwähnten Erzählung erinnerte, teilte mir mit betrübsamer Miene mit, daß jezt, da ich mich auf Alt-Schwabacher Lettern kaprizire, von einem weiteren Arbeiten der „Mühlesteg"-Drukerei für mich wol keine Rede sein könne. Von revoluzjonären Dingen und Unsitlichkeiten wolle er schweigen..... Ich sah lange Hern Lemann an. Sein hageres, gelbes Gesicht fiel mir auf. Wie ich ihn kante, wuste ich, daß er auf „verbotene" Manuskripte aus Deutschland aus war, wie der Bär auf den Honig. Noch mehr wie Schabelitz. Im Geiste zog meine ganze Mond-Campagne, wo ich frei von allem staatlichen Druk, frei von Steuern, Militärdienst und § 175 RStGB mich ganz meinen Neigungen überlaßen konte, an mir vorüber. Ob Herr Lemann am Ende irgendwelche Beziehungen mit dem „Mondmann" habe, oder gar mit der „Mondfrau" unter einer Deke, vielleicht gar unter einem Rok, steke? . . . Eines Tages, als ich mit dem Nachfolger von „J. Schabelitz" bei einer Flasche goldklaren Waadtländer sas, plazte ich offen mit der Frage heraus: was er von einer Verlegung der Drukerei auf den Mond dächte? — Er lächelte. — Ich fügte hinzu, vielleicht zunächst blos der Alt-Schwabacher Lettern, einer Handpreße, etwas petit-Saz und nonpareille, ein Fäschen Drukerschwärze u. s. w...... Wenn ich den ganzen Saz der Alt-Schwabacher an mich brächte — meinte er — zumal ich für deren seinerzeitige Anschaffung die Verantwortung trüge, das Papier von der Fabrik Biberist in Biberist bezöge, für alle meteorologischen, politischen, sphärischen und astronomischen Folgerungen die Verantwortung übernähme und vor Allem volle Garantie geben könne, daß das Seil nicht reiße — dann könne man sich die Sache zu Faden schlagen. — So kam der Pakt zustande. — Das Weitere gehört nicht hieher. — Im lezten Moment hätte es beinahe noch Zerwürfniße gegeben. Ich wolte, der Wahrheit gemäs, zeichnen: „Druk und Verlag der Zürcher Diskußjonen auf dem Mond." Lemann wünschte aber, daß die alte Stammfirma „J. Schabelitz, Zürich" bleibe, die „Monddrukerei" sei nur ein unbedeutender Ableger, der ex-atmosfärische, exterritorjale Karakter spiele hier keine Rolle, im merkantilen Leben ändere man nicht leichtsinnig die alten Firmen, auserdem wünsche er, daß drukfähige, aber unter zu hohem Druk seufzende Manuskripte aus Deutschland, die bei ihm gedrukt werden möchten, wüsten, daß Dergleichen bei ihm, oder durch ihn auf dem Mond, mit oder ohne Alt-Schwabacher Lettern möglich sei.... Ich gab nach, um des lieben Friedens willen, und um mir eine so gefährliche und gelbe Persönlichkeit, wie Hern Lemann, nicht auf den Hals zu hezen. — Aber, wird der Leser fragen, woher die ungeheure Verzögerung, das Zurükbleiben der „Diskußjonen" fast um zwei Jahre? — Die Sache erklärt sich auf die einfachste Weise. Auf dem Mond

ging zunächst Alles wunderbar, gegen Erwarten gut, wir konten einige der „Mondkinderchen" (siehe meine Erzählung darüber) zu tüchtigen Sezern heranbilden, es gab keine Streiks, es herschte Friede, der „Mondfrau" brachte ich jeden Monat ein echtes Bielefelder Taschentuch zum Geschenk mit, und so war Alles in Ordnung, bis wir, eben im Begriffe, die Reventlow-Diskußjon zu verschiken, entdekten, daß die Bogen nicht troken waren, und auch weiterhin nicht troknen wolten ...... Aber wie? Bei dem schönen Lichte? Bei Vollmond? ..... Alles sehr schön! Licht in Menge! Alles glänzte wie frische Butter! Aber die Sonnenstrahlen schoßen an uns vorbei, ohne zu erwärmen. Da der Mond keine Atmosfäre besizt, so war eine Wärme-Entwiklung unmöglich. Die Strahlen flirten auf dem harten Gestein umher, wie im Winter auf dem Pilatus in der Schweiz. Licht in Hülle und Fülle, aber keine Wärme. Eigenwärme besizt bekantlich der Mond nach den Ausführungen des Astronomen Spalanzani (der aus Amadeus Hoffmann's Erzählungen bekant ist) nicht, da dieser der Polizeiaufsicht glüklicherweise entrükte Himmelskörper längst erkaltet ist, und Feuer konten wir keines machen, da wir keinen Sauerstoff oben haben. Nur was die Sonne direkt auflekte, konte troknen. Und so gelang es uns schlieslich nach langem Warten, die Gräfin zu Reventlow rein und prächtig zu bekommen, wie weiser Schnee. Sobald sie fertig war, versanten wir sie. Und Alles stürzte natürlich jezt über sie her, da man so lange auf ihr Erscheinen gewartet hatte. Aber die ganze Geschichte, das Hinauftransportiren, Aufstellen der Maschinen — einige Sozjaldemokraten aus der Lemann'schen Drukerei halfen uns — das Herbeischaffen der Biberist'schen Ballen, und dann das unvorhergeseh'ne Hindernis mit dem Troknen, kostete uns eine ungeheure Zeit. Und daher die Verzögerung. — Das Herunterschaffen der fertigen Exemplare ist viel einfacher. Wir schnüren sie in Ballen zu je 5000 Stük und werfen sie dann unter sorgfältiger Berechnung des Fallgesezes — die Beschleunigung des Falles wächst mit dem Quadrat der Entfernung — so rechtzeitig ab, daß sie schon nach wenigen Minuten auf der place des Abbesses in Paris niederfallen. Dort hebt man sie einfach auf. Nur wenn starke Wirbelstürme von West oder Süd-West in den höheren Regjonen wehen, kann eine kleine Abweichung — Deklinazjon nent es die Astronomie — in der Richtung zum Rhein, zur bairischen Pfalz u. s. w. stattfinden. Solte aber wirklich einmal ein Ballen sich so weit ostwärts verirren, daß er in München dem Staatsanwalt Freihern von Sartor, während er eben den Justizpalast verläst, an den Kopf fliegt, nun — dann nichts für ungut! — Jedenfalls ist aber jezt Vorsorge getroffen, daß die „Diskußjonen", wenn nicht ausergewöhnliche atmosfärische Einflüße stattfinden oder die Gräfin zu Reventlow am Ende streikt, wieder regelmäsig erscheinen. Damit glauben wir Alles Nötige zur Aufklärung und Aufheiterung unsrer Leser gesagt zu haben und bitten um fleisiges Abonniren und für die stattgehabte Verzögerung um Entschuldigung.



Proleta sum.

Ich bin ein Prolet, vom Menschengetier
bin ich bei der untersten Klaße!
Ich bin ein Prolet! Was kann ich dafür,
wenn ich keine Zier Eurer Raße?

Ich lebe stets von der Hand in den Mund,
Trag, was ich verdien', in der Tasche:
Ich darf nicht denken, das macht mich gesund —
zur Betäubung dient mir die Flasche.

Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür?
Doch giebt es gleich mir Millionen:
Das tröstet mich, wenn die Not vor der Thür,
das tröstet mich beim Frohnen.

Wir haben kein Haus, wir haben kein Gut,
wir haben nichts wie Fäuste,
mit Schwielen bedekt, zum Frohndienst gut —
wir wißen nicht viel vom Geiste.

Wir sind vielleicht ein erbärmlich Geschlecht,
geboren den Naken zu beugen —
wir führen auch unseren Namen mit Recht:
wir sind nur da, um zu zeugen.*

Mit Samensträngen sind wir begabt
milljonenfach uns zu vermehren,
daß Ihr, Ihr Obern, die Hände habt,
die Euch gemächlich ernähren.

Wir denken, denken nicht mehr daran,
daß wir Euch könten erschlagen:
still ziehen wir unsere Lasten bergan —
wir können ja Lasten tragen.

Wir sind ein erbärmliches ekles Geschlecht
und werden uns nie ermannen:
Ihr könt uns getrost an den Wagen der Zeit
als Zugvieh der Zukunft spannen.

Herbst 1899. Ludwig Scharf

---

* proles, lat. urspr. der Nachkomme, der Gezeugte, daraus: der Nur-Gezeugte, der rein tierisch Gezeugte, daraus: der Proletarjer

Ein französisches Liebesliedchen

aus dem 14. Jahrhundert

handschriftlich auf der Bibliothèque nationale.

Bonnement m'agrée	Just Dich zu lieben,
Vous amer, blondette	Blondchen, ist mein Vergnügen,
Doucette	Süschen,
Savoureusette	Zukerkernchen
Et vo cors véir.	Deinen schönen Leib zu betrachten.
Vo manierette	Deine Manieren,
Joliette,	Hübschchen,
Simple, plaisans, faitissette,	einfach, gefällig, zierlich,
M'en donne desir.	reizen meine Lust.
Ailleurs ma pensée	Wo anders wenn meine Gedanken sind,
N'est, gente, bellette,	hübsche Kleine
Jeunette	Feine
Gracieusette,	Grazjöschen
Por si dous plaisir.	ist's mit der Lust vorbei.
Or vous proi, amée,	Sei mir günstig, Schöne,
Par fine amourette,	um der Liebe willen,
Sadette,	Anmutige Du,
Que m'amiette	sei mein Täubchen —
Soiez; ce desir.	Dies ist mein Wunsch.
Car vo bouchette	Denn Dein Mündchen
Vermeillette	erdbeerfarbenes
Rians, amoureusette,	lächelnd-verliebtes
Fait que, sans partir,	läst mich nicht fort,
Bonnement m'agrée	mus Dich betrachten,
Vous amer, blondette	Blondchen
Doucette	Süschen
Savoureusette	Zukerkernchen
Et vo cors véir.	Dich und Deinen schönen Leib.

An einen Lieblosen.

Wieviel Haß hast Du erzogen,
nicht ein einzig Wort der Liebe,
Alles Grade umgebogen,
jedem hellen Aug' das Trübe
aufgenötigt, und getrogen,
daß nur Dein Fantom Dir bliebe —
dieser Haß, der ungeheuer,
wie ein Berg wird auf Dich rüken,
ohne Kämpfer, ohne Schreier,
ganz von selbst Dich einst erstiken!

Jahre lang hast Du gesät
Wind, nun must den Sturm Du ernten,
ehe noch der Herbst vergeht,
suchst Asil Du in entfernten
Ländern, und Du lernst zu spät,
was die Andern schon verlernten —
Niemand lauscht mehr Deinem Fluche,
Deine Worte sind jezt Schaum —
ausgetilgt vom Lebensbuche,
nur ein dürrer Feigenbaum.

Paris, Oktober 1899. Hans Dettmar.



NB! Die „Zürcher Diskußjonen" erscheinen ca. alle vier Wochen — d. h. wenn sie erscheinen — zum Preise von 60 Pfg. — 75 ctms. — pro Nummer — „Kosten aber meistens M. 1,20, oder gar M. 1,80!" — weil die Reventlow die einzige ist, die so grazjöse Gedanken schreibt, daß sie auch für eine Nummer genügen; jezt kann sie aber keine Diskußjonen schreiben, weil sie einen Roman schreibt — und sind durch alle Buchhandlungen, oder direkt vom unterzeichneten Verlag gegen Einsendung des Betrages (Briefmarken), zu beziehen. Die Jahresserje — „Sie stehen ja noch im Jahr 1900!" — ich weis es! — Die Jahresserie mit 12 Nummern — „Sie sind ja um ein volles Jahrhundert zurück!" — ich bedaure es lebhaft — die Jahresserie mit 12 Nummern — „Reakzjonär!" — ? ? — kostet pränumerando — „Filister!" — ? ? ? — kostet pränumerando M. 6. — 7 francs. 50 ctms. [nur direkt durch den Verlag]. — Wegen der früher erschienenen Nummern wolle man sich, wenn die betreffende Buchhandlung keine Auskunft geben kann, direkt an den Verlag wenden. — Die neue Serje liegt im Druk zum Teile fertig — wegen Raumbeschränkung laßen wir hier nicht die Titel folgen. Qui vivra verra!

Paris
13 rue des Abbesses.

Verlag der Zürcher Diskußjonen.



Druk von J. Schabelitz in Zürich



No. 27. [Dritter Jahrgang.] 1900.

Zürcher Diskußjonen.

LA DANSE DU VENTRE.*

Eine Pariser Studje

von

Hans Kistemaecker (Haag).

Es war eine ganz kleine Bude auf der lezten foire au pain d'épice, dem Lebkuchen-Markt auf der place de la Nation, und über ihr stand in verwaschenen Lettern „Pavillon marocain", wo ich zum erstenmal diesen Liebestanz in seiner ganzen' Natürlichkeit, in seiner unberührten Volkstümlichkeit kennen lernte. Vor der Bude stand ein erregter, fast heiser geschrieener Unternehmer, und erklärte in eindringlichen Worten, daß das Schönste, was die Natur geschaffen, das Weib sei, das Weib in seiner natürlichen Grazje, in dem Schmuk, den ihm die Natur mitgegeben, daß der erste Plaz zwanzig, der zweite Plaz aber nur zehn centimes koste, daß es jeden Menschen, auch den schlichtesten Arbeiter, von Zeit zu Zeit zu den höchsten Offenbarungen der Natur zurükziehe, daß der Linienfluß des bewegten weiblichen Körpers den höchsten ästetischen Genuß darstelle, den das Auge zu sehen vermöge, nur Kinder seien auf dem zweiten Plaz, wenn sie sich nicht in Begleitung Erwachsener befänden, ausgeschloßen, die Anwesenden — bemerkte der Redner weiter — könten sich wol überzeugt halten, daß, da die hohe Polizei dieser grosen und weitberühmten Stadt ihre Erlaubnis zu den Vorführungen des „Pavillon marocain" gegeben, diese selbst nur den höchsten sitlichen Voraussezungen entsprächen und Alles vermieden sei, was der braven Mutter des Volkes irgendwelche Bedenken verursachen könne, es sei deshalb auch der Preis nur auf zehn centimes festgesezt — deux sous! rief er mit erhobener Stimme — damit Jeder, auch der Einfachste, auch der Bescheidenste, damit auch

* Dieser Aufsaz war wie die jüngst erschienenen bereits fertig gestelt, als in Folge von Umständen, die auserhalb der Machtbefugniße des Herausgebers lagen, eine Unterbrechung im Erscheinen der Zürcher Diskußjonen stattfinden muste.

das Mädchen aus dem Volke ihre glühenden Schwestern aus dem Süden in ihren unvergleichlichen Darstellungen beobachten könne, und nur die Kinder, die aus noch unverstandener Neugierde sich herzudrängten, müßten aus Gründen der Konnivenz von diesem Schauspiel ausgeschloßen werden, wenn sie sich nicht in Begleitung Erwachsener befänden, oder sich zusammentäten, um einen der Hereintretenden zu bitten, mit ihm die Vorstellung besuchen zu dürfen, aber Soldat, Arbeiter, bourgeois, Dame, Familienmutter, alle Klaßen der Gesellschaft könten unbedenklich hier hereintreten, um ein unerwartetes Schauspiel zu genießen und sich an dem Hohen zu begeistern — natürlich zahlten Militär nur die Hälfte — deux sous, dix centimes, auf dem zweiten — vingt centimes auf dem ersten Plaz! — die Vorstellung könne sogleich beginnen ......

Während Dem hatte sich eine neugierige, vielköpfige Menge, vorwiegend aus den niederen Ständen, darunter ganz vorne ein Kranz junger, 8—12jähriger Mädchen, gaffend mit gierigen Augen vor diesem geheimnisvollen Tempel versammelt. Alle fühlten, daß hier ein groses Misterjum enthült werde. Ein blutiges Geheimnis, Blut, Blut, und nocheinmal Blut, in seiner geheimnisvollsten Offenbarung, wie es im Körper des Weibes zur Darstellung komt, war hinter diesem schmuzigen Teater-Vorhang verborgen. Es war eine Stimmung, wie vor einer Giljotinirung auf der place de la Roquette. Etwas Grausiges lag in der Erwartung. Aus dem Innern quoll eine schreiend-monotone, grelle, zigeunerartige Musik, die von einem alten, ausgespielten Zwerg-Pianino, zwei Gitarren und mehreren Tamburins erstelt wurde. Ringsum auf dem ganzen Riesenplaze das furchtbare Getöse der Karusell-Orgeln mit ihren Dampfpfeifen, das Geschrei der Käufer und Verkaufenden. Oben auf dem Podjum des Pavillon marocain, auf der scena, eigentlich: im Proszenjum, stand ein groser, schlanker Neger, der tänzelnd und wiegend der aus dem Innern kommenden Musik folgte, und deßen lächelnd-freundliche Miene den Unten-Stehenden zu sagen schien: sie möchten keine übermäsige Angst haben und frisch eintreten, so Unerhörtes auch geboten werde, es sei doch Natur-Gemäses, und habe eine freundliche Seite, schlieslich würden Alle freundliche Gesichter machen — so wie er, der ja die Sache gewohnt sei. — Aus dem Innern glühte zwischen verschoßenen Smirna-Teppichen ein scharf-funkelnder, orjentalisch-geschnittener Mädchenkopf heraus, der, ein scharfes Schwert, von unsichtbarer Hand gehalten, an die Stirne angesezt hatte. — Jezt wechselte der Unternehmer, der eine Stufe tiefer stand, mit dem Neger einen bezeichnenden Blik, und nun schrieen Beide plözlich mit grosem Eifer, wie Feuer unter die Zuschauer werfend: „Allons, Messieurs-dames! — deux sous pour la seconde place! — vingt centimes pour la première place! — la représentation va commencer! — Entrez Messieurs-dames!“ — Im Innern verdoppelte sich die Anstrengung der Musik und blizschnell wurden Smirna-Gardinen an verführerisch leuchtenden jungen Mädchen im Innern vorübergerißen ...... Auf diesen Moment schien die Menge gewartet zu haben. Wie mit einem Ruk stürmten jezt Gros und Klein, Erwachsene und Kinder auf das Podjum, zahlten ihre Kupfermünzen und verschwanden dann im Innern der geheimnisvollen Bude.

Das Wort „Bauchtanz“, danse du ventre, ist eine irreführende, ungrazjöse, schwerfällige und gemeine Bezeichnung für jenes Schaustük, welches die meist marokanischen Mädchen in diesen herumziehenden Buden vorführen. Es ist irreleitend, weil, wenn auch die Bauchmuskulatur vorwiegend die Bewegungen und Konvulsjonen leistet, um die es sich

hier handelt, derjenige Begriff, der mit dem Wort: Bauch meist verbunden wird, der Verdauungs-Traktus bei der Vorführung nicht das mindeste zu thun hat. Die Bezeichnung ist nur anatomisch richtig. Aber die wißenschaftliche Bezeichnung einer Sache ist infolge ihres einseitigen Gesichtspunktes meist direkt dem populären Verständnis, der sinlichen Vorstellung, der intuitiven Anschauungsweise, dem Sprachgenius, dem Laut- und Schallwert eines Wortes direkt entgegengesezt. Die danse du ventre ist, wie jeder Tanz, eine lediglich auf die Erwekung von erotischen Vorstellungen abzielende simbolische Körperbewegung. Hüftentanz wäre viel richtiger. Weil wir, wenn wir von der Hüfte eines Mädchens, einer Frau sprechen, weit eher an jene geheimnisvolle, der Wiedererzeugung des Menschengeschlechts dienende Werkstätte und ihre Grenzen, nämlich die seitliche Beken-Ausladung, denken, als beim Worte „Bauch". Aber anatomisch wäre allerdings „Hüftentanz" komplet falsch, weil die Hüfte bei der ganzen Konvulsion absolut stillsteht. Aber jedes andere Wort, Venustanz, Liebestanz, Haremstanz, konvulsivischer Tanz, o. ä., gibt immer noch nach dem Sprachwert eine richtigere Vorstellung, als das unglükliche danse du ventre. Wir haben daher, um allem Streit ein Ende zu machen, ein Wort gewählt — la Marokana — welches wir aus dem Munde eines der Mädchen selbst hörten, und welches wenigstens geografisch einen Wegweiser abgibt, wo die Heimatsstätte dieser verführerischen orientalischen Körperleistung zu suchen ist und damit eine ungefähre Andeutung für ihren Karakter enthält.

Die Marokana kam meines Wißens zuerst im lezten Ausstellungs-Jahr, 1889, nach Paris. Aber die nordischen Franzosen, die zugleich die Sittenwähler führ die ungezählten Miljonen von Gästen, die zu ihnen kamen, machen musten, stuzten vor dieser Leistung und liesen sie nur in ganz bescheidenen Grenzen zu. Was ich damals sah, befriedigte mich nicht. Es war so, als wenn wir unsere spanischen Baletts — die kurzrokige Baletöse, wie wir sie heute auf unsern nordischen Teatern sehen, und wie sie sich die abendländischen Fürsten im Laufe dieses Jahrhunderts als Ausdruk ihres Menschenfleischhandels ebenso für Geld zulegten, wie sie ihre Landeskinder für Geld ablegten, ist eine über Paris eingewanderte spanische Fandango-Tänzerin — ich sage: es war mit dieser marokana in Paris vor einigen Jahren so, als wenn wir unsere spanischen Baletts unter Krinolin-Röken tanzen laßen wolten: die Sache, aber in unglüklicher Verhüllung: der Leib, die Streke zwischen dem unteren Ende des Brustkorbs und der Schenkelbeuge, die entscheidende Fläche der marokana-Tänzerin, mit der sie uns Alles sagt, was sie uns sagen will, war von türkischen shawls umwikelt, und die Unternehmer der verschiedenen Trupps hatten eingeschärft erhalten, den Mädchen die gröste Vorsicht anzuempfehlen. So kamen die Fremden, sahen das unschuldige Vergnügen, schauten sich an, verstanden nicht, ahnten, wo der Reiz liegen muste, lachten und gingen dann unbefriedigt fort. —

Aber hier war südlicher Himmel gebreitet, die Sonne Afrikas glühte in diesen schlanken, fast ausgemergelten Mädchen-Körpern, aus langgeschlizten, wie mit Kirschensaft beschikten Augen sprühte eine rätselhafte Glut und die trozig aufgeworfenen Köpfchen mit der prognaten Sfinxlippe sagte uns, daß dort, wo sie wohnen, der Mann der Frauenlust unterliege.

Wir betreten die Bude. Die ersten Nummern, die wir drausen beim Budenbesizer verschwäzt hatten, waren vorüber gegangen. Ein Neger — ich hatte das Ding jezt schon zum zwölftenmal gesehen — und eine negresse führten da ihre unwichtigen Hottentoten-Ge-

schichten auf, denn unter fünf Personen kann der Unternehmer nicht auftreten laßen, weil das Publikum viel sehen will; wenn er also eine oder zwei tüchtige Tänzerinnen hat, muß er den Rest mit Negerkunststüken füllen. Negerfleisch ist immer noch am billigsten. Und diese Leiter von Terpsichorens Karren sind, obwol sie niemals vom Born des Gottesgnadentums gekostet haben, im Handel von Menschenfleisch, man kann sagen, fast ebenso geschikt, wie ehemals die deutschen Fürsten.

Die Musik, die ich schon drausen eine geraume Zeit mitangehört hatte, wurde jezt lärmender und intensiver. Die orientalische Musik beruht nicht wie die abendländische auf einer bestimten Frasierung, auf einem Kanon, der ein Tema einführt, den ersten zwei Takten zwei Gegentakte gegenüberstelt, dann das Tema umkehrt und unter weiterer Verwendung der genau gleichen Taktzahl die Melodie zum Abschluß bringt, also ähnlich wie unsere Versstrofen nach Mas und Zahl verfährt, sondern sie arbeitet nach dem Prinzip der mechanischen Repetizjon, also ähnlich wie die hebräische Poesie, und wiederholt kurze, ritmische Stöse hundertmal, oder tausendmal, oder zweitausendmal, einerlei wie viel — es ist wie bei der Richard-Wagner'schen Musik, man kann aus dem Teater gehn, wann man will, nach 2000 Takten oder 4000 Takten, es ist ganz gleich, man hat immer denselben Eindruk — das Prinzip ist also das des gutta cavat lapidem — nicht das Was, sondern das Wie-oft bringt die entscheidende Wirkung hervor. — Ich muß sagen: etwas Schlimmeres zur Niederwerfung des Tages-Menschen, zur Lokerung aller feineren, moralischen Disziplinen, die unser Hirn durch jahrzehntelange Uebung sich endlich erworben hat, zur Zerstörung aller Kulturrüksichten und Heraufbeschwörung eines grinsenden, fletschenden, sinlichen Ungeheuers, das als Erbrest auf dem verborgenen Grund unserer Seele ruht, als diese orjentalische Musik, kann es nicht geben.

Janella, die Haupttänzerin, hat sich jezt erhoben. Der Unterleib ist vollständig frei, oder mit einem sehr feinen Triko bedekt, der jede künftige Bewegung sorgfältig anzeigen wird. Die Brüste hängen ebenfalls vollständig frei in diesem Trikohemd, das gegen die Achsel zu von einer äußerst winzigen Jake, wie sie der spanische Torero hat, bedekt ist und oben sich in Halsketten und Halskrausen verliert. Die Talje, also der Abschluß des Brustkorbs, wird von einer schmalen roten Samtbinde zusammengehalten und teilt so den grosen, schlanken, lichtschimmernden Oberkörper in zwei Hälften, deßen obere die Brüste einnehmen, deßen untere die ganze sich wölbende Fläche des Unterleibs bis zur Schenkelbeuge umgreift. Das Kampffeld der zu erwartenden, wol zarten, auf die Dauer aber erschöpfenden Zukungen und Konvulsionen ist wie eine Hinrichtungsstätte für unsere Enthaltsamkeit mit unerhörter Kühnheit freigelegt. Denn das türkische Beinkleid, welches mit all' seinen unendlichen Bauschen und Falten einen malerischen und dezenten Eindruk macht, begint genau in jener Schenkelbeuge, steigt dann rechts und links nach oben bis zur Höhe des Bekenkamms, und erreicht erst rükwärts die Höhe der europäischen Talje. Nach unten zu aber scheint das türkische Beinkleid, welches straff und schwer, aus wertvollem Tuch geschnitten ist, und die Bewegung der Beine sozusagen absichtlich hemt, da es über der Bekenwölbung zur Seite nicht zusammenfält, fast eine verhülte Fortsezung jener lasziven Windungen und Krümmungen zu bergen, die die Tänzerin mit so erstaunlicher Sicherheit und unbekümmertem Sexualbewußtsein hier vorträgt. So daß die Linje, die bei der Europäerin seitlich das Beken abschließt und nach den Beinen zu

sich verschmälert, hier in Form rauschiger Wellen sich eher noch verbreitert, und das ganze pludrige Gehäuse des Unterkörpers wie ein geheimnisvolles Reservoar all der lokenden und herausfordernden Bewegungen des Oberkörpers erscheint. — Von allen Völkern haben die Muhamedaner die ästetisch äuserst gefährliche Linie der weiblichen seitlichen Bekenausladung am glüklichsten korrigirt, und, nach echter Künstlerart, die Not zur Tugend wendend, mit Ueberbrükung der gefährlichen Linie zugleich der Natur und dem Geschlecht zum höchsten Triumf verholfen.

„Da—rá—re—rá—re—dá" — „Da—rá—re—rá—re—dá" — „Da—rá—re—rá—re—dá" — — so begleiten die andern, die rings im Hintergrund und an den Seitenwänden sizenden Mädchen, die Tänzerin, die vorn auf dem kleinen erhöhten Podjum dem Publikum gegenüber steht und die Hände wie zum Gebet hoch erhoben hat — „Da—rá—re—rá—re—dá" — „Da—rá—re—rá—re—dá" — „Da—rá—re—rá—re—dá" — — und schlagen mit einer peinlich genau abgemeßenen Gleichmäsigkeit auf ihre Tamburine, deren kleine Glökchen wie Nadelspizen in diese dumpfe, plärrende Gleichgültigkeit hineinfahren — „Da—rá—re—rá—re—dá" — die schlankste und mit ihrem Sfinx-Gesichte wie ein überlebtes Tanz-Geschlecht über die andern Mädchen emporragende, hinten auf einem hohen Tron sizende Tänzerin hat ein anders geformtes, dikbauchiges Tamburin, deßen dumpfer Trommel-Ton wie eine tiefe Kuhgloke den Baß zu dem hellen, ritmischen Geschrei abgibt — „Da—rá—re—rá—re—da" — die Tänzerin hat die Hände hoch emporgehalten, damit wir ihren Leib beobachten können — aber, es ist schon zu spät — wir haben den Anfang schon versäumt — ihre Augen sind schon ganz glasig — „Da—rá—re—rá—re—dá" — und wie ein quellendes, emporstrudelndes, wogendes Waßer, das gerade kochen will, hebt sich der Unterleib, wie wenn Geburtswehen im Anzug wären, drängend, unerbitlich, eine Schiksalsmacht, herausfordernd, alle Schiklichkeitsgrenzen übersteigend, wie bei der Seekrankheit, überrumpelnd, sein Recht fordernd, wie ein brüllendes Tier .... „Da—rá—re—rá—re—dá" — —

Jezt stelt sie das rechte Bein vor, um eine neue Stüze zu suchen — das linke nachschleifend — das Weib ist in Not — ja ja: die Hände sind doch wie hülfeflehend erhoben — das ganze Gesicht voll Angst — die Augen starr — die Miene wie glozig — irgend eine Verzweiflung hat das Weib gepakt — eine fremde Gewalt ist über sie gekommen ......

„Da—rá—re—rá—re—dá" — „Da—rá—re—rá—re—dá" — —

nein!: sie benuzt die emporgehobenen und oben wie gefalteten Hände als Balansir-Stange — der Unterkörper ist wie festgeramt — in halber Krätschstellung — dies ist ihr einer Stüzpunkt — der andere ist der Brustkorb, der wie fiebrisch festgehalten wird, und zu deßen Verlängerung, zur Verlängerung des Hebelarms, sie die beiden Arme krampfhaft hochhält — und zwischen diesen beiden fixen Punkten — Beken und unterer Rippenbogen — quält und schäumt und speit dieses furchtbare Lebewesen, das aus dem Weib herauswill, das zur Offenbarung kommen will, das sich entäusern will, und treibt den Unterleib zu so exorbitanter Höhe heraus ......

sie fixirt mit den Beinen das Beken und benüzt das leztere mit seinen Muskel-Ansäzen als punktum fixum, um daran die Kontrakzionen der Bauch-Muskulatur zur Wirkung kommen zu laßen ......

ja, das ist eine anatomische Erwägung! — die hilft uns hier nichts! — wir wollen ästetisch zu einem Abschluß kommen! — was ist der Sinn des Ganzen? ......

„Da—rá—re—rá—re—dá“ — „Da—rá—re—rá—re—dá“

Jezt läßt sie sich auf das linke Knie nieder — das rechte Bein ist aufgestelt — im Gesicht noch immer die helle Verzweiflung — ein förmliches engouement — diese Posizjon ist bedeutend vorteilhafter — wenn sie die Konvulsjonen bis zur Extase fortsezen wolte, bedeutend vorteilhafter — zur Extase: von wem? — der Zuschauer, natürlich! — aber auch ihrer selbst! — ja gewiß: auch ihrer selbst — sie biegt sich leicht zurük — die Hände hoch gehalten — und aus dem Dreiek der bauschigen Hosen und der beiden sich jezt sichtbar abzeichnenden Schenkel quilt es nun heraus, dieser rosa-rot verhülte Unterleib — es ist wie eine Epilepsie — ein histerisches Krankensaal-Stük — eine wogende Meereswelle, die das Schiff unserer Fantasie in den siebten Himmel hinaufschmeißt — die heilige Magdalena — ich meine: die Magdalena — jenes Weib aus Magdala — das sieben Teufel im Leib hatte —

„Da—rá—re—rá—re—dá“ — „Da—rá—re—rá—re—dá.“ — —

Diese entsezliche Musik! — die heilige Magdalena, die mit Jesus zu tun hatte — war sie so eine? — hat sie sich vielleicht so preisgegeben? — hat sie so die Männer entzükt? — — Jezt biegt sie sich noch weiter zurük. — Allmächtiger Gott! diese aufbrechende Gestalt mit den hoch zum Himmel emporgehaltenen Händen und dem wogenden Unterleib — wie ein niedergeworfenes Tier — wie ein im gestrekten Lauf anstürmendes Tier, welches plözlich niedergeworfen wird —

„und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
als wolte das Meer noch ein Meer gebären“ . . .

„Uelülülülülülülülülülü . . . .“ fährt plözlich die hintensizende Sfinx-Gestalt mit schmetterndem Triller mitten in die plärrende Musik, in die furchtbare Extase hinein — —

Das fehlte noch! Dieser furchtbar die Nerven erschütternde Geschlechtsruf der Orjentalinnen! — —

Hinter mir schaudert es im Publikum. Einzelne tiefe Atemzüge hört man.

„Da—rá—re—rá—re—dá“ — „Da—rá—re—rá—re—dá“ — —

Jezt erholt sie sich — der Akt ist vorbei — der Oberkörper komt wieder nach vorwärts — die Hände, zum erstenmal gehen die Hände auseinander — sie schaut das Publikum an — dieses kreisende Ungeheuer komt aus der gewaltigen Hokstellung empor — Alles ist vorbei — die Gefahr ist vorüber — jezt steht sie auf zwei Beinen —

„Da—rá—re—rá—re—dá“ —

schüttelt sich der ganzen Längsachse nach, daß die Perlen stäuben und die Glasketten klirren.

„Da—rá—re—rá—re—dá“ —

jezt wirft sie mit einer schnellenden Bewegung des Unterleibs die dünnen Ketten, die an ihr herabhängen, halbmeterweit von sich, daß es rieselt und klirt — jezt schüttelt sie nur die untere Körperhälfte von der Talje abwärts, als solte Spreu davonfliegen, lästiger Flaum abgeworfen werden — sie wird immer freier, heiterer — der prachtvolle Körper macht einige kräftige Schritte gegen die Bühnenmitte, die jezt wie Erlösung sich ansehen — welche Schenkel! welches Gerüste! — —

jezt schüttelt sie nur den Oberkörper und wirft mit den Brüsten, wie vorhin mit dem Unterleib, die überrieselnden Perlenstränge weit von sich — rauscht wie ein junges Füllen —

wirft Floken und Mähnen in die Luft — zeigt noch einmal mit ein paar Spreizungen lachend die gewaltige Fülle des Unterleibs — Alles ist vorüber ......

ja zweifellos: es ist der Geburtsakt, der hier in Form von Wehstellungen und Krampfwehen simbolisirt wird — es ist das Niederhoken zum Gebären mit dem Hilferuf an die Götter — und die Spekulazjon auf das unvorbereitete Gehirn des Zuschauers hinsichtlich der dem Geburtsakt vorausgehenden geschlechtlichen Lust, die zum wesentlichen Faktor ihn, den Zuschauer, hat — was Alles hier in Akzjon und Kontre-Akzjon tritt.

„Da—rá—re—rá—ra—dá“ — —

Alles ist vorbei! — Janella hat sich verbeugt — welcher Körper! — welche Gliedmasen! — die Musik schweigt mit einem Schlag ......

Das Publikum hat sich schwerfällig wie aus einem tiefen Schlaf erhoben — — grau und alltäglich erscheint jezt die Bude — —

„Messieurs-dames! — la représentation va finir — si je pouvais me flatter que les exécutions des artistes ont eu quelque succès ......“ weis der Teufel, was der Mensch noch schwäzt! ......

Alles drängt dem Ausgang zu. —

Drausen, in der frischen Luft, merkt man erst, in welchem Taumel man gestekt war ......

„Oh la la!“ sagt ein junges Mädchen und streift sich die Haare aus der Stirne.



INTRA MUROS ET EXTRA.

Münchner Klatsch.

Das Prinzregenten-Teater, stillos von Ausen, aber heimnisvoll und wonnebebend im Innern, wie die deutsche Seele, steht nun wieder einsam und verlaßen, die italjenischen und französischen Gäste sind verschwunden mit ihrem Geklatsch und ihren mokanten Zeitungsberichten. Poßart — von Poßart — Exzellenz von Poßart — hat sich in der Nähe, gegen Bogenhausen zu, einen Steinbruch gemietet und studirt dort allnächtlich, nur von den Geistern belauscht, die Akustik, das Wesen der Akustik, die Geseze der Akustik. Er deklamirt ihnen „Egmont“ vor, „Wallenstein“, „Richard III.“, schlieslich „Manfred“ und „Narziß“ — er singt sogar — wenn die Steine nur ihr Geheimnis des Widerpralls abgeben wolten. Saxa loquuntur. Aber er weis nicht, daß in dem Gemäuer verstekt, ein alter Uhu haust, mit langem, krummem Schnabel, der aus Franken herüberkam, und ihn nekt und ihm falsche Echos aufgibt ...... die Akustik läßt sich nicht ergründen, die Akustik eines Musentempels ist, wie der ganze Baù, Herzenssache, was die Sehnsucht aufgebaut, läst sich nicht zerstören, auch nicht nachäffen, noch erklügeln ...... winselnd und wehklagend kehrt Poßart mit den naßen Geistern Fingal's nach Hause. — Währenddem sizt Oskar Merz in mitternächtiger Stunde in einem rauchigen Wirtshaus zwischen zwei Stühlen: er hat doch immer für Bayreuth geschrieben, daß nur dort die Dramen Wagner's aufgeführt werden, auserhalb Bayreuth's nur die Opern Wagner's; nur ersteres seien „Taten“, lezteres seien „Potpourris“ — was soll er denn jezt tun? Sollen jezt in München auch „Dramen“ Wagner's aufgeführt werden, musikalische „Taten“? Die Geister aus dem Prinzregenten-Teater bestürmen ihn, und die Klagen aus dem Steinbruch bei Bogenhausen umschwärmen ihn. Bleibt er Wagner treu, dann komt ihm Wilhelm Mauke in München zuvor. Aber Mauke ist nur mit Waßer getauft, Merz ist mit Feuer getauft ...... seufzend streichen die naßen Geister Fingal's durch die Maximilianstrase und stürzen sich dort in die Isar ...... Wir gehen den Fluß aufwärts und kommen an die „Insel“ — ja, was ist mit der „Insel“? — Bierbaum hat sich neu verlobt, Heymel will nicht weiter den Robinson spielen, die ganze Geschichte wird „hinunterschwimmen“ — gegen Bogenhausen zu — und auf's neue werden sich die Klagen der Geister Fingal's erheben ...... Bierbaum hat ein „Schloß“, dann hat er wieder eine „Insel“, und dann hat er wieder nichts — und ein Anderer hat die „Insel“, und ein Anderer hat das „Schloß“. — Bierbaum hatte eine Frau, und dann hat er wieder nichts — und ein Anderer hat die Frau. — Bierbaum hat eine Braut ...... Während dem ist die Sonne aufgegangen, und wir erbliken im Frühlichte auf dem süd-östlichen Hochfelde der Stadt, in der Nähe von Sendling, drei Mädchen in taufrischen Gewändern, Nausikaa-gleich, ihren heiligen Tanz aufführen um den Sonnenhelden Stefan den Georgen: es sind Frau Ria, Frau Riccarda und Frau Maria-Elisa — drei allerliebste, junge, blendendweise Frauchen, Schwanenjungfrauen mit Liljenstengeln in den Haaren — Stefan-den-Georgen haben sie in glänzender Rüstung, mit Schwert und Helmzier, auf einem

Wiesen-Altar gestelt, und während sie mit den tanzenden Kleidern den Tau von den Schollen streifen und IHM die Sonnenstrahlen zuwerfen, singen sie:

Stefan-der-George ist unser Held,
Stefan-der-George allein uns gefält,
Heiliger Stefan sei Schirm und Zelt,
Heiliger Georg erring' Dir die Welt.

Stefan-der-George gibt Mas und Ziel,
Stefan-der-George bestimt, wieviel
Silben fallen im Verse-Spiel,
Daß es der deutschen Muse gefiel ......

mit dem ersten Milchfuhrwerk, das raßelnd den Sendlinger Berg hinunterfährt, zerstiebt auch diese luft- und duftgewebte Gesellschaft und verkriecht sich unter die noch nicht ausgeschlaf'nen Plümoos ...... Komm, Leser, mit hinaus bei diesen Morgenstrahlen nach Neu-Wittelsbach, dort gedeihen schwarze Liljen ...... sieh, wie sie dort in ihren Gärten spazieren gehen! ...... sie säen nicht, sie ernten nicht, sie lieben aber doch, und leben doch, und küßen doch, und beten doch, und medisiren doch und gehen in die Konzerte und trinken Schoklade und spielen Sans prendre und spielen Mariage ...... eben sind sie aufgestanden, diese schwarzen Liljen aus ihren weisen Betten, die Sonne hat sie aufgeküst, und jezt schlüpfen sie in weise Höschen und weise Strümpfchen, und weise Rökchen und weise Pantöffelchen, und dann werfen sie noch ein weises oder geblümtes tea-gown um das süse Körperchen, laßen die schwarzen Flechten über die Schultern fallen und gehen mit dem Herrnhuter Losungsbüchlein hinaus in den Garten. Und während die Frühstrahlen ihre bleichen Gesichtchen umglänzen, rezitiren sie „Lobe den Hern meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen. Lobe den Hern meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat. Der deinen Mund fröhlich macht ......" Und dann denken sie, was man eigentlich heut Abend im Teater gibt, und was man eigentlich im Konzert gibt, und was man eigentlich im Variété gibt und was man eigentlich bei den „Scharfrichtern" gibt ...... und ob Der heute komt und ob Dieser sich einstelt ...... und ob man über Die heute medisirt oder ob man über Jene medisirt ...... und an wen man Die verheiratet, und an wenn man Jene verheiratet ...... und plözlich beißen sie sich in den Finger und erinnern sich, daß ja heute um 3 Uhr die Schneiderin komt, und daß sie um 4 Uhr in der Matthäuskirche den Kindern Christenlehre erteilen müßen, und ob Das nicht miteinander kolidirt ...... und plözlich ertönt eine helle, silbrige Schelle Klinglinglinglinglinglingling: „Kinder, die Schoklade ist da!" ......: und dann stürzen sie mit ihren weisen Wolans hinein und küßen den Papa und küßen die Mama und sehen nach, ob ihre Täschen auch alle voll sind ...... das sind die schwarzen Liljen auf dem Felde von Neu-Wittelsbach — kent Ihr sie nicht? ...... Inzwischen ist die Sonne hochgekommen und wirft brennende, zündende Strahlen in die Herzen der Menschen und in die Köpfe der Denker, und drinnen in der Stadt, im Justizpalast, da paken sie und knaken sie und haken sie, und reißen die Säze aus ihrem Zusammenhang und kleben die Paragrafe aneinander und schreiben die gilblichen Bögen voll, und machen aus Menschen Verbrecher, und quäruliren sie, und molestiren sie und giljotiniren sie, heute einen Dichter und morgen einen Freidenker und übermorgen einen Sitlichkeitsverbrecher, und die Regale für den § 175 dehnen sich zu einer schwindelnden Höhe hinauf, und die gelben Polizeiwägen raßeln herein gefült mit schönen Damen, und die grünen Polizeiwägen raßeln hinaus gefült mit schönen Hern, und die Einen raßeln in die Anger Frohnfeste, und die Andern raßeln nach Stadelheim und wieder Andere raßeln in's Polizeigefängnis, und die Vierten raßeln nach Neufriedenheim, und die Fünften fahren mit dem Schnellzug nach Nürnberg, und die Sechsten fahren mit dem Postzug nach Paßau, und die Siebten nach Kaisheim und die Achten nach Plaßenburg und die Neunten nach Deggendorf und die Zehnten aus Barmherzigkeit in die Irrenanstalt ...... und gegen Abend um 6 Uhr fallen die Staatsanwälte ermattet in die Lehnseßel zurück und der Justizminister strekt verzweiflungsvoll die Hände gegen den Himmel und ruft: „Herr, Gefängniße, Gefängniße, mehr Gefängniße!" ...... Die Sonne ebt jezt ihre Kreise und der einzige straflose Denker Münchens, Hanns von Gumppenberg, geht um diese Stunde von wallenden Haarloken und dunklen Havelok-Wellen umrauscht hinaus auf die Höhe, welche das Weichbild der Stadt im Süd-Westen umschliest, und die die Theresien-Höhe heist. Er gehört zu keiner Klike, zu keiner Partei, zu keiner Versamlung, zu keinem Konventikel, zu keiner modischen Richtung, er steht über ihnen Allen, wie es dem Filosofen ziemt, und auf seinen Spuren spriesen Blumen leuchtender Gedanken und rieseln Bäche der Lebensweisheit. Wer ihm begegnet, lüftet respektvoll den Hut, und wer känte ihn nicht, den bairischen Sokrates, Hanns von Gumppenberg? ...... Er wendet sich, in Gedanken verloren, zu einem der Bier-Keller, die wie Schiras-Gärten die Höhe umkränzen — es ist der Hacker-Keller — und während er, innerlich mit dem Problem des transzendentalen Ichs beschäftigt, mechanisch seinen Krug ausschwenkt, mischt er sich ungekant unter die Menge der durstigen Besucher. Aber der Abend war heis und die Quelle ist berühmt und besucht wegen der Köstlichkeit ihrer Labe. Hunderte und Hunderte müßen warten. Gumppenberg, von derartigen kleinen Zufällen des Lebens unberührt, schliest sich ruhig der queue an, ein neues Problem aus der Westentasche holend. Während aber der Eine und der Andere ruhig die Wartezeit über sich ergehen läst, ruft ein Dritter plözlich laut: „He, was ist denn da vornen? Geht denn da gar nichts? Vorwärts! Vorwärts! Time is money!" ...... — „Oh no — ruft Gumppenberg, während ein leiser Schelmenzug über die ernsten Züge huscht — Time is bear!" —

München, September 1901. Sarcasticus.

Paris
13 rue des Abbesses.

Verlag Zürcher Diskußjonen.

Druk von J. Schabelitz in Zürich

No. 28—32. [Dritter Jahrgang.] 1900.

Zürcher Diskußjonen.

Das Schwein

in poetischer, mitologischer und sittengeschichtlicher Beziehung

von

Louis Andrée (Paris).*

Wie in allen katolischen Ländern spielt auch in Frankreich das Schwein eine grose Rolle. Es sind besonders zwei Tage oder Festzeiten, an denen dieses sonst gemiedene und zum Schimpfwort dienende Tier in plözlicher Glorjole aufersteht und sich zu uns, nicht nur als süs-knuspernder Braten, sondern als mächtiges Natursimbol an den Tisch sezt und eine gewiße heilige Scheu von uns verlangt. Diese zwei Zeiten sind Neujahr — die Wintersonnenwende — und Ostern — die religjöse Sonnenwende. Daß das Schwein diese zwei Festtage sich eroberte, während alle übrigen Heiligen, selbst sein Schuzpatron, der heilige Antonjus, nur einen Festtag haben, hängt mit der unverwüstlichen, heidnischen, gallischen Lustbarkeit der Franzosen zusammen, die Dreie grad sein liesen, und sich sagten: lieber zwei Feiertage für das Schwein, als daß wir es an einem Tage ehrten, an dem ihm diese Ehre nicht zukomt, oder an dem es nicht geehrt sein will.

Das Schwein ist die Sonne......

Doch ich will wißenschaftlich und behutsam vorgehen, nicht, daß es heise, ich benüzte das heilige Tier, um hier freche und lüsterne Gedanken an den Mann zu bringen, und den sitlichen Boden der Deutschen, deßen Tragkraft schon durch die lex Heinze jüngst in höchst

* Dieser Aufsaz war, wie die jüngst erschienenen, bereits fertig gestelt, als in Folge von Umständen, die auserhalb der Machtbefugniße des Herausgebers lagen, eine Unterbrechung im Erscheinen der Zürcher Diskußjonen stattfinden muste.

bedenklicher Weise auf die Probe gestelt wurde, auf's Neue mit schandbaren Dingen zu belasten.*)

Das blonde, zahme Schwein machte, ehe es gezähmt wurde, und als wilder Eber durch die Wälder sauste, auf unsere asiatischen Vorfahren einen ungeheuren, heroïschen und gewaltigen Eindruk. Die Art, wie es vorwärtsrennend mit den weisen Hauern den Boden aufwühlte und so dem Beobachter die erste Vorstellung vom Furchenziehen, vom Schollen-Aufwerfen beibrachte, wie es sich, angegriffen, mit ungeheurem Mut verteidigte, wie es die Haare wie Pfeile hinausstarren lies, mit furchtbarem Grunzen und Schlagen den Jäger einschüchterte, wie ihm der Geifer stromweise aus dem Maul lief, wie es mit funkelnden Augen, dem Ausdruk einer unbezähmbaren Angriffslust, dem Gegner sich stelte, und besonders das gewaltige Behagen, die Sättigungslust, die es bei der Begattung zeigte, liesen es als das Prototip der Kraft, der Furchtbarkeit, des Mutes, des unbezähmbaren Verlangens erscheinen. So beschreibt es Ovid in den „Metamorfosen".**) Götter, Helden und Sieger schüzten sich unter seinem Simbol, verstekten sich hinter seiner Gestalt, unter seinem Fell, um unbesiegbar zu erscheinen.

Sieht man genauer zu, besonders in den ältesten Verkörperungen, die wir von ihm kennen, im Rigveda bei den Indjern und im Avesta bei den Parsen, so ist er, der Eber, nicht so sehr die helle, strahlende Sonne, die unbeeinträchtigt und unangefochten vom blauen Himmel herunter scheint, sondern, seinem Karakter des Durchdringenden, Sich-Durchkämpfenden, Seine-Feinde-Anfallenden entsprechend, ist er die hinter'm Berg heraufkommende, sich durchsezende Morgensonne, das durch's Gewölk brechende Licht, die die Winternacht besiegende Frühlingssonne, dann aber auch der durch die Wolken brechende Bliz, der hinter den Wolken verstekte Mond, die dem Eberzahn gleichende Mondsichel, schlieslich aber auch die dem Himmel entlang stürmenden eigentümlich beleuchteten Wetter-Wolken, und endlich die ganze Summe der im Frühling Fruchtbarkeit und Hervorkeimen erzeugenden Fänomene von Licht, Wärme, Regen, Gewitter und Stürme. Es bedarf daher im Folgenden stets eines genauen Festhaltens der hier geschilderten Naturgewalten, um ihn, den Eber, oder den unter seiner Gestalt verstekten Gott, zu erkennen und in seiner Rolle zu präzisiren. So sahen z. B. die alten Indjer im Mond offenbar die gemordete Sonne oder die gestohlene Sonne (die

*) Die hier folgende Literatur haben wir besonders häufig benüzt und nach dem ersten Stichwort zitirt: Keysleri, Jo. Georg., Dissertatio de Cultu Solis, Freji et Othini. Halae 1728. — Wolf, J. W., Beiträge zur deutschen Mitologie. 2 Bde. Göttingen 1852—57. — Sandys, W., Christmas Carols, ancient and modern, also French Provincial Carols, London 1833. — Gubernatis, A. de, Die Tiere in der indogermanischen Mitologie. Leipzig 1874. — Grimm, J., Deutsche Mitologie 4. Ausg. v. E. H. Meyer. 3 Bde. Berlin 1875—78. — Meyer, E. H., Germanische Mitologie. Berlin 1891. — Mannhardt, W., Mitologische Forschungen, herausgegeben von Müllenhoff und Scherer. Straßburg 1884. — Pfannenschmid, H., Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus. Hannover 1878. — Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte. 2 Bde. Berlin 1875—77. — Simrock, K., Handbuch der deutschen Mitologie. 3. Aufl. Bonn 1869. — Die Edda, übers. v. K. Simrock, 4. Aufl. Stuttg. 1871. — Sepp, J., Das Heidentum und deßen Bedeutung für das Christentum. II. Teil. Regensburg 1853. — Sepp, J., Die Relipjon der alten Deutschen. München 1890. — Panzer, F., Baierische Sagen und Bräuche. Bd. II. München 1855. — Tille, A., Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig 1893. — Creuzer, F., Simbolik und Mitologie der alten Völker. Teil IV. 3. Ausg. Leipzig 1842. — Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. III. Stuttg. 1866. — Laßen, Chr., Indische Altertumskunde. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1874. — Kuhn, A., Die Herabkunft des Feuers. 2. Ausg. Gütersloh 1886. — Schwartz, W., Wolken und Wind, Bliz und Donner, ein Beitrag zur Mitologie und Kulturgeschichte. Berlin 1879. — Schwartz, W., Der Ursprung der Mitologie. Berlin 1860. — Birlinger, A, Volkstümliches aus Schwaben. 2 Bde. Freiburg i. B. 1861—62. —

**) Sanguine et igne micant oculi, riget horrida cervix;
Et setae densis similes hastilibus horrent;
Stantque velut vallum, velut alta hastilia setae;
Fervida cum rauco latos stridore per armos
Spuma fluit, dentes aequantur dentibus Indis;
Fulmen ab ore venit, frondes afflatibus ardent.

Von Blut und Feuer schimmern die Augen, es ragt der fürchterliche Naken und die Borsten starren dicht, wie Pfeilschafte, heben sich wie ein Wall von Spiesen, heis dringt ihm der Schaum mit wildem Geräusch [aus dem Maul] und fliest über die Flanken, die Hauer glänzen weis wie Elfenbein, wie ein Bliz komt es ihm vom Maul, das Gebüsch scheint von seinem Atem zu brennen. [Metam. VIII. 284.]

gleiche Scheibe, aber ohne Wärme, ohne Einfluß auf die Natur).*) Und die Himmelsschau, die den Mond im Winter im Zenit, an Stelle der Sonne, umgekehrt die Sonne tief am Horizont, an der Stelle des Monds erblikt, mag zu diesem Qui-pro-quo wesentlich beigetragen haben. Da nun der Eber nebenher auch den Mond repräsentirt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn er auf einmal als ein der Sonne feindliches Prinzip erscheint, er ist dann der gegen den Helden (im Wald) kämpfende wilde Eber, der fallen muß, der als Siegespreis dem Helden zufallen muß — der Mond muß in der Frühe sterben — damit der Sonnen-Held selbst am Morgen erscheinen kann. Zu andern Zeiten, in andern Ländern, in andern Gleichnißen, und regelmäsiger, ist er selbst die Früh-Sonne, ist er selbst der siegreiche Held — dann erscheint

---

* Wenigstens scheint mir die Stelle im Rigveda V. 29. 10, wo es in dem Gebet an den höchsten Gott, Indra, heist: „Empor rißest Du das eine Rad der Sonne, das andere verehrtest Du dem Kutsa zum Zaubern“ [Kuhn 55] auf eine solche Deutung hinzuweisen. Ich halte Kutsa für die der Strahlkraft beraubte, von Nebeln oder Dünsten umhülte, mondähnliche Sonnenscheibe, resp. den Mond selbst. Das „andere Sonnenrad, welches zum Zaubern dient“ läst kaum eine andere Deutung zu. Mondlicht ist seit ältester Zeit bis auf unsre Tage dem nächtlichen Spuk der Zauberei günstig. Siehe den Kugelsegen im „Freischütz“: „Licht des Mondes fiel auf's Kraut ...“ Zur Verwechslung von Mond- und Sonnenscheibe nehme man noch die folgende Erzählung im Rigveda IV. 16. 10, wo es sich um die Verfinsterung der Sonne bei drohendem Gewitter handelt: „Kutsa, der mit den (Wolken-) Feinden kämpfen wolte, und im Kampf dies selbst nicht vermochte (die Sonnenscheibe wird immer bleicher) rief den Indra (den Bliz- und Sonnengott) zur Tötung der (Wolken-) Feinde herbei. Indra ging zur Wohnung des Kutsa und erschlug seine Feinde. Danach entstund bei Beiden aus groser Liebe zu einander Freundschaft, und als diese geschloßen war, brachte ihn Indra auch nach seiner Wohnung. Als nun Satschi (die Gemahlin des Sonnengotts) zum Indra kam, und diese Beiden von gleicher Gestalt sah, sprach sie: Ist das Indra? Ist das Kutsa? also zweifelnd, da sie sie nicht zu unterscheiden vermochte.“ [Kuhn 57]. Ueber die Identifizirung von Sonne und Mond, sei es unter dem gemeinschaftlichen Begriff Agni (Himmelsfeuer), oder unter dem von Soma (Berauschungstrank, Göttertrank, Ambrosia), wie sie besonders im Rigveda hervortritt, siehe: Bergaigne, A., La religion védique. Paris 1878—83, I. 155—160. — Auf diese Verwechslung von Sonne und Mond durch die Gattin des einen derselben haben wir wol all' die himlischen Ehebrüche zu schreiben, wie sie zwischen Ares und Afrodite bei den Griechen, zwischen Indra und Ahalya bei den Indjern, zwischen Mars und Venus bei den Römern, zwischen Siegfried und Brünhilde im germanischen Epos, zwischen Tristan und Isolde im keltischen Epos vor sich gehen, und auf die wir unten zum Teil näher zu sprechen kommen werden. — Ich sehe auch in dem uralten Zwiegespräch der Urvaçi mit dem Himmelsgott Purûravas, welches später dem indischen Dichter Kalidasa als Kern zu seinem bekanten Drama diente, von dem Moment an, da sie mit dem nakten Gott spricht, ein Zwiegespräch der Erde mit dem Mond. Es haben sich die Indologen über die Bedeutung der höchst komplizirten Sage des Çatapatha Brâhmana bisher nicht zu einigen vermocht, und ein Komentar wird unter diesen Umständen ja wol erlaubt sein. Im Folgenden bedeutet der Text die genaue Faßung des Zwiegesprächs in der Übersezung nach Kuhn 71—75, das Eingeklammerte die Meinung des Verfassers: „Urvaçi liebte Purûravas [die Erde offerirt sich dem Sonnengott]. Als sie ihn traf, sprach sie zu ihm: ‚Dreimal des Tags solst Du mich umarmen [Morgensonne, Mittagssonne, Abendsonne]. Ohne mein Verlangen mögest Du mich nicht an Dich ziehen. Und möge ich Dich auch nicht nakt sehen. Das ist ja die Sitte von uns Frauen‘. Sie blieb da eine lange Zeit bei ihm [Tageszeit. Sommerzeit.] Sie ward sogar schwanger von ihm [Befruchtung der Erde]. So lange blieb sie bei ihm. Da sprachen die Gandharven (Genjuse der Fruchtbarkeit) miteinander: ‚Lange wahrlich hat diese Urvaçi bei dem Menschen geweilt [Herbst, Abend]. Last uns darauf denken, wie sie wiederkehren möge [in den Winter-Zustand].‘ Nun war ein Schaf mit zwei kleinen Widdern [die Zeugungsteile des Sonnengottes] an ihr Lager gebunden. Da raubten die Gandharven den einen der Widder [den einen Hoden]. Sie sprach: ‚Als wären hier keine Helden, wahrlich, als wären hier keine Männer, so rauben sie den Sohn [das Mänliche]‘. Da raubten sie den zweiten [Hoden]. Und sie sprach wieder so [die Entmannung als Form des Sturzes des Himmelsgottes findet sich später wieder bei Uranus und Saturn]. Da dachte Purûravas bei sich: ‚Wie solte es hier keine Helden, wie keine Männer geben, wo ich bin!‘ So sprang er nakt auf [der entmante, seiner Strahlen beraubte Sonnengott]. Zu lange dünkte es ihn, daß er ein Gewand annähme. Da liesen es die Gandharven blizen, und also nakt schaute sie ihn wie am Tage [die beim Gewitter sich immer mehr verdunkelnde, mond-ähnliche Sonnenscheibe]. Da verschwand sie nun also [in ihrer Sonnnenbeleuchtung]. ‚Ich kehre wieder‘ [zu meinem Winter-Zustand] sprach sie und ging. In Sehnsucht klagte Purûravas um die Entschwundene, und kam in die Nähe von Kurukshetra. Da ist ein Lotusteich Anyatahplakshâ mit Namen. An seinem Ufer wandelte er umher [Mond spiegelt sich im Waßer]. Da erkante ihn Urvaçi und sprach: ‚Hier ist der Mann, bei dem ich weilte [Sonnengott].‘ Er sprach zu ihr: ‚Ha, mein Weib, merk auf Du Schreckliche [Entstelte, Bleiche, im Mondlicht Verwandelte], laß uns nun miteinander Worte wechseln, nicht werden uns die unausgesprochenen Geheimniße [der zauberhaften Mondnacht] Heil bringen.‘ So sprach er zu ihr. Sie sprach: ‚Was soll ich tun mit dieser Deiner Rede? Hin schwand ich [in meiner sonnenbeleuchteten Pracht] wie die Morgenröte. Purûravas gehe wieder heim. Schwer zu erlangen bin ich wie der Wind [in meinem jezigen Zustand]. Nicht tatest Du Das, was ich sagte [nämlich Dich nicht nakt zu zeigen]. Nunmehr [da der Mond die Weltherschaft angetreten] bin ich schwer von Dir zu erlangen. Geh' wieder heim!‘ So sprach sie zu ihm. Darauf sagte [der in den Mond verwandelte] Purûravas jammernd: ‚Der Göttergenoß [mein Ebenbild, der Sonnengott] wir heut sich hinabstürzen [untergehen] um ohne Rükkehr zur fernsten Ferne zu wandeln [wie Freyr, wie Odyßeus und andere Sonnen-Repräsentanten]. Da wird er liegen in der Nirrti Schos [wie Freyr in der Winternacht bei der schönen Gerdr, Nirrti und Gerdr wahrscheinlich eines Stammes]. Da werden ihn die wütenden Wölfe freßen [Nachttiere, deren Augen in der Nacht funkeln]. Der Göttergenoß [der Sonnengott] wird sich entweder erhängen, oder sonst seinen Tot suchen [die Sonne ist tot, ihr Ebenbild schwebt als Mond am Himmel]. Darum werden ihn die Wölfe oder die Hunde freßen [Beides Nachttiere, die Wölfe ziehen Nachts auf Raub aus, die Hunde bellen den Mond an].‘ Also prach er [Purûravas in Mondgestalt]. Dagegen sprach sie wiederum: ‚Purûravas, stirb nicht, stürze Dich nicht ins Verderben [in die Nacht], daß Dich nicht die schlimmen Wölfe freßen. Es giebt ja keine Freundschaft mit Frauen [Deine Nirrti ist eine Mondliebe ohne Wert] sie haben Herzen wie Wölfe. Bekümmere dich darum nicht. Nicht gibt es ja Freundschaft mit Frauen [Freundschaft nent sie das Verhältnis zum Mond, statt Liebe]. Geh' wieder heim!‘ Also sprach sie. — Die Erzählung hat die mannigfachste Deutung gefunden. Laßen hält Urvaçi für „eine Göttin der Luft“ [I. 727]. Max Müller hält Urvaçi für die Morgenröte, Purûravas für die Sonne [Eßays. Leipzig 1869. II. 88—94]. R. Roth übersezt Urvaçi mit „die Geile“, Purûravas mit „der Brüller“, und sieht in ersterer die „gewährende himlische Genje“, in lezterem „den allzeit heischenden Menschen“ [Nirukta. Göttingen 1852. 153 ff.]. Diese Auffaßung hat Kuhn mit Recht als zu abstrakt verworfen [78]. E. H. Meyer vergleicht Purûravas-Urvaçi mit der Peleus-Thetis-Sage [Indogerm. Mythen. Berlin 1883—87. I. 184. 202. 211]; F. Liebrecht mit dem Zeus-Semele-Ziklus [Zur Volkskunde. Heilbronn 1879. 239—250]. Kuhn selbst enthält sich jedes Komentars. —

er in seiner Eigenschaft als sausender, durch den Wald (der Finsternis) brechender Eber, der Alles vor sich niederwirft, Jäger und Hunde anfält und sie zerreist. Diese Doppel-Beziehungen gehen bis weit hinauf in die nordisch-germanische Mitologie und zeigen uns das Faworit-Tier der Arjer in stets wechselnder Gestalt, als Glüks- und als Unglükstier.*)

Hier nun die Hauptzüge zunächst aus der indischen Mitologie: Das Wort Vishnu, gleichzeitig der Name des indischen Haupt-Gottes, bedeutet: „Der, der durchdringt". Und umgekehrt heist in einem vedischen Himnus der wilde Eber: vishnu, d. i.: Der Durchdringer [Gubernatis 343]. In seiner dritten Inkarnazjon tötet Vishnu in Ebersgestalt den Dämon Hiranyâkscha (d. i. der mit dem goldenen Auge: der Mond) und befreit so die Erde aus der Nacht (Frühsonne), zieht die Erde aus den Waßern (Ende der Regenperjode), aus der Nacht der Finsternis (Ende des Winters) [Gubernatis 344]. In einem Himnus des Rigveda wird Rudra, der Vater der Winde, als ein „roter, behaarter, schreklicher, himlischer wilder Eber" angerufen, die Winde selbst erscheinen „als Wagen, aus deßen goldenen Rädern die Donnerkeile in Gestalt von wilden Ebern herausfahren, ihre Zungen sind feurig" (der Eber als Gewittergott) [ebenda 343]. An einer andern Stelle des Rigveda heist es „O Indra, laß den himlischen Eber (Varâha) uns geben hundert fruchtbare Ströme (Regen) und Ueberfluß nahrreicher Milch!" [Schwartz 34]. Bei Artemidorus, einem griechischen Schriftsteller des 2. Jhrh. n. Kr., finden wir, in deßen Oneirokritika, einem Buch über Traumdeutung, daß das Träumen von einem wilden Eber Sturm und Regengüße bedeute. Hierher gehört auch die Fabel, die sich bei Claudius Aelianus und Plinius findet, woselbst Schweine, die von Seeräubern gestohlen worden waren, das Schiff durch Erregung von Sturm zum Sinken bringen. Wie Vishnu ist auch Indra, in der ältesten indischen Mitologie das höchste götliche Wesen, ein Donner- und Regengebender Gott, und nimt nach dem Râmâyana unmittelbar nach seiner Geburt die Gestalt eines wilden Ebers an [Gubernatis 344]. Aber derselbe

---

Ich glaube übrigens, daß auch alle die Sagenkomplexe, sei es im klaßischen Altertum, sei es in den europäischen Volksmärchen, wo es sich um das Verbot des Nakt-Gesehenwerdens, des Belauschens, um das nächtliche Erscheinen des überirdischen Wesens mit dem Verbot des Licht-Anzündens, des Bei-der-Lampe-Gesehenwerdens, wo es sich um das Verbot des Nach-dem-Namen-Fragens handelt — also im Zeus-Semele-, im Psiche-Amor-, im Melusine-Ziklus u. a. — mag nun Er der Verbietende sein [Purûravas, Zeus, Amor, Lohengrin, Oberon] — oder mag Sie die Verbietende sein [Diana, Melusine, Prinzeßin Angelburg, Partenope de Bloix] es sich immer um den keusch-gedachten, unerotischen, fischkalten Mond handelt, der — (oder die: la lune, la luna, ἡ σελήνη) — da er die entkleidete Sonne darstelt — (oder den Sonnen-Gott: il sole, le soleil, ὁ ἥλιος) — in seiner Kraftlosigkeit, wo er die geliebte Erde nicht erwärmen noch befruchten kann, nicht gesehen sein will. Alle die „Mahren" und „Elbinnen" der deutschen Märchen, die Nachts durch eine Rize oder durchs Schlüßelloch hereinkommen, den Schläfer „drüken", gegen ein bestimtes Verbot sich ihm hingeben, wenn man Licht anzündet, als „naktes Weib", oder „Hexe" erscheinen, sich in die Luft erheben, und früh bei Sonnenaufgang verschwunden sind [Wolf II 233—275], alle die Riesen in den nordischen Märchen, die Nachts vor ihrer Burg stehen, vom Kater bezüglich des Nahens der Sonne gewarnt werden, um dann bei Sonnenaufgang zu Stein zu werden, oder rüklings niederzufallen [Kuhn 80—84, Grimm 457], scheinen mir auf den Mond und seine täuschende, Nachts alle Perspektiven verschiebende Eigenschaft, im Menschen Fantasmen erzeugende Kraft zu gehen, deren Wirkungen mit Tagesanbruch verschwinden.

*) Man darf sich der oft widerspruchsvollen Erscheinungen bei indogermanischen Tier- und Göttergestalten nicht allzu sehr verwundern. Man muß stets im Auge behalten, daß unsre Vorfahren mit anderen, kindlicheren Augen den Himmel betrachteten, als wir. Für sie war z. B. aufgehende Sonne und Morgenröte, was wir identifiziren, etwas ganz Verschiedenes; ebenso Sonnenuntergang und Abendröte. Die Morgenröte „gebar" die Sonne, in der Abendröte „verbrante" sie; ersteres war ein der Sonne freundliches, lezteres ein ihr feindliches Prinzip. Milde Morgen-Sonne, glühende Mittagssonne, keimentlokende März-Sonne, laubverbrennende Juli-Sonne waren verschiedene Wesen und wurden verschieden antropomorfisirt. Da wo die Ahnung, daß es sich doch um gleiche siderische Gebilde handle, durchbrach, half sich die Fantasie mit Maskirungen und Verhüllungen der betreffenden Gottheiten. So ist Mars die keimentlokende Frühlingssonne (März), seine Lanze (Fallus, Bliz und Sonnenstrahl zugleich) Simbol der Befruchtung [hasta virilis]. Wenn derselbe Mars aber im Juli sengende Strahlen auf die Erde sendet, dann wird er zum Kriegsgott, der Alles zerstört, er heist dann „Der mit dem Schweinsgesicht", er ist dann der feindliche, blindwütige Eber, der funkelnd und sprühend durch die Wälder rast und allen Baumwuchs zerstört. Aehnliche Widersprüche, Umkehrungen und Vermummungen finden sich bei allen indogermanischen Gottheiten. Pallas Atene ist die aus dem Zenit des Himmels (Zeus' Haupt) entsprungene Lichtgöttin (Sonne, Bliz, Vertreterin des Himmelsfeuers), Beschüzerin der Saaten, Erfinderin des Pflugs, als solche führt sie die Lanze (den ferntreffenden Sonnenstrahl) wie Mars; wenn sie aber im Hochsommer die sengenden Gluten herabsendet vor denen die Vegetazjon hinstirbt, dann ist sie die schrekliche Gorgo, die Tochter des Feuerriesen Pallas, und hat das Medusen-Haupt auf dem Schild mit dem frazenhaften Ausdruk und den Eberzähnen, vor deren Anblik Alles versteinert und vertroknet. Jezt wird auch sie zur Kriegsgöttin, fält den eigenen Vater an, und beraubt den Tiresjas des Augenlichts (die Sonne macht blind.) Jezt opfert man der schreklichen Glutgöttin in den „Skiroforjen", wobei die Priester weise Sonnenschirme tragen. Hat sie aber ihren Tages- (oder Jahreszeiten-) Lauf vollendet, dann geht sie unter, wird zum Nachtbild, Mond, und hat die Eule als Begleiterin. Jezt löscht man das heilige Feuer auf ihrer Burg und feiert die Abwesende in den „Kreforieen" durch eine Nachtfeier mit Fakellauf.

Indra erscheint auch als Eber-Gegner: im 61. Himnus des I. Buches des Rigveda tötet er mit der von dem himlischen Grobschmied Tvashtar gefertigten Waffe „das wilde Eber-Ungeheuer, welches Das, was für die Götter bestimt ist, stiehlt" (der Eber ist der Mond, er hat die Sonnenscheibe gestohlen oder nachgeäft, er wird mit der Lanze des Frühstrahls erlegt, der Mond stirbt vor der aufgehenden Sonne). Im Taittiriya Brâhmana bewacht der wilde Eber den Schaz der Dämonen (die gestohlene Winter-Sonne), welche in sieben Bergen eingeschloßen ist (die Winter-Monate), Indra tötet den Eber und entdekt den Schaz (die Frühlingssonne) [ebenda 345].*

Zahlreich sind die Nachweise für die Auffaßung des Ebers als Prinzip der Fruchtbarkeit, als Frühling, als Frühlings-Sonne. Im achtzigsten Himnus des achten Buches des Rigveda bittet das häsliche, misgestaltete Mädchen Apâlâ (die Winter-Erde mit der rufigen, hartgefrornen Deke) Indra (die Sonne), in den sie verliebt ist, ihr eine neue Haut zu machen. Indra willigt ein, und schreitet über ihren Leib mit Rad, Wagen und Deichsel des Sonnenwagens hinweg (die Feldarbeiten). Nach dieser dreimaligen Behandlung, die in der Deichsel des Sonnenwagens unverkenbar fallische Anspielung zeigt, erscheint Apâlâ in einem glänzenden, neuen Kleid (das Frühlingsgrün). In dem alten, abgezogenen Kleid dagegen erscheinen Schweins-Borsten (der heilige, erdaufwühlende Eber muß die Scholle aufbrechen, wenn sie fruchtbar sein soll). In einem Paralell-Mitus zur misgestalteten Apâlâ, im 117. Himnus des Rigveda, ist es die aussäzige Ghoshâ, welche die Açvins (die Bliz- und und Regenspender) um Aenderung ihres Zustandes bittet [Gubernatis 340]. Hier wird das Aussehen der eingetrokneten, harten Winter-Erde mit den Auswüchsen verglichen, die der Aussaz auf der Haut des Menschen hervorbringt. Der Vergleich ist wichtig. Wir werden „den Leprösen" in dem bretonischen Tristan-Mitus wieder begegnen. Auch Ghoshâ wird geheilt und verheiratet. Das häsliche, verachtete Mädchen, welches vom Himmelsgott beglükt wird, finden wir bekantlich im Aschenbrödel wieder. Hier nimt der Prinz oder der Königssohn die Stelle des Indra ein. Schweine kommen hier nicht vor. Aber in einer Montferratensischen Faßung des Aschenbrödel-Märchens, welches Gubernatis mitteilt, muß die Verstoßene, statt Linsen auszulesen, eine Arbeit, mit der sie allein nicht fertig wird, „eine unermesliche Anzahl von Aepfeln eßen", bevor sie zum Königsballe darf, eine Aufgabe, die sie ebensowenig bewältigen kann. Wie nun dort die Tauben, so ruft sie hier „eine ganze Legion Ferkel herbei, welche die Aepfel statt ihrer verzehren" [Gubernatis 342]. In der neapolitanischen Faßung des Aschenbrödel wird das mishandelte Mädchen zum Schweine-Hüten geschikt. Dort stelt sich aber ein „vornehmer Herr" ein, verliebt sich in sie und heiratet sie [Giamb. Basile, Il Pentamerone. Deutsch v. Liebrecht. Breslau 1846. 10tes Märchen vom 3ten Tag]. In einer südrußischen Faßung des Aschenbrödel, welches Afanassiew mitteilt, verstekt sich das vom Stiefvater verfolgte Mädchen in eine Schweinshaut (die rufige Winter-Erde), welche es erst ablegt, als sie sich mit dem Prinzen (Sonne) vermählt [Afanassiew, A. N., Rußische Volksmärchen. Moskau 2. Aufl. 1873. 28tes Märchen im 6. Buch]. Und in einem andern Märchen der gleichen Samlung (das 38te im 5. Buch) ist es der Königssohn (die Erde), der vom eignen

* Daß der Eber im Grunde nur eine Fase des Sonnenlaufs war, zeigt u. A. seine Vergleichung mit dem Sonnengott Indra und mit der schönen Nimfe Rambha im Çântiçataka 2. 7, wo der Rollen- und Gestaltenwechsel der indischen Götter je nach dem Lauf der Sonne unverkenbar angedeutet ist: „Zwischen den Freuden und Leiden Indra's und eines schmuzigen Ebers besteht kein Unterschied: aus freiem Willen hat jener Nektar, dieser Kot als Lieblingsspeise sich erwählt; die Nimfe Rambha und eine schmuzige Sau, beide sind Gegenstände höchster Zuneigung; auch Furcht vor dem Tote ist bei Beiden gleich; auch können Beide durch den Gang ihrer Werke dazu kommen, die Rollen zu tauschen." [Böhtlingk, O., Indische Sprüche. 2. Aufl. St. Petersburg 1870—73. I. No. 1111].

Vater verfolgt wird, und der „in einem Rok aus Schweinshaut“ (die Winter-Erde) das väterliche Haus verlaßen muß. Neben Indra, dem Sonnengott, der selbst gelegentlich in Ebergestalt erscheint, ist es hier also vorwiegend die Winter-Erde, in der die Fruchtkeime ruhen, die den wilden Eber zum Simbol hat.

Wie in der arischen, so finden wir in der römischen und griechischen Mitologie den Eber, das Schwein, als Tipus der Fruchtbarkeit, des Schollenaufreißens, des befruchtenden Gottes, des kühnen, anstürmenden Helden, der glühenden Sonne. Die Identifizirung des griechischen Sonnenhelden Herakles, der den erymantischen Eber erlegt, mit, dem indischen Eber-Repräsentanten Vishnu, mag uns als Uebergang dienen [Laßen II. 1107. 1126]. Hier war es dem Mars heilig, dem Kriegsgott, der, wie der wilde Eber im Walde, spezifisch Angreifer ist. Seine Lanze, hasta, unter der die alten Sabiner zuerst den Mars verehrten, ist der glühende Sonnenstrahl, der ihm Frühjahr die Keime aus der Erde lokt, mit der Unterbedeutung der hasta virilis, des befruchtenden Fallus, wie die Deichsel an Indra's Sonnenwagen und die Keule des Herakles fallische Nebenbedeutung hatte. Er heist daher bei den Griechen „Ares mit dem Schweins-Gesicht“ [Plutarch, Amat. 12]. Seine Geliebte ist Afrodite, Venus. Ihr wurden auf Cypern Schweine geopfert, und wie Cicero berichtet, überhaupt im Bereiche der römischen Weltanschauung [de Divin. I 40]. Nach dieser Insel hies sie „die Kyprische“ (von: κάπρος der wilde Eber, κάπραινα die läufige Sau, καπρίζειν buhlen. Auch das lateinische sus Sau, griechisch ὗς, hat zum Stamm das Sanskrit-Zeitwort su säen, gebären.*) Der im ersten Jhrh. v. Kr. lebende römische Gelehrte Markus Terenzius Varro berichtet uns in seinem Werke über das Landleben u. A.: „Zu Anfang der Hochzeitsfeierlichkeiten hatten die alten Könige und angesehenen Männer in Etrurien die Sitte, daß Bräutigam und Braut des neuen Ehebundes ein Schwein opferten; es scheint, daß die alten Lateiner und Griechen in Italien denselben Gebrauch hatten; denn noch heute nennen unsere Frauen, besonders die Säugammen, die Natur, die sie zu Weibern macht, bei den Jungfrauen porcus (Schwein), im Griechischen χοῖρος, womit sie andeuten, es liege in dieser Kennzeichnung Etwas auf die Hochzeit Bezügliches.“**) Schon Sokrates erklärte die bekante Stelle in der „Odyßee“ (X, 133—574), wo des

---

*) Unsere histerischen Damen haben ihren Namen von den griechischen ὑστήρια, den Venus-Festen, und diese erhielten ihren Namen von dem Schwein, ὗς, welches dabei geopfert wurde.

**) Nuptiarum initio antiqui reges ac sublimes viri in Hetruria in conjunctione nuptiali nova nupta et novus maritus primum porcum immolant; prisci quoque Latini et etiam Graeci in Italia idem fecisse videntur; nam et nostrae mulieres, maxime nutrices naturam, qua feminae sunt, in virginibus appellant porcum et graece χοῖρον, significantes esse dignum insigni nuptiarum.“ Varro, de re rustica, II, 4. In der Tat heist χοῖρος bei den Griechen sowol das junge Schwein, wie auch: die weibliche Scham. Mit der lezten Wendung deutet Varro offenbar die unter Frauen besonders geläufigen Vorstellungskreise an, denen auch ein spezifisch frauenmäßiges Fest, nämlich der Geheimdienst der Bona Dea (Tellus, Faunus, Maia) entsprach. Ihr opferten, wie uns Cornelius Laber, ein Schriftsteller des augusteïschen Zeitalters, mitteilt, die Frauen im Januar ein trächtiges Mutterschwein. Dabei wurden die Frauen mit Mirten-Zweigen, als dem Simbol der Fruchtbarkeit, geschlagen. Wir werden dem mit Mirten bekränzten Schweinskopf wieder auf der englischen christmas-Tafel begegnen. Mannhardt nent diese Bona Dea „wesentlich eine Göttin der Frauen und der weiblichen Empfängnis“. Die römischen Frauen hatten mit ihrem Anhang von Neu- und Unvermählten offenbar einen festbestimten und geregelten Festkalender, in den die Männer nicht hineinschauen durften. Wie die berühmten französischen „Caquets de l'Accouchée“ zeigen, war ja das bei den späteren christlichen Frauen im Abendland nicht anders. Und auch die um „Empfängnis“, „Geburt“ des Kindes, „Reinigung“, und später die „unbeflekte Empfängnis“, der Maria sich drehenden kristlichen Feste waren ja wesentlich nur den sexuellen Vorstellungen der Frauen entgegenkommende und sie vorwiegend intereßirende Kirchenfeiern. — Bei der römischen Hochzeitsfeier bestrich auserdem die Braut die Türpfosten mit dem Fette des Schweins [Mannhardt, Forschungen 115, 119, 178]. — Daß auch die Landleute nach Beendigung der Wintersaat im Januar der Tellus, der Mutter Erde — also auch eine Art Bona Dea — die Eingeweide eines trächtigen Mutterschweins darbrachten, lernen wir aus Ovid [Fastor. I, 667—672], daß sie dies auch nach Einheimsen der Feldfrucht taten, aus Horaz [Epist. II, 1, 139—144] kennen. Diese Tellus oder Bona Dea war aber offenbar, wie schon aus der genanten Stelle bei Ovid hervorgeht — „Tellusque Ceresque“ — Niemand anders als Zeres (oder deren Tochter Proserpina), wie schon Macrobius meint: „Dieselbe (gute Göttin) halten Andere für Proserpina, welcher ein weibliches Ferkel geopfert werde...“; „eandem (Bonam Deam) alii Proserpinam credunt, porcuque ei rem divinam fieri....“ [Aur. Macrobii Saturnaliorum lib. I, cap. 12.] Und auch Creuzer schreibt bei einer ähnlichen Opferfeier: „..wurde der Erde (Tellus) oder der Zeres gebracht, welche hier offenbar identifizirt wurden.“ [Creuzer, IV, 289]. — Auf das Verhältnis von Zeres zum Eber kommen wir unten zu sprechen.

Odyßeus Gefährten ahnungslos von der zauberischen Kirke in Schweine verwandelt werden, während er selbst, der Vertreter der Klugheit, vor diesem Schiksal bewahrt bleibt, als das Unterliegen gegenüber den Verführungen der Fleischeslust (bei Xenophon, Memorabilia Socratis, I, 37). Und Horaz nent sie direkt „Buhlerin": „Du hast von den Lokungen der Sirenen, von den süsen Bechern der Kirke gehört. Hätte er (Odyßeus) in törichter Leidenschaft, wie die Gefährten, davon getrunken, er wäre unter der Herschaft der Buhlerin zum tierisch Verblödeten herabgesunken, hätte wie ein schmuziger Hund, wie eine im Kot sich wälzende Sau gelebt."*) Daß aber der wandernde Odyßeus selbst nur das Abbild der im Winter sich verstekenden, in Pluto's Schattenreich hinabsinkenden, Sonne ist, zeigt nicht nur sein eigenes Hinabsteigen zum Hades [XI. Gesang], sondern auch seine Rükkehr, wo die alte Amme Eurykleia [die eine Tochter des Ops (Sonnenantliz) ist] ihn an einer Narbe erkent, die ihm ein Eber beigebracht, wo der berühmte „götliche Schweinehirt" ihn aufnimt, ihn mit Ferkeln bewirtet und ein Mastschwein opfert [XIV. Gesang]. Auch die 360 Schweine, die dort aus 12 Kufen freßen, bezeichnen diesen Hirten genügend in seiner Eigenschaft als Protektor für die zurükkehrende Sonne [XIV, 12, 20]. Schweine aus Teig gebaken brachten nach Herodot [II, 47] die Armen in Egipten, die kein lebendes Schwein darbringen konten, der Mond-Göttin Isis dar. Wir werden diesen gebakenen Schweinen, wenn wir auf die deutschen Ernte-Gebräuche zu sprechen kommen werden, wieder begegnen, und werden sie bei den bairischen und schwäbischen Schnitter-Gebräuchen, wo sie wiederum mit stark laszivem Anspielungen verbunden sind und die Uranfänge der „Haberfeldtreiben" ausmachen, bis zum heutigen Tag antreffen. Aber eigentümlich ist es hier, bei dem Herodotischen Bericht, daß das Schwein wiederum mit dem Mond in Beziehung steht, dieser toten Sonne, der Nacht-Sonne, dem Bild der Winter-Sonne, unter deßen Simbol der Eber so oft erscheint. Wiederum in doppelter Bedeutung, teils als Sonne, teils als ihr Gegenbild, als unterweltliches Zeichen und feindliche Naturkraft, tritt der Eber auch in dem bekanten und beliebten Adonis-Ziklus auf, der fönizischen Ursprungs ist. Hier tötet Apollo, der ferntreffende Sonnengott, in der Gestalt eines wilden Ebers den schönen Frühlings-Gott Adonis, den Geliebten der Afrodite (die Sonnengluten verbrennen die Blätterpracht des Frühlings). Afrodite eilt herbei. Aber ihre Klagen vermögen den schönen Götter-Jüngling (die Frühjahrs-Sonne) nicht mehr zu erweken. Er muß in den Tartarus hinunter (Wintersonne, Winternacht, der Mond hat in der Figur des Ebers gesiegt). Ihre Bitten aber vermögen Zeus zu der Bestimmung, daß Adonis später wieder aus der Nacht des Grabes auferstehen darf. Er soll hinfort seine Zeit zwischen Persefone, der Unterweltsgöttin, und Afrodite, der Licht- und Frühlingsgöttin, teilen. Er bleibt die Hälfte des Jahrs in der Unterwelt, die andere Hälfte im Olimp. Jener Eber nämlich, den der eifersüchtige Ares geschikt hatte, war im Kampfe mit dem Jüngling ebenfalls gefallen (die Sonne, nachdem sie Alles verbrant, muß im Herbst selbst

---

*) Sirenum voces et Circae pocula nosti;
Quae si cum sociis stultus cupidusque bibisset,
Sub domina meretrice fuisset turpis et excors,
Vixisset canis immundus vel amica luto sus.

[Epist. lib. I. 23—26].

Giordano Bruno faßt in seinen „Eroici furori" [Parigi 1585] den „Trank der Zirze" und seine Folge, „die Schweineverwandlung", simbolisch als eine zum Zweke der Fortpflanzung geschehende Veränderung des Menschen auf. D. h. der Mensch muß, um das Geschäft der Fortpflanzung zu verrichten, oder den Geschlechtstrieb zu befriedigen, sich zum Tier erniedrigen. Der Sonnenheld (Odyßeus) entgeht dieser Verwandlung. Er, der Sonnengott, der alle Triebe im Menschen und auf der Erde wekte, läuft selbst unberührt seine Bahn über den Himmel; nur die Menschen (die Gefährten) musten dem sinlichen, irdischen Geseze gehorchen. Zirze ist die Allverführerin, das Weib. Eines genügt für die ganze Schaar der Ankömlinge [Opere, ed. Ad. Wagner. Leipzig 1830. II. 300. 309—10].

zu Küste gehen; der tote Eber schikt sich zum Gegenbild der Sonne, zur Winternacht, zum kalten Mondlicht). Wenn die Zeit des Frühlings herannaht, vermag er dem zu neuem Leben erwekten Liebling der Götter und Menschen (die Frühlingssonne) nichts mehr anzuhaben (die Winternacht weicht). Diese um Tot und Auferstehung des Liebes-Gottes sich drehenden religjösen Gebräuche, die Wehklagen und Freudenfeste, waren unter dem Namen „Adonieen" über den ganzen römisch-griechischen Kulturkreis verbreitet, und haben, wie bekant, im ersten und zweiten Jhrh. unserer Zeitrechnung auf die Vorstellungen des kristlichen Auferstehungsglaubens den breitesten Einfluß gewonnen.*)

Am deutlichsten zeigt übrigens den Doppelkarakter des Ebers, als eines halb siderischen (sonnenhaften) halb irdisch-unterirdischen (die Erde betreffenden) Gebildes, sein Opferdienst der Demeter (Zeres) gegenüber. Sie war die Göttin der Fruchtbarkeit und der Saaten. Aber ihre Tochter Persefone (Proserpina), die den höchsten Himmels-Gott Zeus zum Vater hatte, muß, wie Adonis, die Hälfte des Jahres zu Pluto in die Unterwelt hinab. Es ist die Wanderung der Sonne, von Tag zu Nacht, von Sommer zu Winter.**)

Gehen wir von den sonnigen Ebenen Sirjens, Hellas' und Roms in die dunklen Haine und zu den alten Kultstätten der Germanen, der Skandinaven, der nordischen Völker überhaupt, so können wir auf Schritt und Tritt die Spuren des heiligen Eberdienstes

---

*) Luzjan, der grose griechische Schriftsteller und Razjonalist, der als absoluter Ateïst alle Religjonssisteme seiner Zeit über einen Kamm schor und was irgendwie an Personifikazjonen und Antropomorfismen erinnerte — Kristliches wie Heidnisches — erbarmungslos vernichtete, hat uns aus dem 2. Jhrh. unserer Zeitrechnung einige Worte über die Adonisfeiern hinterlaßen. Er schreibt in dem Aufsaz „Die sirische Göttin": „Desgleichen sah ich in Byblos (in Fönizjen) ein groses Heiligtum der byblischen Afrodite, in dem die Misterjen zu Ehren des Adonis gefeiert werden, mit denen ich mich auch bekant gemacht habe. Sie erzählen, daß die Geschichte mit dem Schwein in ihrer Gegend dem Adonis zugestoßen sei, und zur Erinnerung an den Vorfall wird einmal in jedem Jahre eine grose Landestrauer angelegt, und sie begehen die Orgjen unter Wehklagen und indem sie sich an die Brust schlagen. Haben sie Beides zur Genüge getan, so bringen sie zuerst dem Adonis, als Leiche, Totenopfer dar; darauf tragen sie am andern Tage die Sage vor, daß er lebe, und laßen ihn zum Himmel auffahren. Zum Zeichen der Klage schneiden sie sich das Haupthaar ab, wie die Egipter beim Tote des Apis. Diejenigen Frauen, welche ihr Haupthaar nicht opfern wollen, müßen als Sühne sich einen Tag mit ihren Liebesreizen öffentlich feilbieten. Doch ist der Markt nur für Fremde offen, und der Erlös fliest in die Tempelkaße der Afrodite." — Es ist klar, daß derartige Gebräuche, zumal in Sirjen und Fönizjen, also in nächster Nähe jenes tätigen und aufgeregten religjösen Entwiklungszentrums, aus dem im 1. und 2. Jhrh. unserer Zeitrechnung das Kristentum sich entfalten solte, auf eben das leztere nicht ohne Einfluß bleiben konten. Es ist auch bezeichnend, daß die katolische Kirche bis zum heutigen Tag am Karfreitag den Tot, am Karsamstag Nachmittag — „am andern Tage" — schon die Auferstehung Jesu feiert. Ob die klagenden Frauen — denn die „Adonieen" waren vorwiegend Frauendienst — nicht auch den „Frauen am Grabe" in den Evangeljen, und die um Adonis willen sich prostituirenden nicht auch der kristlichen Magdalena einige Züge geliehen, soll hier ununtersucht bleiben. Ueber das einschlägige Gebiet siehe: Sepp, Heidentum, Bd. II, S. 32—36 und Renan, E., Études d'histoire religieuse. Paris 1863. p. 51—54. — Wichtig dagegen für unsere die Naturmite untersuchende Darstellung ist es, daß nach der libischen Faßung der Sage dem Adonis vom Eber der Geschlechtsteil abgebißen wird, womit die Stellung Adonis', als Liebes- und Befruchtungsgottes, genügend dargetan ist [Mannhardt, Kulte, II, 273—301]. —

**) Der Zensor Markus Porzjus Kato belehrt uns: „Vor der Ernte ist ein Schwein auf folgende Weise zu opfern: Der Zeres gebührt, als Voropfer, ein Schwein, ein weibliches Schwein, ehe die Früchte geerntet werden....": „Priusquum messim facies, porcam praecidaneam hoc modo fieri oportet. Cereri porca praecidanea, porca foemina, priusquam fruges condantur...." [Cato, de re rustica, cap. 134]. — Der Griechisch schreibende Stoiker Cornutus schreibt im 1. Jhrh. u. Z.: „Vorzüglich opfern sie der Demeter trächtige Schweine, weil diese Tiere sehr fruchtbar sind, leicht aufnehmen und ihre Jungen bis zur Reife austragen": θύουσι δ'ὗς, ἐγκύμονας τῇ Δήμητρι πάνυ οἰκείως, τὸ πολύγονον καὶ εὐσύλληπτον καὶ τελεσφόρον παριστάντες." [L. Annaeus Cornutus, de natura deorum, 211]. — Wer in die Misterjen der Demeter eingeweiht werden wolte, muste ein Schwein opfern. In Aristofanes' Komödje „Der Friede" sagt Trygaios zu Hermes: „Zum Ferkel leihe mir nun drei Drachmen, denn ich muß eingeweiht sein, ehe ich sterbe!", „'Ες χοιρίδιον μοι νῦν δάνειρον τρεῖς δραχμάς· δεῖ γὰρ μυηθῆναί με πρὶν τεθνηκέναι." [v. 374—75.] — „Mistische Ferkel": Χοίρως μυστικάς, heisen solche der Göttin geweihte und vorher erlesene und gereinigte Tiere in des gleichen Dichters „Die Acharner" [v. 764]. — Bezeichnend ist auch, was Pausanias in seiner Reisebeschreibung mitteilt: „Die Böozjer liesen am Feste der Zeres und Proserpina Schweine in die unterirdischen Kapellen laufen, die, glaubt das Volk, im nächsten Jahr auf den Weiden zu Dodona wieder zum Vorschein kamen." [Paus. descriptio Graeciae IX, 8]. Es ist natürlich die Wanderung der Sonne. — Auf Atenjensischen und Eleusinischen Münzen erscheint Zeres mit dem Schwein auf der Awers-Seite [s. die schöne Abbildung bei Kreuzer, IV. Tafeln zum 2. Heft. No. 14]. — In Ovid's poëtischer Darstellung des Raubs der Proserpina, der die trostlose Mutter nacheilt, um sie zur Erde zurükzuholen, sind es Schweine, die die Fustritte der Tochter mit ihrem Rüßel verwischen: „Si non turbassent signa reperta sues." [Fastor. lib. IV, v. 461—66.] Hier tritt der Eber wieder in seinem der Sonne feindlichen Bild, in seiner Gegenstellung zur Sonne (Mond) auf: Das Sonnenkind Proserpina, die Tochter des Himmelsgottes, muß während des Winters in den Hades. — Sextus Pomp. Festus erzählt uns daß Schweine aus Gold und Silber der Zeres geweiht wurden: „Porcam auream et argenteam dici ait Capito Ateius, quae et si numero hostiarum non sint, nomen tamen earum habere, alteram ex auro, alteram ex argento factam adhibere sacrificio cereali." [S. P. Festi de verborum significatione, in fragm. ed. Dacerius 1700. p. 24]. Wir werden diesen Goldschweinchen, als Simbolen Freyr's, in der nordischen Mitologie, und als porte-bonheur für Damen in den französischen Juwelierläden wieder begegnen. —

nachweisen und den Fortgang der heiteren, hedonistischen Weltauffaßung, wie sie den arischen Völkerstämmen im Prinzip innewohnte, verfolgen. Wir treffen auf Freyr, Fro, dem spezifischen Repräsentanten nordischer Fröhlichkeit, „der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr," wie ihn Grimm nent [S. 174], und dem der Eber, die blonde, goldige Sau, als spezifisches Opfertier geweiht war. Der Eber zieht in der „Edda" Freyr's Sonnenwagen. Im Skaldenliede reitet Freyr selbst gelegentlich auf dem Eber [Uhland 147]. Freyr war Sonnengott wie Mars. Sein Schwert entspricht der Lanze des lezteren. Beides sind Sonnenstrahlen. Beide erweken Fruchtbarkeit, loken im Frühling die Keime aus der Erde. Beider Waffen haben fallische Unterbedeutung. „Voluptatem largiens mortalibus — sagt Adam von Bremen im 11. Jhrh. von ihm — cujus etiam simulachrum fingunt ingenti priapo."*) Unter des Ebers Helmbild ziehen die deutschen Reken, wie s. Z. die indischen Helden und Götter, auf Kampf aus. Und wieder ist es hier die Doppelfigur des Ebers, als Sonne und als Mond: der Eber wird in der Frühe, im Frühling, erlegt, der Held überwindet ihn (Siegfried, die Morgensonne, der Frühling komt herauf, der Mond erbleicht, stirbt); am Abend, im Spätherbst, bleibt der Eber siegreich (Siegfried, der den Eber erlegt, fält, Beginn des Winters, der Mond behersсht das Nachtbild).

Es sind oft nur einzelne, geringfügige, aber karakteristische Züge, die uns in einem längst überarbeiteten und hinsichtlich seines Naturkerns ganz vergeßenen Sagenstoff plözlich wie avertissements berühren und den ursprünglichen Ideen-Gehalt erkennen laßen. In der Tristan-Sage des Thomas de Bretagne aus dem XII. Jhrh., dem Gottfried von Straßburg gefolgt ist, kommen bekantlich zwei Isolden vor — les deux Iseut — die schwarze und die blonde, und schon dieser Farbenwechsel von Dunkel zu Hell, und die Doppelfigur in einem Liebesroman, in dem schlechterdings nur für eine Geliebte Plaz ist, gibt zu denken. Deutlicher werden die Anspielungen in der anglo-normanischen Faßung der Tristan-Sage von Béroul (um 1150), von der ebenfalls nur Bruchstüke erhalten sind. Hier beschließt der argwöhnische König (Marc), die Sich-Liebenden auf der Tat zu ertappen, indem er Tristan Abends einen Schein-Auftrag zukommen läst, am nächsten Morgen zu König Artur nach Irland abzureisen, in der Erwartung, Tristan werde während der Nacht Isolde besuchen. Tristan schlief, als Neffe des Königs, im gleichen Sal, nur eine Lanze weit vom Bett Isoldens — die Lanze, das stereotipe Atribut des Sonnengottes (Mars), ist hier das erste avertissement —. König Marke hatte sich absichtlich während der Nacht entfernt, um das Stelldichein der Sich-Liebenden sicher zu Stande zu bringen und belauschen zu können. Der Zwerg und Vertraute des Königs — dieser Zwerg, den wir immer im nordischen Mitus in der Nähe der gefangenen Winter-Sonne finden, ist das zweite avertissement — hatte zwischen den Betten der Sich-Liebenden Mehl gestreut, um die Leugnenden zu überführen. Aber Tristan hatte die Arbeit des Zwergs beobachtet, und beschließt seinerseits, den Aufpaßer zu täuschen. Er springt mit einem Saz aus seinem Bett in das Marke's. Leider hatte ihn ein Eber am Abend vorher auf der Jagd verwundet — dies ist unser drittes avertissement — und die Wunde begann zu bluten. Von Marke's Bett begibt sich Tristan in das

---

*) Priapische auf Freyr bezügliche Bilder und Feiern konte der Germanist J. W. Wolf in den Niederlanden (s. deßen Wodana, Bruxelles 1843), J. M. Kemble in England [The Saxons in England. London 1848], Fallusdienst überhaupt J. A. Dulaure in Frankreich bis Ende des vorigen Jhrh. nachweisen [Des Divinités Génératrices. Paris 1825.] Jak. Grimm stelt zu Freyr das altnordische Frio f (semen) und frio fr (foecundus). „Phallusdienst, wie er unter vielen Völkern des Altertums verbreitet war, muß aus einer schuldlosen Verehrung des zeugenden Prinzips hergeleitet werden, die eine spätere ihrer Sünde bewuste Zeit ängstlich mied" [Grimm, I, 176]. —

*

Isoldens. Marke und der Zwerg belauschen von drausen die Liebenden. Als Tristan den König zurükkommen hört, springt er von Isoldens Bett in das seine, wieder ohne den Boden zu berühren, und stelt sich schlafend. Aber das Blut tropft auf den Boden und auch Marke's Leintücher waren rot. Es hilft kein Leugnen —

Le roi à sa chambre revient;
Le nain, qui la chandelle tient,
Vient avec lui. Tristan faisait
Semblant comme s'il se dormait.
Sur la fleur le sang chaud parut.
Le roi vit sur le lit le sang;
Vermeils en furent les draps blancs,
Et sur la fleur paraît la trace.

Der Eber, der den Helden verlezt, gemahnt uns deutlich an den Sonnenmitus. Der Sprung von Bett zu Bett, und wieder zurück, simbolisirt uns den Gang der Sonne von Osten nach Westen, und durch die Unterwelt, das Reich der Finsternis hindurch, wieder zum Ausgangspunkt. In der Winternacht weilt der Sonnenheld (Freyr) bei den Bergriesen (Gerdr, die Riesentochter: Isolde, die schwarze). Im Afanasjew'schen Märchen ist es der Königssohn, der wegen seiner Liebe vom Vater verfolgt wird, hier ist es der Neffe des Königs. Der Hinweis wird aber noch deutlicher. Tristan, überführt, soll zum Tot auf den Scheiterhaufen geführt werden (die Sonne verbrent in der Glut des Abendrots). Er entkomt aber (die totgeglaubte Sonne ersteht am nächsten Morgen wieder). Als Isolde ebenfalls verbrant werden soll, erscheint sie im schwarzen Seidenkleid mit goldnen Haren

D'une robe de soie noire
Était la dame étroit vêtue,
De fil d'or finement cousue.
Ses cheveux tombent à ses pieds
D'un galon d'or étaient tressés.

Es ist Isolde die Blonde, die Sonnenhafte. Das schwarzseidne Gewand deutet ihre Nachtzeiten. Der Hinweis wird aber noch stärker. Als Isolde zum Scheiterhaufen geführt werden soll, präsentirt sich ein Haufen Lepröser, die den König bitten, seine Rache grausamer zu machen, indem er ihnen die Treulose zur Kurzweil überläst. Dieser geradezu barbarische, durch nichts motivirte, in einem Liebesroman unmögliche Zug findet seine Lösung, wenn wir uns an die aussäzige Ghoshâ im 117. Himnus des Rigveda erinnern, wo sie (die krustige Winter-Erde) von den bliz- und regenspendenden Açvins Aenderung ihres Zustandes (Befruchtung durch die Frühlingssonne) erfleht. Kein Zweifel: Tristan ist wie Siegfried ein Sonnen-Ziklus. Simrock, der Gottfried's Gedicht, das auf französischer Grundlage ruht, übersezt und fortgeführt hat, ist noch ohne Ahnung über den Zusammenhang, und ergeht sich in sitlichen Schwierigkeiten über den Ebebruch [„Tristan und Isolde". 2 Aufl. Leipzig 1875]. Während L. Clédat, dem wir das ganze obige Referat aus Petit de Julleville, Histoire de la langue et littérature française, Paris 1899. IIe vol. entnehmen, doch den Zusammenhang ahnt, wenn er schreibt: „On n'a pas de certitude sur le vrai rapport entre plusieurs épisodes du roman et certaines légendes antiques. Sommes-nous en présence d'une imitation

directe ou indirecte, y-a-t-il simple coïncidence, ou les auteurs ont-ils puisé dans un fonds commun de vieilles traditions?" [p. 272].*)

In der nordischen Weihnachtsfeier, am „Jul"-Abend, spielt der Eber eine wichtige simbolische Rolle. Er ist das eigens für dieses Festmahl gezüchtete, heilige Opfertier — majalis sacrivus, votivus — auf deßen Haupt feierliche Gelübde für das kommende Jahr geleistet werden. Besonders seine Borsten (Sonnenstrahlen) sind heilig. Auf ihnen schwören König und Helden — tam sanctum esse, ut super setas ejus manus componerent, et in causis gravissimis jusjurandum ederent [Keysleri 770] —. Er ist nicht nur der gefälte Eber (Mond), durch deßen Tot der Frühlingssonne Plaz gemacht wird, der mit seinem Zahn (Mondsichel) die Wolken, die Finsternis zerreist, durch die die Sonne heraufkommen soll, er ist überhaupt das dem Sonnengott, Freyr, geweihte Tier, sein Repräsentant. William Cambden beschreibt in seiner „Britania" noch i. J. 1607 ein heidnisches Götterbild mit doppeltem Gesicht, deßen eine Seite ein Jüngling mit krausem Lockenhaar darstelte, deßen andre Seite von einem Eber gebildet war, und das sich höchstwahrscheinlich auf Freyr bezieht [Keysleri 772—73]. Wo der Eber nicht direkt als Festtier, wie in Dänemark, Norddeutschland, England, verspeist wird, da wird er als „Kuchenteigschwein" gebaken [Meyer 103]. Bis nach Bayern hinunter war der Schweinsbraten um Weihnachten Festgericht [ebenda 227]. Wie um Sommersonnenwende wurde um Wintersonnenwende zur Simbolisirung der heraufkommenden Sonne grose Freudenfeuer angezündet [ebenda 197]. Bis weit hinein in die kristliche Zeit hat sich dieses heidnische, lustbringende und lüsterne Simbol, die Sau, um die Weihnachtszeit erhalten und sich mit ihr, wie wir sehen werden, zum Teil in grotesker Form

---

*) Dagegen spricht Gaston Paris es direkt aus: „On a reconnu avec assez de vraisemblance dans Tristan un héros solaire, les deux Iseut entre lesquelles sa vie se partage sont le jour et la nuit, ou l'été et l'hiver, sans cesse confondus dans les mythes" [Poëmes et Légendes du moyen-âge. Paris 1900. p. 130]. Aber eine Menge Züge, die Gaston Paris als spezifisch für die keltische Sage retten möchte, sind zweifellos ebenfalls mitologisches Gemeingut. "La mer, sans cesse en vue ou en action, dans ce drame tumultueux, profond et changeant, qui y joue presque le rôle d'un acteur passionné" ist nicht das irdische, sondern das Wolkenmeer, auf dem Sonne, Mond und die übrigen Himmelslichter für den indogermanischen Beschauer in stetem Kampfe mit den sie bedrohenden Wolken lagen. Denn, wenn immer in einem Zweig der indogermanischen Gemein-Mite vom Meer die Rede ist, sei es nun, daß Poseidon mit dem Dreizak (Bliz) auf dem Meer dahinfährt, sei es daß Venus (der Planet) aus dem Meer leuchtend sich erhebt, immer ist, wie Kuhn überzeugend nachgewiesen hat, vom Himmels-Ozean die Rede, und erst ein jüngeres Geschlecht, welches den Sinn der Mite nicht mehr versteht, verlegt die Begebenheit auf die irdische Meeresfläche. Tristan ist natürlich die Sonne, Isolde die sonnebeschienene Erde mit ihrem Wechsel im Frührot, Abendrot, Tag und Nacht, Sommer und Winter; von der Sonne beschienen ist sie die „blonde (goldsträhnige Isolde") — sa robe de fil d'or finement cousue — in der Winternacht wird sie zu ihrem Gegenbild, der bleichen, „weishandigen", mondbeschienen Isolde — aux mains blanches — oder gar zur schwarzen, Isodd svarta, wie sie im isländischen Epos heist. Marke, der stets geäfte, langweilige, unfähige, impotente König, der stets Deutschland nachläuft — ich wollte sagen: Isolde nachläuft, und es glüklich machen will — sie glüklich machen will — deßen Streiche aber alle derart sind, daß er sie nie bekomt, ist natürlich der Mond, der die Erde Nachts bescheint, aber sie nicht befruchten kann. Und alle die Tauschgestalten, die Tristan vornimt, wenn er als Betler, als Harfner, als Narr der entschwundenen Geliebten sich nähert, beziehen sich natürlich auf den Wechsel, auf den Tausch, von Sonne mit Mond, wie im indischen Kutsa-Mitus (s. o. Anm. S. 3); denn diese beiden Himmelsfänomene mit ihrer gleichen Gröse, aber ganz verschiedenen Wirkung, konte sich der naive Naturmensch oft nicht anders, als durch einen Tausch der Gestalten erklären. So sind Marke und Tristan immer um Isolde her, aber nur der Eine [Sonne] kann sie umarmen, der Andere [Mond] geht immer leer aus. Schlagend ist die Rolle Marke's in der hübschen Episode, wo er die Liebenden in der Wald-Finsternis der Winter-Zurükgezogenheit schlafend findet, eine Lanze zwischen Beiden als Zeichen der Sich-Nicht-Berührung, und wo er den Sonnenstrahl, der auf Isoldens Antliz fält, mit dem Handschuh abblendet [in der Mond-Nacht erlischt der Sonnenstrahl]. Der Zauberkelch, aus dem Beide trinken, ist der alte Lust-Becher, der Soma-Trank Indra's, ist der Met aus dem Keßel Odrörir im nordischen Mitus, den Odin raubt, um dann, wie Indra, als Sonnen-Adler fortzufliegen u. s. w. u. s. w. . . . . . die Zahl der gemein-mitologischen Nachweise ist, wenn man die verschiedenen Faßungen durchgeht, eine auserordentlich grose. — Man soll nicht zu weit gehen mit solchen Nachweisen. Und Gaston Paris hat sicher nicht Unrecht, wenn er den solaren Mitus als irrelevant erklärt und das nordische Lokalkolorit und die keltische Seelenstimmung für die Hauptsache nimt. — Wen hat man nicht schon Alles zum Sonnenhelden machen wollen! Man erinnert sich des Auffsehens, welches Dupuis unter Napoleon I. — und nachdem ihm die Revoluzjon freie Bahn für seine Ideen gemacht hatte — mit seinem berühmten Werk L'Origine de tous le cultes Paris 1795 machte, in dem er den geschichtlichen Kristus — lange vor Bruno Bauer und seinen Nachfolgern — leugnete, und in den Erzählungen der Evangeljen und der Apostelgeschichte die sentimental ausgeschmükten Vorgänge eines Solar-Sistems erbliken wolte. Dieser Radikalismus, welcher das Kind mit dem Bade ausgoß, wurde später verlaßen, und auch die heutigen an Bruno Bauer anknüpfenden ähnlichen Versuche der deutschen, holländischen und englischen Teologie-Kritik haben nicht tiefere Wurzel geschlagen — aber — da Züge aus den fönizisch-frisch-egiptisch griechischen Adonien zweifellos in die Evangeljen mithineingeraten sind — z. B. der Besuch der Hölle — auch später die Sonnenwendfeiern zu Weihnachten und zu Ostern sich verkristlichten, und in Jesus die aufgehende Sonne gesehen wurde, so muß, da beim Tote des mitologischen Sonnenhelden die Sonne, sein Urbild, sich umwölkt, verfinstert, verbrent, geraubt, oder vom Drachen verschlungen wird, doch hier, beim Sonnen-Tot Tristan's, daran erinnert werden, daß auch in den Evangeljen beim Tote Jesu die Sonne sich verfinstert [Matth. 27, 45]. —

verknüpft. In überaus groser, mächtiger, unbezwinglicher Gestalt erschien den altnordischen Germanen dieses simbolische Sonnentier, der Eber. „Gros wie der gröste Ochse, und so schön, daß jedes Haar von Golde zu sein schien“ [Uhland 61]. Er hat „durch Luft und Waßer, Nacht und Tag zu rennen vermocht — sagt die jüngere „Edda“ — und niemals sei es so finster geworden, daß sich nicht von seinen Borsten hinreichendes Licht verbreitet hätte.“ Es ist der bekante Gullinbursti, der goldborstige Eber, den die „Edda“ Freyr zulegt, den Finn Magnusen in seinem Lexicon mythologiae 1828 den direkten Sonnenrepräsentanten — pro solis ipsius idolo sive simulacro — nent, und über deßen Bedeutung die Gelehrten sich noch nicht einigen konten. Nachdem man ihn längere Zeit für das Ebenbild der Sonne, resp. Freyr's, gehalten, auch für das Nordlicht, kommen Neuere, z. B. E. H. Meyer, und vertreten die Ansicht, er sei nicht die Sonne [„kann nicht auf die Sonne, nur auf die leuchtende Wetterwolke gedeutet werden,“ Meyer 102. 224]. Aber was waren dann das für Freudenfeste, die Julfeiern, die Meyer selbst von jol Fröhlichkeit, Lust, und dem französischen joli ableitet [197]? Auf was freute man sich? Mitten in den finsteren Winternächten? Und weshalb zündete man mächtige Feuer an [Meyer 197]? Es war doch der Hinweis auf die heraufkommende Sonne. Und weshalb brachte man den „Sühn-Eber“ auf die Tafel, und brachte auf deßen Haupt heilige Gelübde für das kommende Jahr dar? Der Hinweis auf die „Gewitterwolke“ hat doch um diese Zeit und angesichts dieser Feierlichkeit wenig Sinn. Solte der Nord-Germane mitten in der Winter-Nacht, also zu einer Zeit, wo für einen Teil Skandinaviens die Sonne überhaupt untergegangen war, an die Wetterwolke oder den daraus zukenden Bliz gedacht haben, statt an die Wiederkunft des Himmelsgestirns, nach dem Jeder sich sehnte? Muß man in diesem Punkt nicht altindische und selbst mitteleuropäische Vorstellungen von skandinavischen, im Bereich wo Jul herschte, sondern? Ein Geschichtsschreiber aus dem 6. Jhrh. erzählt: die nördlichsten Bewohner der skandinavischen Halbinsel schikten am 35. Tage der Winternacht Boten auf die Berge, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen, weil sie fürchteten, sie könne einmal ausbleiben, um dann, wenn die Boten mit der freudigen Nachricht zurükgekommen, noch 5 Tage zu zählen, bis das neue Licht die Tiefen der Täler erhellen werde [Procopius, Bellum Gothicum. II. 15]. Hier ist es doch das leuchtende Tagesgestirn, welches Gegenstand der Sehnsucht und der Fröhlichkeit ist, und dem das heilige Eberhaupt auf der Fest-Tafel sekundirt. Man darf auch nicht vergeßen, daß die Sonne für den Nordländer eine andere Bedeutung hatte, als für den Tropenbewohner. Für Jenen war sie die Lebensquelle, denn Feuchtigkeit brachte der Winter schon durch den Schneefall in Hülle und Fülle. Für den Tropenbewohner, für den Indjer, konte die Sonne unter Umständen recht unangenehm werden, und nur die Regenzeit vermochte in einem Klima, das keinen Winter kante, die Gluthitze der Sonne zu dämpfen. Hier war also die Wetterwolke von gröserer Bedeutung. Auch der goldborstige Eber Sährimnir, welcher im skandinavischen Mitus jeden Morgen neu ersteht, um von den Helden in Walhalla verzehrt zu werden, kann sich schlechterdings nur auf die jeden Morgen sich erneuernde, Abends untergehende, Sonne beziehen [Simrock 43].*) In der Sage von dem flandrischen Grafen, der auf der Jagd

---

*) Uebrigens sieht Uhland im Gullinbursti weder direkt die Sonne noch die Gewitterwolke, sondern das golden schimmernde Helmzeichen Freyr's, welches auch Tazitus bei den germanischen Kriegern beschreibt: „Das Wunderbarste ist, daß der lebendige, luftrennende Eber von kunstfertigen Zwergen in der Eße geschmiedet sein soll [Edda]. Beachtet man nun, daß die andern Kunstwerke, die aus derselben Werkstätte hervorgehen, nicht lebende Geschöpfe sind, sondern Schmuksachen, Gerätschaften, namentlich Waffenstüke, Odhin's Speer und Thor's Hammer, und daß alle, mit Einschluß des Ebers, durch daselbe Wort gripir (Kleinode) bezeichnet werden, ferner daß

einen Eber erlegt, und wo sogleich eine schöne Jungfrau herbeigebraust komt, die sagt, sie heise Helios, und sei eine Königstochter aus dem Morgenland [Wolf I. 181], tritt doch die Sonne geradezu an Stelle des Tiers. Simrock will statt Sühn-Eber direkt Sonnen-Eber lesen [S. 315.] Auch Schwartz hält am „Sonnen-Eber“ fest [33. 90]. In einem englischen Christmas-carol heist es ausdrüklich, nachdem der Eber von der Festtafel abserwirt worden: „Der Eberkopf, wie ich Euch sage, nimt jezt von uns Abschied und läuft seine Bahn. Aufgebrochen nach dem 12. Tag, bringt er das Licht“.*) Ich meine, das ist deutlich. Allerdings war der Eber nicht direkt die grose, glänzende Himmelssonne, die unbeanstandet ihre Strahlen sendet, wiewol er in der griechischen Mitologie der zerstörenden Gorgo (der Sonnen-Glut) seine Zähne leiht, und wiewol im Adonis-Ziklus der Gott der Sonnen-Höhe, Apollo, sich unter seinem Ebenbild verbirgt. Er war mehr die verborgene Wintersonne, die ausgerüstet mit der Kraft des siegenden Helden und dem durchbrechenden Ungestüm des durch die Wälder rasenden Eberschweins in den heiligen zwölf Nächten sich zur Wiederkehr rüstet und den Winter besiegt. Er hies auch Slidrugtanni, Scharfzahn. Und wir erkennen in ihm wieder die Mondsichel, die nach indischer Vorstellung durch die Wolken schneidet, und den Vollmond, der in den kurzen Winternächten eine so grose Bedeutung gewint, und in dem Germanen wie Indier zweifellos die gefeßelte, ihrer Wärmkraft beraubte, tote Sonne sahen. In dem Wort Occident für Westen stekt ebenso das lat. occidere sterben, wie im deutschen Wort: Untergang (der Sonne). Direkt als Mord wird der Sonnenuntergang, resp. das Verschwinden der Winter-Sonne, illustrirt im nordischen Kwasir-Mitus, den die Zwerge töten, um aus seinem Blut den Met der Allwißenheit zu brauen [Kuhn 132—33. Edda 330—31]. Auch Freyr, der schüzende Gott des Ebers, hat ja zu

Helme und Helmzeichen angesehener Männer als goldene, goldgeschmükte zubenant zu werden pflegen, so erkent man in dem geschmiedeten Eber Gullinbursti deutlich genug den ursprünglichen Eberhelm“ [Uhland 147]. Wir hätten also in diesem Prunkstük Gullinbursti ein pendant zu dem schönen Halsband Brisingamen seiner Schwester, Freija's, vor uns, welches ebenfalls von Zwergen in den Bergen geschmiedet wird. Da nun dieses goldne Halsband, welches das Sonnenzeichen Freija's selbst ist, im Mitus von Loki, der es ihr raubt, als Sinbild der Sonnenglut erscheint [Simrock 277], andererseits das goldne Eberhelmzeichen im Mitus von Odhr, dem Sonnengemahl Freija's, wiederum als Sonnenleuchte aufgefaßt ist [Uhland 148], so liegt es nahe im geschmiedeten Gullinbursti ebenfalls ein Sonnenzeichen, nämlich das Freyr's, zu erbliken. Es scheint fast, als entspräche der „Gewittereber“, die dunkle Wolke, die rasend über den Horizont fährt, und aus der die Blize zuken, einer älteren, direkten Naturanschauung, während der geschmiedete Gullinbursti, der Atribut des Gottes ist, einer späteren, mehr abstrakteren Auffaßung entspricht. So, daß der „Gewittereber“ eine reine Form der ältesten germanischen Naturmite, Gullinbursti dagegen das Abzeichen einer götlichen Personifikazion, des durch die Römer eingedrungenen Bilderdienstes ist. Nach Alexander Tille's neuesten Darlegungen nämlich [Yule and Christmas, London 1899. p. 77] kann es kaum mehr zweifelhaft sein, daß die germanischen Völker vor ihrer Berührung mit den Römern nur einfachen Naturdienst kanten, erst durch die römischen Götterbilder zu Personifikazionen und Bilderdienst gebracht wurden. — Wir können nicht umhin, hier noch eines andern, ähnlichen, moderneren, religiösen Kleinods zu gedenken, welches ebenfalls von den Zwergen hinter den Bergen geschmiedet wird — nicht deshalb lediglich ultramontanen Kleinods —: die katolische Monstranz mit ihrer strahlenartig, goldborstenartig auseinandergehenden Form und der bleichen runden Hostjenscheibe in der Mitte ist zweifellos eine unbewußte Anlehnung an die Sonnenform und ihr bleiches Gegenbild, die Wintersonne, den Mond, also ein kleiner Gullinbursti, dem der katolische Bauer ebenso freudig Verehrung zolt, wie er ehemals auf dem Getreidefeld, nach dem Haberschnitt, aus dem goldigen Stroh sich seine Sonne selbst flocht, und ihr als „Sau“ abergläubische Bedeutung beimas. Wir kommen auf die Verquikung heidnischer und kristlicher Simbole nach dieser Richtung hin zurük.

*) HEY, hey, hey, hey, the borrys hede is armyd gay
The boris hede in hond I bryng,
With garlond gay in porttoryng,
I pray yow alle with me to synge,
With hay.

Lordys, knyyttes, and skyers,
Persons, prystis, and wycars,
The boris hede ys the furt mes,
With hay.

The boris hede, as I yow say,
He takis his leyfe, and gothe his way,
Gone after the xij, theyl ffyt day,
With hay.

[wörtlich: Aufgebrochen nach dem 12. (Tag), werden sie (die Himmelsgewaltigen) den Tag bringen — they will fit day—]
Then commys in the secunde kowrs with mykylle pryde, With hay u. s. w.
[Sandys, W., Christmastide in history, festivities and carols. London 1852. p. 230].

Beginn des Winters sein Schwert (den befruchtenden Fallus) abgeben müßen und wandert „dem Tote nah" zu der lieblichen, leuchtenden Gerdr, der Tochter der Riesen, hinunter in die Berge, wo er sich drei Nächte (Monate) verstekt hält. Seine Wohnung ist für einen Teil des Jahres Alfheim, der Aufenthalt der Lichtalfen. Er ist eben die verstekte Sonne. Er bekam Alfheim von den Göttern als Wohnsiz angewiesen, „als er den ersten Zahn bekam". Es ist wieder der Eberzahn, der Hauer, mit dem sich der Sonnenheld im Frühjahr den Weg herauf zum Himmel erstreitet. Das Verschwinden Freyr's während des Winters, der Tot der Sonne, und die daran sich knüpfenden Vorstellungen bilden dann die Grundlage für Totenfeierlichkeiten überhaupt [Simrock 319]. Wir erinnern uns hier der grandiosen Vorführung von Siegfried's, des Sonnenhelden, Tot in Richard Wagner's gleichnamigem Tetralogie-Abend. „Hinter den Berggehen" heist Sterben. In der Ynglingasaga wird von Freyr erzählt: „Und als die Krankheit überhand nahm, gingen seine Mannen zu Rat und liesen Wenige zu ihm kommen. Sie errichteten aber einen grosen Grabhügel und machten eine Türe davor und drei Fenster. Als er aber gestorben war, trugen sie ihn heimlich in den Hügel und sagten den Schweden, daß er lebe und bewachten ihn drei Winter (Monate) hindurch. Alle seine Schäze aber brachten sie in den Hügel: durch das eine Fenster das Gold, durch das andere das Silber, durch das dritte das Kupfergeld ...." [Simrock 318 f.]. Es ist das aufgespeicherte Sonnen-Gold, wie im „Rheingold", der Sonnenglanz, der während des Winters der Erde entzogen ist. Noch heute sagen die Italjener, wenn die Sonne matt wird und ihre Haupt-Leuchtkraft verliert: „die Sonne ist krank" [Gubernatis 340]. Alles was mit Freyr oder dem Eber zusammenhängt, ist goldig, glänzend, schimmernd. Auch bei dem Streit Loki's mit den Zwergen, was aus der Eße, in die eine Schweinshaut gelegt worden war, geschmiedet werden könne, kommen aus der Glut, neben einem Goldeber, ein Goldring und ein Hammer heraus, also das Simbol der Sonne und des Donners [Edda 338—39]. „Goldschweine" nent Grimm die formae aprorum, die Eberabzeichen, deren Tazitus bei den Sueben gedenkt [Germania 45], und die Schuz gegen Alles (omnium tutela) gewährten. Besonders von den Helden in der Schlacht wurden sie als goldene Helmzierde getragen, da sie das Ungestüm des Ebers, die unwiderstehliche Gewalt des vorbrechenden Frühlingsgottes, repräsentirten. Das „Glükschwein" wird aus goldigem oder glänzendem Metall erstelt. Gelb und glänzend sind auch die Gloken, die nach der Volkssage die Schweine aus der Erde wühlen, und von denen umkränzt die „Sau" im Kartenspiel erscheint. Von einem „goldnen Ferkel" am Christabend weis der Türing'sche Volksglauben, und von einem „Goldferch" am Dreikönigstag, dem früheren Julfest, ein Lauterbacher Weisthum v. J. 1589 zu berichten [Grimm 41]. Goldne Kleinodjen in Eberform müßen in alter Zeit in Gebrauch gewesen sein, denn in einem mittelniederländischen Gedicht versichert ein Ritter seine Dame: er habe sie lieber als ein aus feinstem Golde gefertigtes Eberschwein [„ic heb u liever dan ên everswin al waert van finen goude ghewracht." Landslôt ende Sandrin. v. 374], was nicht nur für die fallische Bedeutung des Goldebers, sondern in diesem Zusammenhang, auch für den heiligen Karakter von Fro's Tier spricht. Sogar ein aus Gold gefertigter Priapus als Abzeichen Freyr's — idolum priapi ex auro fabrefactum — ist überliefert [Monum. Germ. histor. V. 481]. Dies Alles spricht doch, soweit es sich auf Freyr und den goldborstigen Eber, Gullinbursti, bezieht, dafür, daß es sich hier um Simbole der Sonne, gegebenenfalls der tiefstehenden, oder ganz verborgenen Wintersonne, oder des die Sonne in den langen Winter-

nächten vertretenden Mondes, handelt, aber nicht um Simbole der Wetterwolke. Daß der Eber nebenbei auch Sinnbild der schwarzen Gewitterwolke war, aus der die züngelnden Blize fahren, ist ohne Weiteres verständlich, und ergibt sich als indogermanische Paralelle nicht nur aus den schon oben mitgeteilten Zeugnißen ältester indischer Religjonsanschauung, der gemäs der Eber Indra's vajradanta, Blizzahn heist, und die am Himmel entlang segelnden Wolken als Schweinsherde angesehen wurden [Gubernatis 34], sondern auch aus jüngeren deutschen Naturvorstellungen, die ein aufsteigendes Sturmgewölk eine „Moore" (Muttersau), den Wirbelwind „Windsau", „Saukegel" hiesen [Rochholz, Naturmythen 272, Meyer 502]. Unbegreiflich bleibt nur, warum dieser „Blizeber", oder „Gewittereber", wie ihn Pfannenschmid nent [97], in gar keiner Beziehung zum deutschen Gewitter-Gott, zu Donar, steht, sondern stets Freyr's heiliges Tier genant wird. „Freyr reitet in der Gewitternacht auf dem Eber Gullinbursti, deßen Goldborsten die Nacht gleich dem Tag erhelten" [Schwartz, Mitologie 230]. Wenn der Sonnengott den Bliz-Eber besteigt, dürfen wir annehmen, daß unsere Vorfahren alles Himmelsfeuer, ob Sonne, Mond, Bliz, Sterne identifizirten, und daß so der blizschleudernde Gewittereber in Beziehung zu Sonne und Mond komt? Auch in der „einäugigen Himmels-Sau", die in der deutschen Volksanschauung wurzelt, und die Schwartz auf die Sonne deutet [Mitologie 192. 268],*) komt offenbar eine grundverschiedene Anschauung als im „Blizeber" zum Ausdruk. Es macht oft, ich wiederhole es, den Eindruk, als ob dieser Blizeber eine ältere Naturanschauung, ein indogermanischer Rest der Deutschen vor ihrem Bekantwerden mit der römischen Kultur war, während Alles, was mit Freyr, Sonnendienst, Wintersonne, Gullinbursti, Wunsch- und Gelübde-Eber, Julfeier und Julfeuer zusammenhängt, das Erzeugnis des Eindringens römischer Kultur war, also das neuerliche Pfropfen des indogermanischen Reises mit römisch-griechischen, d. i. indisch-geläuterten und hochgekommenen Religjons-Vorstellungen. Schon die scharfe Abgrenzung des spezifischen Eberdienstes auf den Bereich von Jul, also auf die englischen Inseln, Skandinavjen und die dänische Halbinsel, während in der nahgelegenen Normandie und Bretagne, wo doch die gleiche Bevölkerung, teils Germanen, teils Gälen, wohnen, nicht der leiseste Rest von Eberverehrung sich erhalten hat, deutet auf getrente mitologische Bezirke. Für die römische Prowenjenz Freyr's spricht unverkennbar seine Verehrung unter fallischem Simbol, die kein anderer deutscher Gott genoß, die dem Karakter des Urgermanen, wie ihn Tazitus geschildert, ursprünglich jedenfalls auch fern lag.**) Auch die vielen Beziehungen des Ebers zur Halmernte, zum Getreideschnitt, zur Fruchtbarkeit unter Mensch und Vieh, zu Liebesglük und Hochzeit haben mit dem „Gewittereber" nichts zu tun, sondern gehören zu Freyr's simbolischem Tier. Ueber dem Bett der germanischen Ehegatten hing der Eberkopf als fruchtbringendes Simbol. Ein „Schweins-Baken" (Hinterbaken) ist das Simbol für Eheglük und eh'lichen Frieden in der Erzählung vom „roten Turm in Wien", die Simrock mitteilt [324]. Auch in Staffordshire und Sußex in England ist die „Spekseite (bacon)" für Eheglük bekant [ebenda 325].

*) Diese einäugige „Himmels-Sau", die „grose einäugige Sau", von der Schwartz eine Menge Volkssagen mitteilt, ist offenbar eine Verwante der griechischen Gräen, jener misgestalteten Kreaturen, die ebenfalls nur ein Auge hatten und Schwestern der Gorgo waren, sowie der einäugigen Ziklopen, die Wilhelm Grimm längst als Sonnenrepräsentanten nachgewiesen hat [Die Sage von Polyphem. Berlin 1857. S. 27 ff.].

**) Auch nach Frankreich kam der Fallus-Dienst erst durch die Römer, als Bachus-Dienst, und übertrug sich hier, ohne an einem landestümlichen paganischen Gott zu haften, direkt auf kristliche Heilige. Siehe die fallus-geschmükten Saint Foutin, Saint René, Saint Guérlichon, Saint Guignolé, die bis in's 16. Jhrh., sporadisch bis zur französischen Revoluzjon verehrt wurden, und deren Beliebtheit und körperliche Anwendung bei den französischen Damen auf eine seltene Hartnäkigkeit einmal eingeführter religjöser Simbole schliesen läst [Dulaure, J. A., Des Divinités génératrices. Paris 1885. p. 234—253].

In derselben Bedeutung kent ihn Hans Sachs. Im Günztal und im Voigtlande erhält die Braut einen Schweineschwanz bei der Hochzeit [Meyer 286]. Wie die alten Römer ihre Bona Dea, die sich die Frauen und Jungfrauen zum Geheimdienst herrichteten und ihr ein Schwein opferten, so hatten die Deutschen „eine Hauptgöttin für Kinder, Jungfrauen und Weiber“ die Freija [Meyer 28]. Diese Freija war aber die Schwester Freyr's, und ihr war ebenfalls das Schwein heilig. Sie hat einen Sonnenwagen wie Freyr. Freija ist „die frohe, erfreuende, liebe, gnädige Göttin“. Als ihr Mann, Odhr, sie verläst, weint sie ihm Tränen nach und geht ihn „auf der weiten Welt unter fremden Völkern suchen. Freija's Tränen waren golden.“ Sie selbst heist grâtfagr, die Schönweinende [Grimm 251, 253]. Simrock sieht in Odhr: Odin (Wotan), den Jahresgott. „Die Zeit der stürmischen Brautwerbung fiel in die ersten Zwölften, im Mittwinter, ihr Vermählungsfest in die andern Zwölften, im Mai; nach kurzer Verbindung in der schönsten Zeit des Jahres stirbt Odin von dem Hauer des Ebers getroffen um Johannis; von da ab weint ihm Freija goldene Tränen nach und fährt, den Entflohenen zu suchen, zu unbekanten Völkern“ [Simrock 325]. Hier haben wir wieder den Sonnenmitus, die Sommer- und Winter-Sonne, den Tot der Sonne, mit der Rolle des Ebers, wo wiederum der „Gewittereber“ und die „Wetterwolke“ keinen Plaz haben. Zu allem Unglük erscheint noch Freija in dem eddischen Hyndlulied „im unedelsten Sinn als Venus libitina, vulgivaga“; Hyndla ruft ihr zu:

„Lauf in Liebesglut Nächte lang
Wie zwischen Böken die Ziege rent“ [Edda, 326];

„als Buhlerin erscheint auch Freija in der Erzählung von der unsauberen Weise, wie sie ihr Halsband Brisingamen erworben hat“ [Simrock 326, 348], so daß also Freija hier als vollkommen weibliches, voluptuöses pendant zu Freyr erscheint, und mit ihrem Eber- und Sonnenkult ebenso zur römischen Zeres past, wie Freyr zum römischen Liber.*)

Entschieden sexuellen Karakter hat auch das Treiben auf dem geschnittenen Haber- und Roggen-Feld in Schwaben, Baiern und Franken, und past weit eher zum Eber als Brunst- und Sonnen-Tier, als zum Gewitter-Eber. Dort muß Derjenige, der beim Aus-

*) Wie das Verhältnis des römischen Liber (Bachus) zum deutschen Freyr ist, daß Beide fallische Verehrung genießen, beide Sonnenrepräsentanten sind, zeigt die berühmte Stelle bei John Mitchell Kemble [The Saxons in England, London 2 vols. 1848] über einen Osterbrauch aus dem 13. Jhrh.: „Bei Inverchetin war es zur Zeit der Osterwoche der Brauch, daß der Parochialpriester Namens Johannes, der dem Priapus-Kult ergeben war, die aus der Stadt versammelten jungen Mädchen nötigte, unter Tänzen und Reigen den Vater Liber festlich zu umschreiten. Dieser leztere (der ihn darstellende Geistliche) pflegte, des Segens der Fruchtbarkeit halber, ein übermäßig groses mänliches Zeugungsglied dem tanzenden Kor voranzutragen und durch Stampfen und unzüchtige Worte und Bewegungen, unter Begleitung der Sänger, die Anwesenden zur Unzucht aufzufordern. Sie taten auf diese Weise nicht nur der Heiligkeit der Ehe schweren Einbruch, sondern erregten auch durch diesen schändlichen Dienst, wie immer es auch ein Akt der Verehrung gewesen sein mag, und durch die Maslosigkeit der ganzen Schaustellung, groses Aergernis. Wenn man ihnen nun, in der Absicht zu beßern, ihr Verhalten vorhielt, goß man nur Oel in's Feuer und man hatte von ihrer Seite nur Schimpfreden zu riskiren.“ — Wie man sieht, ist die ganze Szene unter dem Gesichtsglas kristlicher Kezerricherei stark vergröbert. Aber als Kern bleibt doch soviel, daß in einem germanischen Stamm im 13. Jhrh. in England dem römischen Liber z. Z. der Osterfeier fallische Verehrung gezolt wurde. Und Kuhn [Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipz. 1859. S. 137] hat volständig Recht, wenn er angesichts dieser Stelle Freyr mit Liber identifizirt und zur Schlusfolgerung gelangt, daß die „von Kemble mitgeteilte Nachricht zeigt, daß auch dem Freyr ein Teil der Osterfeier gegolten habe“. Denn in der Osterfeier, gerade um jene frühe Zeit, haben wir ja die Verschmelzung der kristlichen Auferstehungsfeier mit dem heidnischen Fest der Auferstehung der Sonne. — Wie andrerseits Freija nicht nur zu Zeres, der Göttin der Fruchtbarkeit, sondern auch zu jener andern Göttin, der das Schwein heilig war, zu Afrodite, der Göttin der Geschlechtsliebe, past, wie das Halsband der ersteren zu dem Gürtel des Liebereizes der lezteren sich schikt, wie beide Göttinnen den köstlichen Schmuk gelegentlich ablegen und Anderen zu wichtigem Zwek überlaßen, hat Grimm glüklich nachgewiesen [255—56]. — Hieher gehört auch die „stroharschige Venus“ [Meyer 282], wo also ein der Freija zugehöriges Element (Strohhalm, Sonnenstrahlen) auf ihr Urbild, die Venus, zurückübertragen wird. Auch in „Frau Vrene“ und „Frau Vreneli“, den Inhaberinnen des Schweizerischen Venusbergs, stekt Venus und Freija vereinigt [L. Tobler, Schweizerische Volkslieder, Winterthur 1882—84. I, 102, II, 159. — Rochholz, E. L., Drei Gaugöttinnen. Leipzig 1870. S. 150]. — Ähnlich wie Kristus sich mit Freyr in die Osterfeier teilen muß, so muß die Jungfrau Maria sich mit Freija in ihrer Art benehmen. Da nämlich, wo Maria die Stelle der verkristlichten Freija vertritt, muß auch sie, so schmerzlich dies dem modernen Empfinden sein mag, auf einem Schwein reiten (Siehe die Sage bei Wolf II, 408). Wie Freyr sein Schwein auch in die kristliche Osterfeier gebracht hat, wird weiter unten gezeigt werden.

dreschen den lezten Drischelschlag macht „die Sau vertragen", d. h.: er bekomt ein aus Stroh geflochtenes Schwein, und muß dies, welches „die Sau" heist, in eine Tenne werfen, wo das Dreschen noch seinen Fortgang hat. Dies gilt als höhnische Herausforderung. Die Drescher laufen ihm nach und binden ihm, wenn sie ihm erwischen, die Hände nebst „der Sau" auf den Rüken, schwärzen ihm das Gesicht und verspotten ihn. Meist wird die Sache unter den Dreschern, resp. den verschiedenen Tennen, vorher ausgemacht, und man sucht eine jüngere Weibsperson aus, welche „die Sau vertragen" muß. Beim Drischel-Eßen erhält sie dann wiederum „die Sau", d. h. „eine grose runde Nudel mit vier bis sechs kleinen Nudeln, welchen Schweinsgestalt gegeben wird" [Panzer 221]. In Ansbach in Mittelfranken wird der Drescher, der „den lezten Schlag macht, tüchtig ansgelacht, und Alle rufen ihm zu: ‚Du hast die Saufud!' Dieser bekomt bei dem Mahl sein Kuchel in Gestalt eines Mutterschweines mit sehr grosen Geschlechtsteilen" [ebenda 223]. Aus Schwaben erzählt Panzer: „Wenn ein groser Bauer an der Iller, Wertach und dem Lech in Schwaben um Lichtmeß ausdrischt, so schiken deßen Dienstboten in die Scheune des Nachbars, wo noch gedroschen wird, und auf welchem sie es besonders abgesehen haben, die „Sau". In ungeschlachten Reimen wird dem Bauer, der Bäuerin und den Dienstboten ihr Lebenswandel vorgehalten. Die auf Papier geschriebenen Reime wikeln sie in ein ströhernes Schwein, oder sie flechten das Papier mit dem Kartenblatt eines der vier Aß (Eichelsau, Schellensau, Herzsau, Grassau) in eine ströherne Steinschleuder, um sie aus der Ferne werfen und sich schnell davonmachen zu können.*) Wer zulezt mit der Drischel auf das Stroh schlägt, muß die „Sau" vertragen. Wird derjenige, der die „Sau" wirft, gefangen, so wird er weidlich geprügelt, geschwärzt, mit Unrat bestrichen, in die Jauche geworfen. Weibsbildern schneiden sie die Haare ab" [Panzer 223—24].**) — Hier ist die aus Stroh geflochtene „Sau" offenbar die Sonne, und nicht die Wetterwolke. Das „Schleudern" der Sonne weist auf ihren Niedergang, ihre Wanderung, das

---

*) Auch in unserem Kartenspiel, welches ein Glüksspiel ist, hat die Sau ihre vier Embleme, um nicht zu sagen: ihre 4 Jahreszeiten, um sich versammelt: die Eichel (ihre Nahrung: Herbst), Herz und Gras (Liebesbrunst und grüne Saat: Frühling), Schellen (die Gloken, die sie nach alter Sage aus dem Boden wühlt, und die zum Bliz gehören, „fulgura frango": Sommer) und (in der Tarokkarte noch) Schippe (das Grabscheit, das den Weg zur Unterwelt, zur Nacht öfnet: Winter). Daß aber auch hier der Eber seine besondere Beziehung zur Sonne nicht verleugnet, zeigt der Umstand, daß in alten deutschen Kartenspielen die gelbe „Schelle" durch eine gelbe „Sonnenblume" vertreten war [Lady Charlotte Schreiber, Playing cards of various ages and countries selected. 3 vols. London 1892–1895. Vol. II German cards. pl. 120–122. 124. 126]. Denn die gelb-grinzenden Gloken, deren Töne nur akustische Sonnenstrahlen sind, gelten überhaupt als Repräsentanten des Himmelsfeuers, gehören also zum Bliz wie zur Sonne.

**) Panzer teilt als Probe die „nachstehenden unflätigen Reime" mit:

„Der Oberknecht im Stadel
nimt die Sau beim Wadel (Waden)
Die Sau hat einen krummen Schwanz,
der gibt der Maid 'nen Hochzeitskranz.
Der Mittelknecht mit dem Drutenfus
ißt bei der Hochzeit 's Erbsenmus.
Der Tennenbub mit dem roten Kopf
reißt der Braut 'n Kranz vom Kopf.
Die Obermagd geht mit 'em Herrn,
dem tut sie oft sein gern.
Die Mittelmagd ist fromm und gut,
gar züchtig und auf ihrer Hut,
geht oft in d' Kirch' und nie zum Tanz,
drum nimt sie auch nie d' Sau beim Schwanz.
Die Tennenmaid ist schön und jung,
hurt aber doch schon tüchtig 'rum.
Das tut sie aber nur bei Nacht,
weil's ihre Mutter auch so g'macht...." u. s. w.

Jeder dieser Verse hat natürlich laszive Bedeutung. Wir haben hier offenbar eine der Wurzeln der bairischen „Haberfeldtreiben" vor uns. Der Kern der „Haberfeldtreiben" ist das Weltgericht am Ende alles Tuns. Mit dem Hinabsteigen der Sonne, dem Verlust des Sommergrüns, dem Erstarren der Erde, steigen Proserpina und der holde Frühlingsknabe Adonis hinab in die Unterwelt, dort hält Pluto Gericht

„Schwärzen" und „Mit-Unrat-bestreichen" des die „Sau" Vertragenden auf ihre Verfinsterung, — siehe auch das im Mist vergrabene Sonnenrad bei Kuhn 45 — das „Abschneiden der Haare" bei der betreffenden Magd auf den Verlust der Sonnenstrahlen. Das Ganze ist ein Herbstvergnügen, wo die Sonne zu Rüste geht. Mit dem lezten Drischel-Schlag komt der Winter. Auch die Sitte des „Schwärzens" um Lichtmeß, also die Zeit der kürzesten Tage, weist offenbar auf den Niedergang der Sonne, auf die dunklen Nächte um Spätherbst und Weihnachten hin. Die Beziehungen der „Sau" zum Geschlechtsgenuß deuten natürlich auf das ehemals heilige Simbol des Eberhauptes über der Lagerstatt der Ehegatten, deuten auf Freyr, Freija, ihren fallischen Kult und diesen ganzen erotisch gefaßten Sonnenziklus, obwol die kristliche Herabdrükung in's Gemeine, Höhnische hier in dem verhältnismäßig modernen Vorstellungskreis deutlich zu erkennen ist. — Das Bild der verdunkelten, geschwärzten Wintersonne ist uns dagegen in einem aus hohem Norden stammenden, und sorgfältig beobachteten Festgebrauch erhalten. Der bekante schwedische Sagenforscher Afzelius berichtet in seinen Svenska Folkets Sagohäfder [Stockholm vol. I—XI. 1839—70] von einem noch zu seiner Zeit an gothländischen Orten eingeführten „Opferspiel, das von verkleideten Burschen, die sich ihr Gesicht schwärzen, dargestelt wird. Einer, als Opfertier in Pelz gehült, sizt auf einem Stul und hält im Munde einen Büschel scharf geschnittener Halme (Stroh), die ihm bis zu den Ohren reichen und ein Ansehen von Schweinsborsten haben. Es bedeutet den dargebrachten Juleber, den in England Lorber und Rosmarin schmüken, wie das Teufelsopfer Raute, Rosmarin und Pomeranze" [deutsch v. Ungewitter. Leipzig 1842. Teil 1. S. 3]. In so weiter Entfernung, von den Kornfeldern am Lech bis hinauf nach Schweden, treffen wir auf absolut identische Bestandteile in analoger Zusammenstellung: die Strohborsten, das geschwärzte Gesicht, das Schwein: die Sonne, ihre Verfinsterung, das dem Sonnengott heilige Tier. Originell ist hier nur, daß dem geschwärzten Gesicht direkt die Strohborsten (die Sonnenstrahlen), wie bei einer Sonnenblume, um's Gesicht gebunden werden, und das Gesicht selbst, wie in vielen Märchenspielen, als Sonnenantliz benüzt wird. Und originell ist, daß man sich die Wintersonne als frierend vorstelte, weil man ihr einen Pelz anzog. Das eigentümliche Verhältnis des von der Kirche immer als spezifisch sexuellen Tipus festgehaltenen Weibs zu dem spezifisch sexuell angesehenen Schwein, welche beide in heidnischer Auffaßung einen genußfreudigen, hedonistischen Karakter hatten, und die Herabdrükung Beider in's Kristlich-Schimpfliche, Teuflische, zeigt auch die Stelle in Kristian Weiser's „Drei Erznarren", wo es einmal heist: „Wenn die Frau mein wäre, ich liese sie vergülden (Sonne) und mit Rosmarin besteken (siehe das Opfertier bei Afzelius) und gäbe ihr eine Pomeranze in's Maul (Sonne) und verkaufte sie dem Henker vor ein Spanferkel." [Leipzig 1704. S. 426.] In wenigen Worten ein ganzes mitologisches Gemälde. Das Weib gewint über dem heiligen Opfertier des Schweins die Beziehung zu der spezifisch weiblichen Schuzgöttin, der Freija, d. i. zur Sonne, und die ganze Gruppe versinkt dann unter kristlicher Beleuchtung in's Teuflische. Birlinger erzählt aus Wurzach im Schwäbischen einen alten Geisterspuk: man sieht dort zu gewißen Zeiten „ein Schwein, auf dem eine Frau reitet" [I. 113]. In einer belgischen Sage, die Wolf mitteilt, reitet eine Kloster-Oberin,

---

über ihr Tun; der Bauer hält jezt Revü über Scheune und Keller, über Gewinn und Verlust, Gutes und Schlimmes, er übersieht, was der Frühling ihm versprochen und was der Herbst gehalten, die überzähligen Dienstboten werden entlaßen, Jeder erhält seinen Lohn, Jedem wird sein Tun vorgehalten; um diesen Kern von Vorstellungen grupiren sich dann sitliche Rügen und laszive Scherze, und da der Haber die leztgeerntete Feldfrucht ist, so ist es der lezte Haber-Drasch, wo sie zum Ausspielen kommen. Siehe darüber: Panizza, O., Die bairischen Haberfeldtreiben. Berlin 1897.

die sich während ihres Lebens mit einem Priester vergangen hat, jede Nacht „auf einer glühenden Sau" umher [II. 409]. Wir werden im modernen französischen Grosstadtleben diesen auf Schweinen reitenden Frauen nicht als Geisterspuk, sondern als leuchtende Wirklichkeit wieder begegnen. Das In-Bezug-Sezen von Gleichartig-Sexuellem, oder von Sexuell-Stark-Potenzirtem, und die Anwendung desselben, der so gewonnenen Simbole: Eber, Sonne, Fallus, Weib, Freyr, Freija, auf Uebung in Feld und Wald, auf Ehe und häusliche Verrichtung, auf Gottesdienst und heilige Verehrung der Natur, auf Gemüt, Fantasie und Weltanschauung, hatte im Heidnischen, hatte auch bei den Juden im alten Testament, wo als höchster Segen Jehovas ungezählte Nachkommenschaft: „wie der Sand am Meer", gepriesen wird, etwas Ernstes, Serjöses, Scheu-Einflösendes. Sonst wäre die naïve Verehrung des Fallus, als zeugenden Prinzips, wie wir sie bei den jungen Mädchen in Inverchetin im 13. Jhrh., wie wir sie bei den französischen Frauen noch herauf bis Ende des 18. Jhrh. finden, undenkbar. Erst die kristliche Kirche zerstört diese Scheu, dieses Eleusis, und macht, da die Natur immer wieder hervorkomt, ein Gelächter daraus. Freija, die den drei bukligen Zwergen in der Hyndlu-Erzählung für die Erstellung des güldnen Halsgeschmeides den Liebesgenuß gewährt [Simrock 326], war eine einwurfsfreie, serjöse Simbolisirung der Sonne, die aus den Bergen (der Winternacht) von den Zwergen nicht loskomt, bis sie sich von ihren Wächtern loskauft. Aber die verkristlichte Edda beschimpft sie schon in dem betreffenden Lied:

„Du liefst bis zur Wut nach Männer verlangend;
Mancher schon schlüpfte Dir unter der Schürze.
Lauf in Liebesglut Nächte lang . . . . ."

[Edda 137].

Ein naïv versexualisirter Naturmitus wird also hier unter kristliches Augenglas genommen und moralisch herabgewürdigt. Aus Kemble's schon oben genantem Buch „The Saxons in England" erfahren wir u. A. daß im 13. Jhrh. in England das Vieh als Seuchenschuz mit Waßer besprengt wurde, in dem die Zeugungsglieder eines Hundes gelegen waren — „intinctis testiculis canis in aquam benedictam cum super animalia sparsisset" [I. 358—59].*) — Die Genitalien gelten also als heilig. Zufällig haben wir ein Zeugnis aus Panzer, wie etwas Aehnliches, ein ähnliches Ereignis, auf einen kristlich durchdrungenen Bauernburschen in moderner Zeit wirkte. Er faste die Präsentirung tierischer Zeugungsglieder als Beschimpfung auf, und zweifellos war sie so gemeint, obzwar der sittengeschichtliche Kern in diesem ländlichen Scherzspiel sicher auf ursprünglich ebenfalls heiliger Grundlage ruhte.**) —

Bis herauf aber in die neueste Zeit ist die Verwendung des Schweins bei Erntemälern und festlichen Gelegenheiten eine äuserst verbreitete, und der Schweinsbräten, Schweinswürste, Mezelsuppen wird in Pfannenschmid's Beschreibung der „Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus" fast kein Ende.

Besonders im heutigen Frankreich ist die simbolische und festliche Verwendung des cochon eine ganz auserordentliche. Nicht nur haben sich hier die gepfefferten Blutwürste

---

*) Es ist der Höllenhund Garmr gemeint, dem, als bösem Prinzip, man zur Zeit der heisen Sommertage (Hundstage) die Entstehung der Seuchen zuschrieb. Schon die Egipter opferten zur Zeit der grösten Sommerhize dem Seuchenbringer Typhon rote Hunde.

**) Panzer erzählt: „Ein Mezgerknecht in Mittelfranken schlachtete bei einem Bauer das Vieh. Als er das Rind zerlegte, hies ihn der Bauer, die Geschlechtsteile vollständig auszuschneiden, um diese dem Jungknecht vorsezen zu können, welcher beim Ausdreschen „die Saufud" bekommen habe. Zur Mezelsuppe sezte sich Alles an den Tisch, und es werden auch Nachbarn eingeladen, wie es so Brauch auf dem Lande ist. Als der Jungknecht, der zum Tischgebet zu spät kam, sich sezte und das abscheulige Ding auf dem Teller sah, ward er zornig und warf das Gericht mit dem Teller hinter die Tür. Es entstand ein schallendes Gelächter. Gewöhnlich sind es die faulen Dienstboten, oder Solche, die sich nicht recht zur Arbeit anschiken, welche die „Saufud" bekommen" [S. 218—19]. —

— boudins — für die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, welche réveillon heißt, und wo die Frommen in der Nachtmette, die Weltlichen aber im restaurant „wachen“, als Weihnachtsspeise de rigueur erhalten, sondern die um die Osterzeit auf der place de la Nation in Paris abgehaltene foire au pain d'épice, der Pfeffer-Kuchen-Markt, welcher



über einen Monat dauert und beßer foire aux cochons heisen solte, bringt Miljonen gezukerter, gebakener, glasirter, verzierter Flach-Reljef-Schweine zur Stelle, die von den stets heiteren Besuchern dieses alten Jahrmarktes gern gekauft werden. Es ist Sitte, daß, wer den Markt besucht, entweder der miteilenden oder zu Haus gebliebenen Schönen ein Lebkuchen-Schwein, welches den Namen der Verehrten trägt, überreicht, oder mitbringt. In den vielen

Hunderten von Buden, wo nur solch' eßbare Schweine verkauft werden, welch' leztere von Kleinkinderhand-Gröse bis Lebensgröse variiren, wird mittelst eines feinen Trichters, welcher die Zukerfarbe flüßig enthält, „dans une minute" jeder gewünschte Name, meist in Rosa, aufgetragen. Auserdem sind ungezählte Mengen von Schweinchen, welche den Namen Lucie, Marie, Jeanne, Berthe etc. schon aufgetragen besizen, fertig zum Verkauf. Kostbare Exemplare von Riesengröse und staunenswerter Konditor-Zierlichkeit, über und über mit Rosa-Gelb-Grün- und Blau-Güßen bedekt, stehen zur Bewunderung da und finden Absaz. Qui n'a pas encore son cochon? — „Wer hat sein Schwein noch nicht?" — ist der stereotipe Ruf der Verkäufer. Und wer gar nichts kauft, kauft wenigstens ein winziges Schweinchen, welches er den Daheim-Gebliebenen mitbringt. Gegen Abend kann man dann den grosen Zügen der Heimkehrenden begegnen, welche ihr Schwein mit einem Faden am Knopfloch des Roks oder um den Hals befestigt haben, und aus den fröhlichen Mienen der So-Geschmükten läst sich jedenfalls soviel erkennen, daß ein irgendwie anzüglicher Karakter, wie wir ihn auf den schwäbischen, bairischen und fränkischen Tennen gefunden haben, diesem hier wie dort zweifellos sexuell gemeinten Tier nicht anhaftet. Ganz im Gegenteil. Das Schwein ist aber überhaupt bei den Franzosen und noch mehr bei den Französinnen, der sehr beliebte lapin nicht ausgenommen, das Prädilekzjons-Tier, welches, wenigstens als Simbol genommen, allen Anderen den Rang abläuft. Und das will in diesem Land, wo Hunde, Kazen und Papageien fast schwärmerische Verehrung geniesen, nicht Wenig sagen. Kein Tier wird wol so oft in allen nur möglichen Materjaljen, in Gold, Silber, Porzellan, Papiermaschee, besonders als breloque, zum Anhängen an die Uhr, hergestelt, als das Schwein, und man wird hier in Paris kaum an einem Juwelierladen oder an irgend einem Laden, wo Quincaillerien verkauft werden, vorübergehen, ohne daß man dem cochon in irgend einer Form begegnete.*) C'est mon fétiche! sagen die petites femmes und verweisen auf das zierliche, oft hohen künstlerischen Wert repräsentirende wilde Goldferch, das am Braslett nicht zur Ruhe komt. Und mon petit cochon gilt als Schmeichelrede nicht nur dem goldnen Schaz, der ihnen an der Hand hängt, sondern auch dem wirklichen, lebensgrosen Schaz, der ihnen am Arm hängt.**) Die weitaus grosartigste Veranstaltung aber in der Vorführung dieses den Galljern so werten Glüks- und Fruchtbarkeits-Tieres ist seine Verwendung im Karusell, wo es unter blendendem Lichterglanz, zu einer Heerde von 50—80 Stük vereinigt, unter Begleitung einer rauschenden, aufregenden Musik, in den wunderlichsten Stellungen und Bewegungen, vor einer zahllosen Menschenmenge wie ein lustiges „wütendes Heer" dahergalopirt. Man fährt auf den französischen Karusells, die hier in Paris seltener von Kindern, vorwiegend von Erwachsenen besucht werden, teils auf Kazen, Strausen, lapins, Kühen,

---

*) In der rue Lafayette sah ich jüngst in der Auslage einer der zahlreichen Antiquitätshandlungen [bei Georges Samary No. 15] einen goldborstigen Eber in Bronse mit einer Uhr auf dem Rüken, die eine runde goldene Scheibe bildet [XVIII. Jhrh.]. Man glaube ja nicht, daß der Künstler in solchen Dingen wilkürlich verfahre. Kein Künstler wird eine Uhr auf eine Ziege oder eine Kuh sezen. Der Eber ist das alte Sinbild der Sonne. Und die Uhr auf seinem Rüken, welche die Zeit angibt, d. i. den Gang der Sonne, past natürlich vortreflich zu ihm. Denn, daß das weise runde Ziffer-Blatt auf unseren Uhren die Sonne bedeutet, darüber braucht ja wol kein Wort verloren zu werden.

**) Einen Rest dieser heidnisch-naïven Anschauung, allerdings unter dem Blik des peßimistisch gestimten Abendländers, zeigt uns das berühmte Blatt des geistvollen Belgjers Félicien Rops, „La femme au cochon". Hier erscheint eine nakte Schöne mit verbundenen Augen, wie sie einem Schwein folgt, das, an einem Rosa-Band gehalten, vorausgeht und ihr den Weg weist. Das Blatt, ein Aquarell in Ein-Drittel-Lebensgröse, und in belgischem Privatbesiz, gehört nach jeder Hinsicht zu den bedeutendsten Leistungen dieses satirischen Dekadenten. Bei der Kostspieligkeit des nach dem Original gefertigten Farben-Stahlstichs, und bei den steigenden Preisen der Rops'schen Blätter überhaupt — von der femme au cochon existirt auch noch eine kleine Schwarz-Radirung — haben wir uns entschloßen, von unserem Prinzip, keine Illustrazjonen zu bringen, sondern nur durch die heilige Rune des Buchstabens die Fantasie unserer Leser in Bewegung zu sezen, einmal abzusehen, und bringen hier eine verkleinerte Nachbildung deselben nach einer Nez-Äezung von Dr. E. Albert u. Co. in München.

teils auf geschnizten hibriden Frauenbildern, Melusinen u. dergl., sehr selten auf Pferden, obzwar die Karusells immer noch unter dem alten Namen chevaux-de-bois gehen. Aber nichts übt auf die Fantasie der Reiterinnen wie der Zuschauer einen so mächtigen Reiz aus, unter keiner Tiergattung präsentiren sich die französischen Schönen den gaffenden Hern so gern, wie unter, oder beßer auf diesen rosafarbenen, schmunzelnden, spekigen, einladenden Tierchen, den fast überlebensgros erstelten Schweinen, die in dreifach kombinirter Bewegung, auf und ab, vorwärtsspringend und herumkreisend den staunenden Besuchern sich darbieten. Sieht man die verführerischen, nicht durch Formen, sondern durch grazjöse Bewegungen sich auszeichnenden Gestalten der Französinnen in Gaze-Kleidern und mit mächtigen Strausenfedern, deren Farben eigens zu dem blendend-elektrischen Bogenlicht ausgewählt zu sein scheinen, auf den sausenden goldgezäumten Glükstieren in beträchtlicher Höhe dahinfahren, mit der Miene orientalischen Stolzes und Unnahbarkeit, die kleinen überaus zierlichen Füse vorgestrekt, so kann man sich kaum des Bildes der babilonischen Schöne erwehren, wie sie die „Offenbarung Johannis" gezeichnet hat: „Und ich sahe das Weib sizen auf einem rosinfarbenen Tier. Und das Weib war bekleidet mit Purpur und Scharlach, und übergoldet mit Golde und Edelsteinen und Perlen, und hatte einen goldenen Becher in der Hand .... und an ihrer Stirne geschrieben den Namen des grosen Geheimnißes .... Und es werden sich verwundern Die auf Erden wohnen ....."



Ueberblikt man diese ganze Reihe klaßischer Zeugniße aus dem Bereich indogermanischer Völkerschaften, welche in dem wilden Eber ein heiliges, heldenmütiges, dem höchsten Gotte ziemendes, im gezähmten Schwein das willkommene Simbol für Fruchtbarkeit, wirtschaftlichen Aufschwung, heiteren Naturgenuß, sich hingebender Liebesfreude erbliken, so erschrikt man fast, wenn man bei Berührung mit semitischen Völkerstämmen — Juden und Muhamedanern — das Schwein nicht nur als ein aller natursimbolistischen Sanktifizirung grundsäzlich widerstrebendes, sondern von jeder wirtschaftlichen Verwertung auszuschliesendes, als schimpflich und unrein zu erachtendes, für den menschlichen Genuß verbotenes Tier gekennzeichnet sieht:

> Le porc est chez l'Hébreu le morceau détestable;
> Le porc chez les Chrétiens est l'honneur de la table,
> Et sur le même mets nous voyons attaché
> Pour les uns du plaisir, pour d'autres du péché —

singt Regnard im 17. Jhrh. — Ist es nur eine jener Ironieen der Weltgeschichte, mit der wir es hier zu tun haben, oder darf man darin den Ausdruk einer tiefdurchdachten, sitlichen, grundsäzlichen Ueberlegung erbliken? Solte es sich vielleicht bei dem jüdischen Verbot des Schweine-Eßens nur um eine sittengeschichtliche Zufälligkeit handeln, ähnlich wie bei der „Beschneidung"? Bekantlich wurde die Beschneidung ursprünglich nur bei einigen arabischen Stämmen zur Zeit der Mannbarkeit geübt, um ein Ehehindernis zu beseitigen, welches als antropologisches Kennzeichen jenen Stämmen allein zukam, und gelangte erst von hier aus zu den nomadisch lebenden Juden-Stämmen ältester Zeit, die sie als Hochzeits-Simbol, als Hochzeits-Sitte entlehnten, ohne aus fisiologischen Gründen zu dieser Operazjon veranlast gewesen zu sein, bis sie dann den chirurgischen Akt, der in so vorgerükten Jahren oft zu un-

liebsamen Ausgängen führte, in die früheste Jugendzeit kurz nach der Geburt verlegten. Und erst von hier aus, nach vielhundertjähriger Uebung und Gewohnheit, nachdem Bedeutung der Ursprungssitte vergeßen, wurde sie religjöses Kennzeichen und bekam teokratischen Karakter für die Zugehörigkeit zum Judenvolk [Renan, E., Histoire du peuple d'Israël. Paris 1889. I. 123—28]. Handelte es sich vielleicht bei dem Verbot des Genußes von Schweinefleisch um eine ähnliche Zufälligkeit? Bekantlich bildete dieses Verbot des Schweine-Eßens (der Kascher) neben der „Beschneidung“ und neben der energischen Zurükweisung der Vergottungs-Versuche des Märtirers Jesu die unübersteiglichen Hinderniße für die Verbreitung der jüdischen Religjon unter den Sirern und Bewohnern Kleinasjens. Bis der Kleinasjate und mondän erzogene Saulus, einer jener jüdischen outsider, die schon mit römischen Augen in die Welt zu bliken sich gewöhnt hatten, die Feßel durchbrach, und als Abtrünniger für den gemeinen Haufen aus der reinen jüdischen Küche jene Knochen zusammenlas, die für die pagane Welt paßten, und unter Hinzufügung von römischem und griechischem Gewürz jenen Sudel zusammenkochte, der unter dem Namen „Kristentum“ bei den abergläubischen Völkern Kleinasjens und später des ganzen Abendlandes die bekante begeisterte Aufnahme fand. Man könte geneigt sein, abzuwägen, was die Juden durch starres Festhalten an ihren „Vorurteilen“ an Werbekraft verloren, und die Kristen, diese Neu- oder Halb-Juden, durch Abweisung orjentalischer, berechtigter Eigentümlichkeiten etwa gewannen. Wenn Schweinefleisch-Verbot und „Beschneidung“ nur zufällige antropologische und sittengeschichtliche Merkzeichen waren, durch deren Beibehaltung den andern Völkern gegenüber die Juden einen kurzsichtigen Fanatismus bewiesen, so bewahrten sich diese Lezteren doch gleichzeitig dabei vor der Vergottung eines der Ihrigen; während die Kristen, die Neu-Juden, indem sie zwei sittenmäßig wertlose orjentalische Schranken niederwarfen, doch gleichzeitig in den dikften nicht nur monoteïstisch-einfältigen, sondern politeïstisch-dreifältig- und vielfältigen Aberglauben hilflos versanken. Wir sind fast geneigt, die Juden zu ihrer Wahl zu gratuliren. Denn wenn sie auch weiterhin unter dem Verbot des Schweinefleisch-Genußes standen, so waren sie doch gleichzeitig davor bewahrt — ihren eigenen Gott aufzueßen.*) —

Gehen wir den Spuren des Schweinefleisch-Verbotes bei den Juden weiterhin nach, so treffen wir natürlich auf ihre Lehrmeister, die Egipter. Wie sie von ihnen die gesamten gottesdienstlichen Gebräuche, so übernahmen sie von ihnen auch die Speisegeseze. Und wir stehen vor einer neuen historisch wie wirtschaftlich genomenen Unbegreiflichkeit, wenn wir bei Herodot die bekante Stelle von der Verabscheuung dieses Tieres und der um es beschäftigten Personen lesen: „Die Egipter betrachten das Schwein als unrein, in dem Mase, daß, wenn Einer ein solches zufällig anrührt, auch nur mit den Kleidern anstreift, er sofort an den Fluß eilt und eine heilige Waschung vornimt. Diejenige Menschenklaße, welche es als Geschäft betreibt, Schweine aufzuzüchten, sind die Einzigen unter allen Egiptern, denen es verboten ist, den Tempel zu betreten. Und da Niemand sich herbeiläßt, ihnen ein Mädchen zur Ehe zu geben, noch eines der Ihren zu heiraten, sind sie genötigt, sich untereinander zu verschwägern. Es ist den Egiptern nicht erlaubt, ihren Göttern Schweine zu opfern. Doch opfern sie solche dem Mond und dem Bachus, gleichzeitig, und zur gleichen Vollmondzeit.

*) „Denn solte man Jemanden so von Sinnen gekommen halten, daß er Das, was er seinen Gott nent, gleichzeitig verzehrt?“ frägt Zizero in De natura deorum, III, 16, ohne natürlich zu ahnen, daß beiläufig 100 Jahr später seine Frage erst aktuelle Bedeutung erlangt.

Dann geniesen sie auch von dem Opferfleisch. Die Egipter geben den Grund an, der sie davon abhält, bei ihren andern Festen Schweine zu opfern, aber es scheint mir nicht angängig, denselben mitzuteilen, wiewol ich ihn kenne. Diejenigen, die zu arm sind, um sich ein Schwein zu kaufen, machen aus Waßer und Mehl Figuren von diesem Tier und bringen sie als Opfer dar. — Bei den Bachus-Festen läst Jeder am Abend des betreffenden Tages ein Schwein vor der Schwelle seines Hauses schlachten und überläst es dann dem Manne, von dem er es zu diesem Zwek gekauft hat, und der stets einer der berufsmäsigen Schweinezüchter des Landes ist. Uebrigens beobachten die Egipter bei den Bachus-Festen beiläufig die gleichen Zeremonjen wie die Griechen, mit Ausnahme der Musik-Köre, die sie nicht verwenden, und des Fallus, an deßen Stelle sie menschliche Figuren von Armeslänge vorführen, die durch eine Schnur bewegt werden. Frauen tragen dieselben im Aufzug durch die Dörfer und laßen an ihnen in Zwischenpausen die Zeugungsglieder in die Höhe steigen, welch' leztere in der Regel ebenso lang sind wie der ganze Körper. Ein Flötenspieler geht dieser Prozeßjon voraus und die Frauen folgen ihnen unter Absingen von Himnen zu Ehren des Bachus. Man erklärt durch religjöse Gründe, weshalb diese Figuren ein so auserordentlich groses mänliches Glied besizen, und warum dieser Teil der Figur allein in Bewegung gesezt werden kann" [Herodot. histor. II, 47—48]. Ein ganzes Kulturgemälde! Wir sehen in dem Aufzug das um 2000 Jahre ältere Vorbild jenes Osterzuges, welches Kemble, als zu Ehren Liber's (des römischen Bachus), resp. Freyr's, abgehalten, aus England bekant gibt. Und wieder treffen wir auf die gleiche Zusammenstellung von Göttern, Simbolen und Tieren, welche wir zur Erntefeier bei allen indogermanischen Völkern vereinigt sahen: Schwein, Bachus (als Fruchtbarkeits-Repräsentant Sonnengott), Fallusdienst und den Vollmond (als Gegenbild zur Sonne). Was war nun der Grund, weshalb die Egipter das Schwein misachteten, und den Herodot sich scheut anzugeben? Obzwar er auf die analogen Bachusfeste seiner Landsleute, der Griechen, verweist, wo der Fallus, dieses Fruchtbarkeitssimbol, zu noch ausschlieslicherer Bedeutung gelangt war, und von denen er genau wuste, daß sie das ominöse Tier dem Ares, der Demeter, der Afrodite, ja sogar dem Zeus als heiliges Opfertier darbrachten? Scheute sich Herodot, seinen Landsleuten gegenüber, für die er schrieb, einen Grund anzugeben, der sie in Verlegenheit bringen muste? Zweifellos sahen die Egipter, als halb-semitischer Völkerstamm, in dem Schwein den Repräsentanten des zügellosen Sinnengenußes, und ihre stark transzendente, teleologisch konstruirte, auf Verbeßerung des Menschen bedachte, ihn der Gleichwerdung mit Osiris, dem Lichtgott, nahebringende Religjonsauffaßung lies es nicht zu, dem rein irdischen Fruchtbarkeitsprinzip — Bachus (Isis), Mond, Fallus, Schwein — mehr als einen Festtag im Jahr zu widmen. Der Sonnendienst der Egipter hatte transzendenten, keinen irdischen, Karakter. Irdisches Fruchtbarkeitsprinzip war der Mond. Herodot scheute sich vielleicht, dieses Verhältnis den Griechen vorzulegen, welch' leztere ein vorwiegend hedonistisches, heiteres, lebensfreudiges Weltprinzip zu Eigen hatten. Allerdings kanten die Griechen den unterweltlichen Karakter des Schweins sehr wol — sie opferten es neben der Afrodite auch Pluto und dem finsteren Typhon. Aber die genußfreudige Tendenz behielt die Oberhand.*) Der „götliche Schweinehirt" Homer's trägt keine düsteren, menschenfeindliche Züge wie in Egipten. Im Gegenteil, er ist der Sohn Afroditens. Umgekehrt die

*) Οὐκ ἐσθίεις ὗει' — sagt der Grieche in Anaxandrides' Komödje Πόλεις zum Egipter — „Du ist keine Schweine? — mir machen sie um so mehr Vergnügen!" — ἐγὼ δέ γ' ἥδομαι μάλιστα τούτοις [Meineke, Fragm. Comic. Graec. Berol. 1840 III. 181].

Juden, die bei den Egiptern in die Schule gegangen, verstärkten den im Egiptischen Dualismus immer noch als infernaler Tipus Plaz habenden Karakter des Schweins bis zur Negativität, bis zur Unmöglichkeit. Da sie keine Unterwelt kanten, war für das Schwein kein Plaz.)*

Man muß auch noch an Anderes denken: In Griechenland war der Genuß des Fisches μύλλος, einer Art Meerbarbe, verboten, weil er durch seine Form das Simbol für die weibliche Scham war, die ebenso hies, nur mit anderem Akzent: μυλλός, gesprochen wurde. Bei den Tesmoforjen aber, den Geheimfesten der griechischen Frauen, denen wiederum Zeres wie Isis, die Mondgöttin, vorstehen, wurden kleine Kuchen aus Sesam und Honig, die die Form der weiblichen Scham hatten, und wieder μυλλοί hiesen, zu Ehren der Göttin gegeßen [Creuzer **IV**, 374—76]. Es ist also der gleiche Fall wie in Egipten: Ein in Hinblik auf höhere, transzendentale Weltauffaßung, sozusagen: dem Ewigkeitsstandpunkt gegenüber nichtig, niedrig und roh-sinlich Erscheinendes, hier die weiblichen Sexual-Organe, dort das voluptuösem Genuß fröhnende Schwein, wird an einem Tag des Jahres, aus Scheu vor der Materje, der man ja selbst mit seinem Leib angehört, der unterirdischen Gottheit, hier der Zeres, dort dem Bachus, in beiden Fällen der Isis, dargebracht, um

---

*) Warum schweigt Herodot? Scheute er sich, einen Punkt anzurühren, der, nachdem er soeben das verfeinerte, hochentwikelte egiptische Reinlichkeits-Zeremonjell vorgetragen, wie es einer transzendentalen Weltauffaßung entsprach, die Griechen in's Unrecht gesezt hätte? Gab es Etwas, was der Egipter für schmuzig, der Grieche für heilig erklärte?: Wenn wir heute in einer abendländischen Gesellschaft, sagen wir in einer ästetisch geübten Gesellschaft von Hern und Damen uns befinden, so unterhalten wir uns beispielshalber anstandslos über die schönen Gesichtszüge, vielleicht auch noch über die schönen Hände irgend eines unserer Mitmenschen; vielleicht auch noch über den hübschen Fus einer abwesenden Dame; aber wären wir im Stande, etwa über die schönen Brüste dieser Dame zu sprechen? Vielleicht noch über die Brustform einer in der Kunstausstellung gesehenen Statue; aber über die Brüste einer lebenden Person? Gar über ihre Beine? Oder — horibile dictu — über ihre geschlechtliche Anlage? Mit der Stellung der Frage ist die Verneinung ausgesprochen. Warum nicht? — Es ist nicht schiklich! wird man sagen. — Aber dies ist nur ein zeitlich höchst begrenztes Urteil, das vielleicht 5000 Jahre alt ist! — „Uns hindert eine gewiße Scheu!“ — Was ist das aber für eine Scheu? Da wir mit Allem was wir sind und leben eben diesen Zeugungsorganen unsern Ursprung verdanken, weshalb scheuen wir uns, diese Verhältniße, diese Herkunft mit aller Freiheit zu diskutiren? Naturalia non sunt turpia. Warum sind sie aber für uns doch turpia? Die Wahrheit ist: wir sind Schüler der alten Egipter, die durch Judentum und Kristentum bis auf den heutigen Tag auf uns wirken und uns diese Scheu aufoktroïrt haben. Und was Herodot den Mund schloß, schliest auch uns den Mund. Wir dürfen diese Dinge nicht berühren. Ganz anders der Grieche. Er erkante wol auch die Gefahr, durch allzu ofne Behandlung und Darstellung des Geschlechtlichen die rein irdischen Triebe im Menschen auf Kosten der geistigen, der metafisischen, zu stärken. Aber das Naturgefühl war zu mächtig in ihm. Er riß die ewigen Schürzen und Lendenbinden, denen wir auf egiptischen Denkmalen begegnen, ab, und stelte den Menschen in natürlicher Klarbeit vor sich hin. Vor der Wahl gestelt, das Sexuelle mit undurchdringlicher Scheu zu umgeben und sich mit der Natur zu verfeinden, oder es öffentlich preiszugeben und damit die Herschaft über die ganze umgebende Natur zu gewinnen, wählte er das Leztere. Er heiligte in seinen Misterjen Samen, Saatkorn und Fruchtbarkeit und führte den Fallus als Simbol des Gottes auf die Strase hinaus. Da also wo der Egipter links ging, ging er rechts. Man sehe nur, wie unbekümmert in Plato's „Gastmal“ von allen Gegenständen der Liebe gesprochen wird. Man lese nur die drei grosen Weiberkomödjen des Aristofanes („Lysistrate“, „Tesmoforjazusen“, „Eklesjazusen“) — „in welchen die altattische Komödje ihre ganze ursprüngliche Natürlichkeit, nach unseren Begriffen Schamlosigkeit, mit der ausgelaßensten Kekheit und Derbheit an den Tag legt,“ wo „die zügellose Ausgelaßenheit dieser drei Lustspiele ihrem ganzen Inhalt nach in offener Schaustellung der geschlechtlichen Beziehungen besteht“ [C. F. Schnitzer in: Einleitung zu Aristophanes' Werke, Stuttgart 1854. Bd. VIII, S. 1035]; wo „man aus Allem sieht, daß die Komödje in ihrer äusern Erscheinung ganz den Karakter einer Farse hatte, in welcher das freche Hervortreten der sinlichen, ja bestjalischen Natur des Menschen nicht nur erlaubt, nein, Regel und Gesez war. Um so erstaunlicher ist der hohe Geist, die sitliche Würde, welche der grose Komiker diesem tollen Spiel einzuhauchen wuste. Ja wenn man mit dieser alten Komödje die spätere Gestaltung der mitleren und der uns bekanten neueren vergleicht, die bei einer viel anständigeren Ausenseite doch eine weit laxere Moral predigt, und dabei auch an entsprechende Erscheinungen der neueren Literatur denkt, solte man fast glauben, daß jene derbe, nichts verhüllende und in der Darstellung des Gemeinen selbst gemeine und bestjalische Komik einem Zeitalter, das es mit Sitte und Religjon redlich meint, angemeßener sei und beßer fromme, als die sogenante feinere, Alles bemäntelnde Komik“ [K. O. Müller, Gesch. d. griech. Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. 4. Aufl. Stuttgart 1882. II. 18—19]. Man sieht, wie ein gründlicher und feiner Kenner des Altertums, der berühmte Otfried Müller, über die Griechen denkt. Die Kräfte, die in einem grosen Volke leben, müßen eben hingenommen werden tel quel, und laßen sich nicht beschneiden. Es ist heute bei den Franzosen nicht anders. Wir haben hier sozusagen täglich und an jeder Eke „Eklesjazusen“ und „Lysistraten“. Trozdem haben die Franzosen das ästetische Szepter, seitdem es die Italjener in der Renäsanse abgegeben, im Abendland unbestritten in der Hand. Von Zweien, von denen der Eine gewiße Dinge nicht zu sagen sich getraut, während der Andere sie, wenn auch in kaum erträglicher Form, ausspricht, steht eben der Leztere immer höher. — Hören wir noch was Creuzer sagt: „Was im religjösen Denken der Griechischen Völker unter so mannigfachen Formen immer wiederkehrt, war im Wesentlichen nichts Anderes, als eine Vergötterung der leiblichen Natur. Die Elemente in ihrer Wechselwirkung und ihrem Einfluß auf den Menschen, die auffallendsten Erscheinungen in der Natur — diese verehrte der Grieche, sie waren die Grundlage seiner Fabeln: fisisch war fast seine ganze geheime und öffentliche Religjon. Der Gottesdienst heiligte in diesem Kreise auch das Kleinste; denn die ganze Natur lebte ihm. Im Organischen ward die Zeugung der Mittelpunkt des religjösen Ahnens, Glaubens und Bildens. Im Natürlichen aber war nichts, was der Kulturmensch verschämt verbirgt, zu geheim; es ward im Namen und Abbild religjös ergriffen und im Kultus geheiligt. Bei dieser Verehrung der Gottheit in der Natur konten unsere Begriffe von dem, was schiklich und der Gottheit würdig sei, oder nicht, nicht aufkommen. Ihre sinlichen Göttergeschichten und Bilder waren für ihre Religjonen ursprünglich nichts weniger als unsitlich“ [Creuzer 405]. — Angesichts dieses status rerum begreifen wir also, warum Herodot, dem verfeinerten egiptischen Reinlichkeitsgesez gegenübergestelt, schweigt. Er schwieg, wie ein ländliches Brautpar, wenn es vor seinem Pfarrer erscheint, schweigt.

sie zu versöhnen, um sich ihres Beistandes im Fall der Not zu versichern. Soweit waren auch die Griechen Schüler der Egipter. Jezt wird auch von dem Fleisch gegeßen, hier die gleichgeformten Kuchen, dort das Schweinefleisch selbst. Aber das ganze übrige Jahr hindurch meidet man, das Unsaubere, Gemeine auch nur mit dem Namen anzudeuten. — Die Egipter legten den weiblichen Mumjen Zwiebeln in die Schamteile, weil diese Früchte wegen ihrer Form das Natur-Simbol der Gebärmutter waren, womit die Identität des griechischen Wortes für Zwiebel, βολβός, mit dem lateinischen für Gebärmutter, bulba und vulva, zusammenhängt; infolgedeßen finden wir in den Speisegesezen der egiptischen Priester das Zwiebelverbot. Wiederum der gleiche Zug. — In den Eleusinischen Geheimfesten ging man noch weiter. Dort war schon die Berührung von Simbolen der Zeugung, z. B. des Granatapfels, verboten, und die Berührung seines Stengels war der Verunreinigung durch Berührung von Leichen gleichgestelt [Porphyrios, de abstinentia ab esu animalium, IV, 17]. Erinnern wir uns, daß das griechische Wort χοῖρος gleichzeitig: die weibliche Scham, und: Schwein hies, so ist das Verbot von Schweinefleisch nach den vorausgegangenen Beispielen direkt verständlich. Vielleicht bestanden ähnliche sprachliche Beziehungen und Ideen-Aßozjazjonen bei den Egiptern und Juden. Alles was mit den Geburtsteilen des Weibes, der monatlichen Reinigung u. s. w. zusammenhing, war von allen alten Völkern, besonders aber von den Juden, mit einem doppelten und dreifachen Kreis von Vorurteilen und Reinigungsvorschriften umgeben. Die jüdische Gebärende war 80 Tage lang unrein. Aehnliche Vorschriften bestanden für den jüdischen Priester hinsichtlich zufälliger Beflekung durch Samen. Nach indischer Vorstellung ist die Tatsache des Geborenwerdens an sich schon ein schuldbeladener Akt, weil er durch die Zeugungsglieder erfolgte, und sinliche, fleischliche Lust die Bedingungen sind für den Eintritt des Menschen in dieses Leben. Die kristliche Lehre von der „Erbsünde" hat diesen Gedanken weitergeführt, und Schopenhauer hat ihn in seiner Lehre von der „Bejahung des Willens zum Leben im Moment der Zeugung" wieder aufgenommen.

Diese Erwägungen scheinen mir fast stichhaltiger zu sein für die Erklärung der Unreinerachtung des sexuell stark veranlagten Schweins durch sehr viele orjentalische Völker, besonders Egipter und Juden, als die Heranziehung fisjologischer Gründe, wie die Furcht vor Anstekung durch Trichinosis, oder gar Aussaz, den man ebenfalls dem Genuß von Schweinefleisch zur Last legte.

Item: dem indogermanischen Weltlustgefühl, welches nicht wenig geneigt war, mit dem Schwein, als einem sich betätigenden Fruchtbarkeits-Faktor, zu paktiren, tritt die semitische Raße mit der asketischen Forderung der Enthaltsamkeit und skrupulöser Reinlichkeit gegenüber, und wenn auch beide Ströme ursprünglich vielleicht vereinigt und im Bereich tropischer Wärmestrahlung zu fast identischen Anschauungen gelangt waren — auch Fönizjer, Ziprjer, Sirer, Libjer, Araber, Frigjer perhorreszirten neben Indern und Egiptern den Genuß des Schweinefleisches — mit dem Uebergehen der Weltregierung in griechische, römische und später keltische und germanische Hände, und mit dem Fortschreiten asjatischer und egiptischer Religjonsweisheit in kältere Klimate, wo das spekansammelnde, gegen Winterkälte und Näße warmhaltende, Schwein eine ganz andere wirtschaftliche und fisjologische Bedeutung gewint, überwiegen die positiven, sich betätigenden Werte in der Schweinsnatur, Afrodite und Zeres gewinnen gegenüber Typhon und der mondbleichen Isis, und zulezt stehen diesen fröhlichen, in Schweinespek schmausenden Völkerschaften die asketischen, auf ihren Reinigungs-Gesezen be-

harrenden reinsemitischen Stämme, Juden, Muhamedaner und Araber, als feindselige Gruppe gegenüber.

Es war vorauszusehen, daß, wenn diese beiden Richtungen der Schweinevertilger und Schweine-Asketen durch irgend welchen Zufall, durch eine religiös-weltliche juxtaposition, durch eine Antinomie von altem Herkommen und idealer Forderung aufeinanderstoßen würden, es zu merkwürdigen und ungereimten Vermischungen und Varjazjonen kommen werde. Wir reden nicht von einem Aufeinander-Plazen von semitischen und indogermanischen Völkerschaften*) — dies war bei der notorischen numerischen Minderheit der Juden ausgeschloßen — wir reden von einer sittengeschichtlich-religiösen Antinomie unter den Bewohnern des Abendlandes selbst. Diese waren ihrem heidnischen Herkommen gemäs Schweine-Vertilger. Dies musten sie schon im Hinblick auf die auserordentliche Fruchtbarkeit dieses Säugetieres, auf seine Spekdarreichung in einem winterlichen Klima, und in einem mit Eichenwäldern überdekten Lande sein. Religjös aber waren sie Schüler der jüdisch-egiptischen Richtung, welche Schweinegenuß perhorreszirte. Bei den alten Germanen begann Anfang November, wenn die Nahrung für Tier und Menschen karg wurde, ein groses Schweineschlachten. Es war das Ende des germanischen Jahres, welches sich nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten richtete. Mit dem Kalender-Jahr der Römer, den römischen calendae, deßen Ende in den Dezember fält, wurden die Deutschen erst später bekant. Wir müßen aus den in der kristlichen Zeit noch fortdauernden feierlichen Umzügen mit Tierverlarvungen, welche sich an diesen ersten Hauptschlachttag, am 11. November (für den der kristliche Heilige Martin später seinen Namen hergeben muß) anschliesen, die Folgerung ziehen, daß eine heidnische Festesfeier an diesem Tag statthatte, bei dem der Eber eine bedeutende, heilige Rolle spielte. „Das Hauptkulturvieh noch des ganzen Mittelalters — schreibt Tille — die Schweine, bleiben auch nach dem Eintritt des Schneefalls noch so lange im Walde, als Eicheln zu finden sind. Bei den geringen Futtervorräten muste Alles dem Beile zum Opfer fallen, was nicht ganz unbedingt zur Nachzucht notwendig war. Von Anfang November an wurde tüchtig eingeschlachtet, und damit begann eine Zeit des reichlichen frischen Fleisches, eine Festzeit für den ganzen Hof, beziehentlich das ganze Dorf" [Tille 6]. Wenn vielleicht um jene frühe Zeit der heilige Eber dem Freyr noch nicht zum Opfer dargebracht wurde, weil Freyr zweifellos erst eine von den Römern den Germanen dargebotene Götterpersonifikazjon — der germanisirte Bachus (Liber) — war, so war jedenfalls die Empfindung der Dankbarkeit für das Gebotene der Natur gegenüber, die sich jezt zum Winterschlaf rüstete, das Vorherschende. Denn Fleischgenus war bei den damals so ärmlich lebenden Völkern eine seltene Gabe [Sepp, Religjon 148]. Jedenfalls ist die ausgedehnte Verwendung des Schweine-Simbols im Spätherbst nach Heimbringung der Ernte, wie wir es bei Panzer auf den schwäbischen und bairischen Tennen kennen gelernt haben, ein wenn auch kristlich lächerlich und höhnisch gemachter Rest der ursprünglich heidnischen feierlichen Sitte. „Als man des Heidentums sich schämte, bürdete man den Strohbund als Saufud dem Nachbar auf, und warf ihm denselben auf die Tenne; der Träger trägt eben diesen Spottnamen davon" [Sepp, Religjon 280]. Bei den dem eindringenden Kristentum feindlich gegenüberstehenden nordischen Völkern hat man an der heidnischen

*) Man hat wirklich geglaubt, die Zeremonje des heiligen Eberhauptes zur Zeit des Winter-solstitium könne aus Haß gegen das Judentum eingeführt worden sein — to have been introduced (the Boar's head) at Christmas in abhorrence of Judaism (Sandys LIX) — doch daran ist natürlich nicht zu denken — religjöse Empfindungen entstehen aus positiven Anschauungen — auch ist das Eberhaupt in England schon i. J. 1170 nachgewiesen, zu einer Zeit, wo der Antisemitismus noch keine Gewalt hatte.

Festfeier lange festgehalten. „In (dem polnischen) Samogitien und einigen Gegenden von Lithauen hat sich der Gebrauch einer heidnischen Communionsfeier notorisch bis Ende des 16. Jhrh. erhalten. Von den altheidnischen Preußen namentlich wurden im August zu Anfang der Aernte (zazinek) und im Oktober zu Ende (ozinek) Tieropfer gebracht. An lezterem Fest wurde ein Schafbok nebst der Schafmutter, ein Ziegenbok mit der Ziege, dann Schwein, Hahn und Henne, Gänse und Kälber dem Gott der Landleute geopfert und dazu eine Schaale Bier genoßen" [Sepp, Heidentum 312]. „Neben dem Bokheiligen bestand bei den Preußen auch die Sitte der Schweinsweihe, ein Fest, welches vor der jährlichen Fischerei sechs Dörfer in Gemeinschaft begingen. Der Waideloke schlachtete ein Schwein für die Götter, man as es und verbrante den Rest" [ebenda 313]. — Ein Monat etwa nach dem Hauptschlachttag, im Dezember, kam ein zweiter, lezter, nachdem inzwischen die Futtervorräte sich noch weiter vermindert und Eicheln in den mit hohem Schnee bedekten Walde nicht mehr aufzufinden waren. Er traf meist auf den 6. Dezember. Und der heilige Nikolaus, der für diese Feierlichkeit später seinen Namen hergeben muste, hat die heidnische Lustbarkeit dieses Tages bis auf unsere Zeiten fortgeführt. „Zuchtbulle, Hengst und Zuchteber wurden noch den November über im Stalle gehalten, namentlich in den Gegenden des Gemeindezusammenschlußes, wo aus Futtersparsamkeit meist nur ein mänliches Tier die Fortpflanzung besorgte. Nachdem sie ihre Schuldigkeit getan, wurden sie in feierlichem Zuge herumgeführt und dann ebenfalls geschlachtet. Das war eine Gemeindeangelegenheit, eine öffentliche Feier" [Tille 7].

Das waren also die beiden Hauptfesttage der Germanen, wo das Schwein eine festliche, heilige, die Naturkraft der Erde, die Zeugungskraft in Mensch und Tier versinbildlichende Rolle spielte. Mit dem Eindringen römischer Kultur brachte Freyr und der ihn versinbildlichende Fallus eine weitere Stärkung dieser Naturauffaßung. Wie plazten nun die Gegensäze, kristliche Forderung und heidnische Uebung, aufeinander?: Der römische Bischof Liberius seźte im Jahre 354 das Jesu-Geburtsfest, das Weihnachtsfest, auf den 25. Dezember fest in der heimlichen Hofnung, das römische Volk, welches um jene Zeit seine Saturnaljen feierte, mit all' seinem Festprunk, Lichterglanz und Mummenschanz auf den neuen Tag herüberzuziehen. Dies ist ihm auch gelungen. Und es klingt fast wie eine beschämende Ausrede, wenn Papst Leo I. um Mitte des 5. Jhrh. in einer Weihnachtspredigt klagt: „Wir feiern den 25. Dezember nicht wegen der Geburt der Sonne wie die Ungläubigen, sondern wegen der Geburt Deßen, der die Sonne geschaffen hat."*) Das war also im Süden. Wie ging die Sache im Norden? Tille hat in seinem mit bewunderungswürdigem Fleise hergestelten Buch „Die Geschichte der deutschen Weihnacht, Leipzig 1893" gezeigt, wie die beiden Hauptfesttage der Germanen, die Schlachttage im November und Dezember, allmälich auf den 25. Dezember hinaufrükten, teils zur Nikolaus-Feier, teils zur Weihnachtsfeier, teils

*) Das war nur eine Umstellung des wirklichen Sachverhalts. Tatsächlich wurde das Weihnachtsfest wegen der Geburt der Sonne gefeiert. Und die Vorstellungen von Sonnenaufgang, Lebens- und Wärm-Kraft der Sonne haben die Stafasche für die übersinliche Auffaßung von Jesus hergeben müßen. Man braucht nur unsre Weihnachtslieder, die französischen Noëls und englischen Christmas-Carols durchzugehen, um nach dieser Richtung bald im Klaren zu sein. In einem Noël aus Troyes heist es:

Silence Ciel, silence Terre,
Demeurez dans l'étonnement,
Le fils de Dieu se fait enfant,
Pour nous tirer de la misère,
Il nait pauvre aujourd'hui,
Tandis que toute la Terre
Que toute la Terre est à Lui,
Que toute la Terre est à Lui.

im hohen Norden zur Julfeier sich unwandelten. [Tille 7. 9. 36. 40. 41. s. auch Meyer 596.] Und nun standen sich Schwein, oder wie es Papst Leo ausdrükte: die Sonne, deren Natursimbol es ist, und Jesus Kristus einander gegenüber. Das Zeichen ausgelaßener heidnischer Lustbarkeit und der grose Märtirer eines Volkes, das die Unreinheits-Erklärung des Schweins bis in seine äuserſten Konsequenzen verfolgt hatte, fanden sich durch eine furchtbare Ironie der Sittengeschichte in groteskester Gegenüberstelluug beieinander und musten sich miteinander vertragen.*) Zunächst zwar scheint sich noch das altjüdische Speiseverbot in der jungen kristlichen Kirche geltend machen zu wollen. Papst Gregor II. erklärt 716 in einem Kapitular an den Herzog Theodor II. von Baiern alle Speisen für unrein, „die den Gözen geopfert werden" [Sepp, Religjon, 151]. Dazu gehörten natürlich in erster Linje die Schweine. Und der übernächste Papst, Zacharias (741—752) verbietet genau nach 3. Mose 11. das Eßen von Dohlen, Krähen, Störchen und Pferden [ebenda 151]. Auch wanderte natürlich das Schwein mit anderen heidnisch-heiligen und stark-sexuellen Tieren: dem Pferd, Bok, Hahn, Rabe, Fledermaus u. a. zu Wodan, dem „wilden Jäger", und fristete als teuflisches Tier im „wilden Heer" sein Dasein. Auch die jüdische Sage, die inzwischen sich mit dem diabolus bekant gemacht hatte, läst Sammaël, „das Haupt aller Teufeln" in Gestalt eines Schweines auftreten [Eisenmenger, J. A., Entdektes Judentum. I, 820, 824]. Inzwischen as aber der deutsche Bauer ruhig seinen heidnischen Festbraten weiter. Daß das Schwein nicht nur als Hauptmalzeit, als Festmalzeit, sondern als heiliges Fruchtbarkeitssimbol den ersten Rang in der nordischen Weihnachtsfeier einnimmt, bezeugt nicht nur der Juleber in der skandinavischen Weihnachtsfeier, der boarshead, das Eberhaupt, als heiligstes Zeichen bei der englischen Christmas, sondern dafür liegen eine Menge von Nachrichten aus allen Gegenden Deutschlands vor. Ein Eberhaupt wurde in Norddeutschland in den heiligen Zwölfnächten verzehrt. Das Lübecker Schweineschlagen fält um dieselbe Zeit. Auch ein Kuchenteigschwein wird zu Weihnachten geschlachtet, und der Juleber im Norden auch als Kuchen gebaken [Meyer 103]. In Östergotland wird am Julabend ein mit Schweinshaut überzogener Blok, Julbucken, aufgetischt, bei welchem

---

[Noëls et Cantiques imprimés à Troyes depuis le XVIIe siècle jusqu'à nos jours, par A. Socard. Paris 1865. p. 64]. Hier könte man doch Wort für Wort, gar um die Zeit des Winter-solstitium, auf die Sonne anwenden. In einem andern Noël heist es:

Luisez sur nous, Soleil levant,
De Justice, Soleil brillant,
De Lumière tout éclatant
Venez divin Messie,
Changer nos jours infortunés,
Jesus source de vie
Venez, venez, venez!

[ebenda 64]. Was für ein Unterschied ist es, ob die alten Skandinaven in den dunklen Winternächten auf die Berge stiegen, um die Sonne zu erspähen, oder ob ein in nordische Nebel versunkener Geistlicher in Troyes am 25. Dezember den Himmel anfleht, „de le tirer de sa misère", „de changer ses jours infortunés", wenn er der „Quelle alles Lebens" — Source de vie — zuruft: „Venez, venez, venez"!? — Es ist der ewige Wechsel von Natur-Religjon zu personalistischer Religjon. Die alten Germanen glaubten an die Sonne schlechtweg. Als sie mit den Römern bekant wurden, merkten sie, daß man mit einer personifizirten Sonne leichter verstandesmäßig operiren könne, als mit der gesehenen Sonne, und nahmen von ihnen das Bild des Liber, den sie Freyr nanten. Vielleicht hatten sie schon eine Bezeichnung für die Sonne „Frey", etwa wie: „Springinsfeld". Jezt hatten sie einen „Gott". Als die Jesus-Verehrung aufkam, die nach Seite der etischen Erziehung des Volkes ebenso grose Vorteil bot, wie sie die römische Götterwelt nach der imaginativen geboten hatte, sezten sie genau an Stelle Freyr's — wie die Osterfeier in Invercheltn im 13. Jahrh. zeigt — und im Bereiche des Eberkultus genau an Stelle des Sonnentiers — wie die englischen Christmas-Carols zeigen — Jesum. Wenn also Papst Leo meinte, sie feierten den 25. Dez. nicht um der Sonne willen, sondern um Jesu willen, so müßen wir heute sagen: Nein! Umgekehrt! Die Sonne bleibt. Und die Götter wechseln. —

*) Diese Doppelbedeutung des Schweins, teils als Glük- und Segenbringendes Zeichen, Simbol der Lebenslust, Freude des Züchters, teils als unheiliges, in den überlieferten Schriften verbotenes und teuflisches Tier, zeigt sich noch in unserem heutigen Sprach-Gebrauch. Wir sagen von einem Menschen, dem Alles glükt „Er hat Schwein". Einem Schwein zu begegnen bedeutet aber Unglük [Birlinger I. 122] Und wir sprechen von einem „Sauwetter" — hier könte man noch an die alten Eber-Wolken, die indischen varâha denken — aber wir sagen auch allgemein von unleidlichen Zuständen, z. B. von der heutigen Situazjon in Deutschland, es sei eine „Sauerei". —

Hausherr und Gesinde sich gegenseitig Treue gelobten [Meyer 227]. Hier haben wir also das Schwein als heiliges Fruchtbarkeitssimbol zum Zeugen des Schwurs angerufen, ähnlich wie die Alten beim Orkus schwörten. „In der Christnacht weissagt man im Bergischen und in Oestreich aus dem Grunzen der Schweine Fruchtbarkeit, Liebe und Ehe" [Meyer 287]. Im Holsteinischen komt auf dem Lande noch 1865 Schweinskopf mit Langkohl als Weihnachtsfestgericht vor [Tille 43].*)

Aber bald vereinigt sich das Schwein direkt mit der kirchlichen Anschauung, und dringt, was man sagt, direkt in die Kirche ein. Ein Eberhaupt findet sich an der Marienkirche in Neu-Brandenburg. Neben dem heiligen Nikolaus tritt, besonders im Süden und in romanischen Ländern, Antonjus als Schuzheiliger für die Schweine auf. Das Antonjus-Schwein — schreibt Sepp — hatte in Deutschland an der Kirche seinen Stall und wurde vom Sakristan auf Gemeindekosten gehalten. Es wurde am 23. Dezember geschlachtet, in der Kirche zur Weihe gebracht und den Armen verschenkt. Auch auf Antonjus-Tag wurde Schweinefleisch am Altar geopfert [Sepp, Religion, 286]. Als im XII. Jhrh. die Strasen von Paris zuerst gepflastert und durch königliche Ordonanz das Halten von Schweinen verboten ward, widersezte sich die Abtei des heiligen Antonjus mit dem Begehren, die Schweine ihres Heiligen solten überallhin dürfen [ebenda 287]. Daß das Simbol des Schweins, als eines heiligen Tieres, welches seine heidnische Bedeutung dem Kristentum direkt aufoktroïrte, selbst in den Süden hinunterdrang, zeigt eine Stelle bei Fischart. In der Vorrede zu seiner „Geschichtklitterung" verteidigt er sich gegen den Vorwurf, weltliche Lieder nach der geistlichen Seite zu ändern, wie das damals üblich war: „solt ich nit ein geistlichen Text under ein weltliche Weis singen können? . . . ." — und fährt dann fort: „Tichten doch unsere Predicanten geistliche Lieder von einer wilden Saw, das Geistliche wacker braun Meidlein, den Geistlichen Felbinger" u. s. w. [J. Fischart, Geschichtklitterung. Neudruk Halle a/S. 1886, S. 5].**) Ein deutsches geistliches Lied, in dem die „wilde Sau" verkristlicht worden, ist nicht auf uns gekommen. Aber die englischen Koralbücher aus dem Norden, wo das Eberhaupt als heiliges Zeichen viel festeren Fus gefast hatte, haben uns ein solches in erschrekend grotesker Gestalt überliefert. Schon der Gesang, mit dem noch in diesem Jahrhundert die Schüler

* In ganz Nord-Europa wurde bis in's 18. Jhrh. der Weihnachtsstollen in Form eines Ebers gebaken, der während der Festtage nicht vom Tische kam [Sandys LII]. Die grosen pain-d'épice-Fabriken in Frankreich und Belgjen, besonders Verviers und Dinant, baken bis zum heutigen Tag den Weihnachtseber in Lebkuchenform. In den Noei Borguignon wird der Foisses oder Fouaces erwähnt „sorte de pain blanc que les boulangers couisent à Dijon la veille de Noël, et dont ils font très grand débit, parce qu'il n'est pas jusqu'aux plus pauvres gens qui, à l'honneur de la fête, ne veuillent manger de la fouace" [Dijon 1720 p. 236—37]. Diese Fouaces, lat. Fouhaceae, waren weis „panes albos", rund „placentae species" [1319], und kommen in einer Charta v. J. 1298 als Naturalleistung in Begleitung von zwei Schweine-Schinken vor „duo membra porcina tres Fouhaceas", sie gehörten auch zur Hochzeit, wo, wie wir sahen, das Schwein eine so grose Rolle spielt „Fouarons ou Fouhaceae que les compaignons ont [1412] acoustumé demander aux nopces [Du Cange, Glossar. s. v. Fouhaceae]. Sie wurden im Finstern, unter der Asche gebaken „pain en forme de galette cuit sous la cendre [Littré]. Es waren also Sonnenbrode, was da aus der Dunkelheit der 12 finstern Nächte herausstieg. Rabelais nent sie Himmels-Nahrung: „Notez que c'est viande celeste, manger à desjeuner raisins avec fouaces fraiches" [Gargantua XXV]. Diese Sonnenbrode von Dijon finden ihr Gegenstük in den Couques de Reims, die rund und schwarz, aus pain d'épice, und eine Sonnenblume eingeprägt haben, also die verborgene Wintersonne darstellen, und die man 51 Boulevard Haussmann, in der Confiserie au Petit Breton, mit 24 sous bezahlt. Fouace, Fouhacea gehört aber zu gallisch Fouchière, neufranz. Fougère Farnkraut, und Fouger „ausbrechen, auswühlen, rüßeln", Waidmannssprache: „l'endroit où les sangliers ont fougé" [Mozin] „terme de chasse, se dit du sanglier et du porc" [Littré]. Damit sind die Brode von Dijon nicht nur Sonnenbrode, sondern auch Eberbrode, mit einem Wort Noël-Gebäk. Über die Beziehungen des Farnkraut zur Sonne siehe Kuhn 192—94.

**) Fischart spielt hier offenbar auf weltliche Lieder an, die die Predikanten für ihre geistlichen Zwecke sich zurecht gemacht hatten. Contrafacta nante man diese Umdichtungen im Mittelalter. Ein solches weltliches Lied, welches eventuell als Vorbild für ein „geistliches von einer wilden Saw" gelten konte, steht im „Ambraser Liederbuch" v. J. 1582 unter No. 112 [Stuttgart 1845. S. 124]:

„Es wolt guot jäger jagen,
wolt jagen die wilden Schwein,
was begegnet im auf der Heide?
ein Frölin in weißem Kleide,
ein zartese Jungfröwelein" u. s. w.

von Oxford einen aus Holz geschnizten, bekränzten Eberkopf in feierlichem Umzuge hereintrugen, und der mit den Worten begint: „Caput apri defero reddens laudes domino . . .“ (Ich bringe Euch den Eberkopf und lobpreise den Hern . . .) [Hone, W., The every day book. London 1866. I. 810.], gibt zu denken. Auch ein anderer Christmas Carol, „For St. Stephen's Day“, aus dem 15. Jhrh., wo der Bringer des Eberkopfes beim Heraustreten aus der Küche den Stern der heiligen 3 Könige erblikt und in tiefer Ehrerbietung das Eberhaupt küst [Sandys 42], zeigt, neben neuerlicher Verwendung des Ebers für das Lichtsimbol, eine höchst merkwürdige Vermischung von kristlichen und heidnischen Vorstellungen. Was soll man aber zu dem folgenden „Eber-Kopf-Koral“ („Boar's head Carol“) sagen, den J. Ritson in seinen Observations on Warton's History of English Poetry, London, 1782, p. 37 mitgeteilt hat, und den ich wörtlich überseze:

„Freut Euch, Leute, freut Euch!
Wir bringen Euch eine gute Zeitung:
Der Eberkopf, den wir hier bringen,
bedeutet einen Prinzen ohne Gleichen,
der heut geboren ist, Euch teuer zu erkaufen. —
Ein Eber ist ein allmächtiges Tier
und auf jeder Festtafel willkommen;
so möge auch der Herr sich Hoch und Niedrig geneigt zeigen. —
Wir bringen Euch diesen Eberkopf mit Gesang
in Verehrung Deßen, der geboren ward
von einer Jungfrau, alle Sünden zu tilgen.“**)

Hier ist also wirklich Jesus mit dem Eber-Kopfe identifizirt.

Ein ähnliches, geistlich umgedichtetes Jägerlied bringt Uhland:

„Es wolt ein Jäger jagen,
er jagt vom Himmelstron
was begegnet im auf dem wege?
Maria die jungfrau schon.

„Der Jäger den ich meine
der ist uns wol bekant,
er jagt mit einem Engel:
Gabriel ist er genant“. u. s. w.
[Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Stuttg. 1844—45. S. 875.]

Auch das Lied bei Brentano, „Wunderhorn“,

„Es wolt ein Jäger jagen
Dort wol vor jenem Holz,
Was sah er auf der Heiden?
Drei Fräulein hübsch und stolz.

„Die erste hies Frau Glaube,
Frau Liebe hies die Zweit u. s. w.
„Er führt sie gar behende
Wol durch das grüne Gras“ u. s. w.

ist sicher ein geistlich umgedichtetes und vermutlich ebenfalls die Schweinsjagd zum Hintergrund habendes Gedicht. — Bemerkt darf bezüglich des ersten, des Original-Liedes, wol werden, daß auch hier wieder dem „Schwein“ das „Jungfröwelein“ gegenübergestelt wird, also zwei Fruchtbarkeits-Wesen, wie wir sie im Verlauf dieser Arbeit schon so oft bei einander getroffen haben. Auch bei Birlinger findet sich eine höchst eigentümliche Zusammenstellung von „Schwein“ und „Mädchen“ [I. 122]. Darf aber bezüglich des zweiten, geistlich umgedichteten, Lieds darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch hier wieder dem Schwein ein weibliches Wesen, Maria, gegenübergestelt wird, und im dritten wiederum drei weibliche Wesen? —

**) Ancient Boars's head Carol
in die nativitatis.

Nowell, nowell, nowell, nowell [das französische noël],
Tydyng' gode y thyngke to telle.
The borys [boar's] hede [head] that we bryng here,

Betokeneth a p'nce [prince] with owte pere [without peer],
Ys born this day to bye v' dere [buy ye dear].
Nowell, nowell &c......

Doch die Beziehungen des Kristentums zur Fest-Sau sind damit nicht erschöpft. Wir sahen schon oben, welche Rolle Freyr mit dem befruchtenden Fallus in der englischen Osterfeier spielt. Die kristliche Osterfeier vereinigte aber als Haupt-Frühlingsfeier alle Simbole und Festgebräuche der wiederkehrenden Sonne, des aufspriesenden Frühlings-Grüns um sich. Schon die Auferstehungsfeier mit ihrem zwei- und dreitägigen Ziklus zeigt ja die täuschendste Aehnlichkeit mit der alten Adonis-Feier. Und Adonis war ja der wiederkehrende Frühling, die neue Sonne. Auch der heute noch in der katolischen Kirche festgehaltene Brauch, am Karfreitag sämtliche Lichter zu löschen, und am Ostersamstag Früh nach uralter Weise das Feuer aus dem reibenden Holz zu entzünden und damit die Osterkerze anzubrennen — mit „Lumen Christi!" betritt heute der Geistliche am Ostertag den Altar — weist deutlich die Beziehung zur Sonne auf. Wo Freyr und Adonis in solcher Nähe, konte das ihnen heilige oder für sie bedeutungsvolle Tier, das Schwein, nicht fehlen. Auch war ja das Schwein der heidnische Festbraten. Und nach der 40tägigen kristlichen Fastenzeit stelte sich ja der Festbraten sowieso ein. Und welches andere Tier kante denn der alte Deutsche, der sich langsam an den weihrauchüberfülten kristlichen Fest-Saal zu gewöhnen begann, welches ihm die vollen Tafelfreuden gebracht hätte, als das Schwein, sein billigster, nahrhaftester und schmakhaftester Braten. Auch war ja Gullinbursti, der goldborstige Eber, der solange in den dunklen Bergen verweilt, und jezt mit scharfem Zahn sich den Weg zum Himmel erstritten hatte, das Sinbild, unter dem er sich Freyr's Auszug auf blaue Wolkenhöhe vergegenwärtigte. Und schlieslich wißen wir, daß das altnordische Fest des Sommerempfangs, von dem die Edda spricht: til sigrs: „für den Sieg" (der Sonne), allmälich auf das Osterfest hinrükte [Meyer 196]. Somit ist es ganz verständlich, wenn wir, besonders in den katolischen Ländern, das Osterfest mit grosem Vertilgen von Schweinefleisch, besonders von geräuchertem, verknüpft sehen. „Geweihtes" um Osterzeit, mit dem man sich gegenseitig beschenkt, ist in katolischen Gegenden immer identisch mit geräuchertem Schweinefleisch, welches in der Kirche die Weihe empfangen hat. Auch hier in Paris findet kurz vor Ostern die grose Foire aux Jambons auf dem Boulevard Richard-Lenoir statt, wo ganz Paris sich mit dem Osterschinken versieht, um ihn dann in der Kirche weihen zu laßen.

Es ist dies eine rührende Feier, diese innige Verbrüderung des heidnischen Simbols mit der kristlichen Festesfreude, das Einziehen der Lustbarkeit wenigstens an diesem einen Tage in das kristliche Gotteshaus, das Eindringen der Sonne unter ihrem heidnischen Simbol, dem Schwein, in die sonst so düsteren von Klagegesängen durchhalten, totesduftenden gotischen Hallen. Man könte an diesem einzigen Tag von einer Art Auferstehung des Schweins, d. i. der fröhlichen, paganen Lustbarkeit — neben der Auferstehung des Heilandes — reden. Es ist der Tag der Auferstehung Jesu — aber, sage ich, man könte von einer Art Auferstehung des Schweines reden, denn dieses bricht mit seiner glänzenden, rosigen Festesfreude hinter den Leidenszügen des kaum-wieder-zum-leben-erwekten Welt-

---

A bore [boar] ys a souerayn beste [beast],
And acceptab[l]e in eu'y feste [every feast],
So mote [might] thys lorde be to moste an leste [least].
Nowell, nowell &c......

This borys hede [boar's head] we bring with song,
In worchyp of hym that thus sprang
Of a virgine to redresse all wrong.
Nowell, nowell &c......

[William Hone, The year-book. London 1832. p.1503.]

Heilandes immer wieder durch. Und fast scheint es, als ob das fettgepolsterte Sonnensimbol des Paganismus an diesem Tage einen groseren Einfluß auf die dienstuende Geistlichkeit, auch auf ihr äuseres Ansehen, ausübte, als der schmächtige, blutleere Jüngling, der eben mit einem Resurrexi! sich aus dem Grab erhoben hat.

Ich sah einmal eine solche Auferstehungsfeier in München in der Teatiner-Kirche. Es war an einem Samstag-Nachmittag. Das Volk rante in den Strasen herum, und suchte sich eine Kirche, in der „auferstanden" wird. Ich wurde durch die sehr freudig-erregte Maße vorwärtsgedrängt, und kam so, ohne recht zu wißen: wie und warum, durch ein Portal hineingeschoben, in die grose zopfige Teatiner-Kirche. Ein mächtiger Kerzenglanz strömte von der Altarseite herüber und die ziehenden Schwaden grünen Weihrauches zeigten mir an, daß die Sache bereits im Gange sei. Am Hochaltar, umgeben von einer enormen Menge goldbestikter Bukeln und weisgeriebener Glazen, tänzelte ein rosiges, enorm gemästetes Schweinchen, mit dem süslichen Zwinkern, das diesen Tierchen eigen, und eingehült in weise, seidne, gestikte Gewänder auf und ab. Es züngelte herüber und tänzelte hinüber, und wurde nicht fertig. Wenn es sich umkehrte, sah man nichts, als das heitere, geschwelte, rosige, von allen Haaren befreite Köpfchen, wie es sich auf rauschiger Seide und Goldbrokat hin und her bewegte, wie die Lotos auf dem Waßerspiegel. Schwänzchen, Füse, Beinchen und alle übrigen Leibesformen war vollständig verborgen. Es hüpfte hinüber auf die Kapitelseite und tänzelte herüber auf die Evangeljenseite. Endlich hörte ich, wie es mit sehr fetter, fast etwas belegter Stimme sang: „Ech ben auf—är—sta—an—den!!!" .... ein tausendfältiger Widerprall von Pauken, Trompeten und Posaunen löste sich zu meinen Häupten von der Deke und das gesamte Volk sang einen feierlichen Lobgesang. Auf der Seite neben dem Hauptaltar fiel gleich darauf ein Vorhang und sichtbar wurde ein weises Lämchen auf hoher Estrade mit einer roten Siegesfahne. Wie komst Du hier herein, mein armes Geschöpf? — frug ich unwillkürlich — Du bist hier offenbar an falscher Stelle! Aber ich hatte keine Zeit, mich mit dießem süsen Ding zu beschäftigen. Das Schweinchen nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und auch im Publikum schien alles Intereße lediglich auf die weitere Tätigkeit dieses poßirlichen Tierchens gerichtet zu sein. Es nahm nämlich aus einem goldenen Schrank in der Mitte des Altaraufsazes einen kleinen Gullinbursti heraus, der wie die Sonne glänzte, und der offenbar grose Heiligkeit besas, denn er rührte ihn nicht mit blosen Händen, sondern nur mit aufgehobenen Seidenbauschen seines goldstrozenden Gewandes an. Das Volk schien entzükt von diesen Vorbereitungen zu sein, harte in atemloser Spannung dem weiteren Gang der Dinge, während eine stürmisch-schallende Musik von der Höhe des Sänger-Kors das Durchbrechen eines sieghaften Prinzips anzudeuten schien. Zu meiner grösten Ueberraschung kam das Schweinchen mit seinem Himmelssimbol, dem Gullinbursti, die Korstufen herunter, die gesamte Geistlichkeit schloß sich ihm mit Lichtern und Fahnen an, kleine rotgerökte Knaben mit Rauchfaß und Schellenklingeln gingen ihm voraus; das Volk wich scheu zurük und machte Plaz; mächtige Weihrauchwolken verhülten den gierigen Bliken das allzugefährliche Betrachten des heiligen Simbols. Jezt kam es den Hauptgang herauf. Ich betrachtete es genau. Man sah fast nichts wie eine weise Seidenstoffwolke mit dem in der Höhe schwebenden goldstrozenden Sonnensimbol. Klingelnd und schwirrend kam es heran Das Volk stürzte auf die Kniee. Kling—kling! — Schwrrrrrrr .... Kling—kling! — Von Zeit zu Zeit wurde das lustige, rosige Köpfchen hinter der Sonne sichtbar. Es züngelte

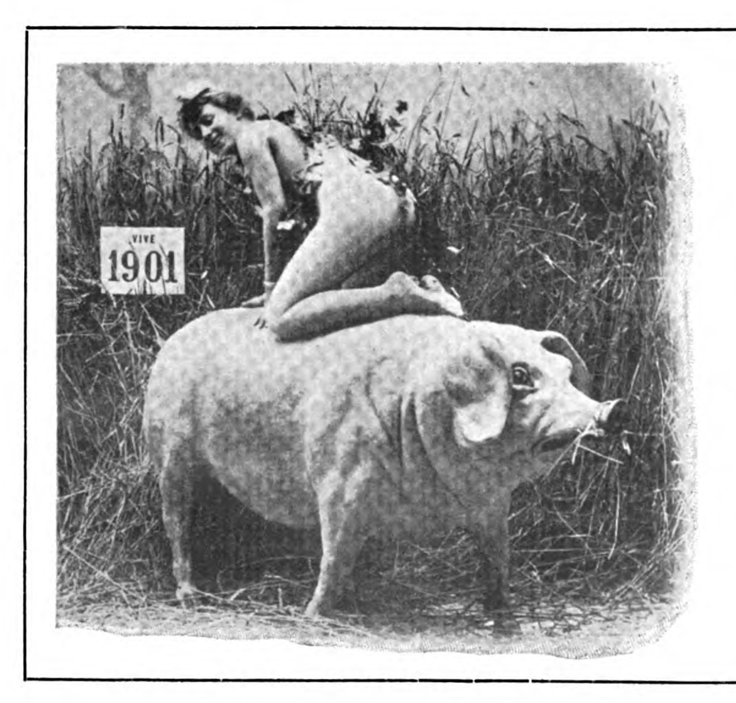
und klingelte dann hinter den goldigen Strahlen hervor und zwinkerte mit den lüsternen Aeuglein, und schnalzte und schmazte, sah seine Verehrer sehnsüchtig an und zeigte das Rosa-Zünglein — alles Volk lag auf den Knieen und bekreuzte sich — ein rosigeres Schweinchen habe ich nie gesehen — endlich kehrte es zum Altar zurük, tänzelte noch lange hin und her, zeigte noch einmal dem Volk den kleinen Gullinbursti — auf dem Kor trompetete und posaunte es immer noch sieghaft fort — schlieslich verschwand das goldene Simbol wieder in seinem Kasten — das Schweinchen tänzelte aber immer noch hin und her, züngelte und lekte, wisperte, schmunzelte und schlekte, hüpfte und schwänzelte — schlieslich verbeugte es sich vor dem ganzen Publikum, und dann noch einmal vor der ganzen Geistlichkeit, und zum drittenmal vor dem kleinen Gullinbursti — und tänzelte dann heiter und schmunzelnd in die Sakristei zurük, aus der es gekommen war ....

Das Volk stürzte mit dem Ruf „Es ist auferstanden!“ auf die Strase, rante in die nächsten Scharkutje-Läden und kaufte sich mächtige Schweinsschinken, Schweinsspek, rosa gefärbte Rippenstüke, Schweinsohren, Schweinsköpfe, gesulzte Schweinsfüse, rötliche Schweinswürste, die aus Frankfurt kamen, mächtige, lange Schweinsdärme, die mit Schweinefleisch gefült waren, und aus Gotha kamen, Schweine-Konserven aus Mailand und Bologna ....

Glühend strahlte die Sonne vom blauen Firmament und beleuchtete diesen tausendfachen Spek ....

Ueberall auf der Strase schrie es: „Es ist auferstanden!“ ....

Das war die Auferstehung des Schweins in München.



CARTE POSTALE FRANÇAISE POUR LE COMMENCEMENT DU XXE SIÈCLE

INTRA MUROS ET EXTRA.

Zwei Gutenberg=Gedenk=Werke.

Das Welthaus Baensch=Drugulin in Leipzig drukt gegenwärtig die Eigentums=Vermerke zu seinen „Marksteine der Völkerweisheit", dem Gutenberg=Jubiläums=Werk, welches bereits i. J. 1900, z. Z. der 500 jährigen Geburtstagsfeier Gutenbergs, hätte erscheinen sollen, deßen Herstellung aber troz sorgfältigster Vorbereitung so grosen Schwierigkeiten begegnete, besonders im Hinblik auf Gewinnung von zu den orjentalischen Tipen gehörigem, stilreinen Zierschmuk, daß zwei weitere volle Jahre zur Vollendung des Werkes nötig wurden. Es handelt sich um die Vorführung der Weisheitssprüche der historisch wichtigsten Kultur=Völker unter Verwendung ihrer schönsten, eigentümlichsten und stilreinsten Tipen. Daß der Orjent hierzu in ausgedehntestem Mase beisteuern muste, ergibt ein kurzer Blik nur auf die Geschichte der Religjon, die ja, auch im Abendland, nur aus Ablegern aus dem Orjent zusammengesezt ist. Die Verwendung orjentalischer Tipen war also in ausgedehntestem Mase zu berüksichtigen. Das Haus Baensch=Drugulin hat meines Wißens an 300 verschiedene orjentalische Druk=Tipen und war schon durch seine berühmte Leistung des dreifarbigen Korandrukes von 1890—1891 wie kein Anderes für diese Aufgabe geeignet. Das Gutenberg=Werk wurde auf Subskripzjon gedrukt, solte 10 Bogen 4° umfaßen und war auf M. 100 Subskripzjons=Preis festgesezt. Inzwischen hat sich der Umfang durch Immer=Wieder=Hereinrüken neuer Kostbarkeiten auf das Doppelte erhöht. Natürlich war die Verpflichtung den Subskribenten gegenüber bindend. An eine Erhöhung des Subskripzjons=Preises konte nicht gedacht werden. Und die Firma, der von Haus aus jede Gewinn=Absicht fernlag, wird nun in noch weit höherem Mase, als sie es im Sinn hatte, dieses Monumental=Werk als eine reine Huldigung für die Manen Gutenberg's betrachten müßen. Dem Werke wird die Liste der Subskribenten eingefügt. Und diese „Eigentums=Vermerke" sind gegenwärtig im Druk. — Viel einfacher hatte es in dieser Hinsicht die Imprimerie nationale in Paris. Auch sie veranstaltete im Jahre 1900, welches mit dem Jahr der Ausstellung zusammenfiel, ein Huldigungswerk für Gutenberg. „Histoire de l'Imprimerie en France au XVe et XVIe siècle. 2 vols (specimens d'Imprimerie à Paris) in folio à 200 francs. 3 vols (specimens d'Imprimerie hors de Paris) in folio à 100 francs." Aber ihr Direktor, Monsieur A. Claudin, arbeitete auf Kosten des französischen Staats, der, wo es den Ruhm des Landes gilt, mit Mitteln nicht kargt. Ein Probedruk aus einem der zulezt genanten 3 Bände, der mir zu Gesicht kam, „Le grand pardon de Nostre Dame de Reims", ist von unbeschreiblicher Schönheit. Die Lettern=Tipe, in der man während der ersten zwei Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdrukerkunst in Frankreich drukte, ist im Karakter nicht so sehr verschieden von unserer Alt=Schwabacher Letter, nur gewaltiger, schwerer, eindringlicher, ähnlich den Quadern, mit denen man damals die Dome baute. Das geistige Band, welches damals die Völker des Abendlandes umfaste, war noch ein regeres, und ihre Druk=Tipe, der Ausdruk dieses gemeinschaftlichen Geistes, noch eine wesensgleichere. Auf eine Vergleichung beider Werke kommen wir zurük, sobald Baensch=Drugulin's Werk vorliegt, das uns für kommenden November versprochen ist.

Eine Schleswig=Holstein'sche Venus.

Man sucht die Gräfin zu Reventlow. Wo stekt sie? Einige behaupten, sie sei nach Griechenland abgereist. Der dégoût vor der heutigen effeminirten Männerwelt, und der noch grösere vor der maskulirten Frauenwelt, habe ihr den weiteren Aufenthalt in Deutschland verleidet. Sie habe von dem alten Kipris Besiz ergriffen und von einem Münchener Architekten, der noch aus der Zeit des Königs Otto von Griechenland in Athen melancholischer Langweile nachging, sich dort einen zierlichen Tempel nach dem Vorbild des Venus=Tempels auf Siziljen mit heizbaren Kammern und vielen Badewannen erbauen laßen. Dort steige sie nun jeden Morgen vor Sonnenaufgang als Silberfüsige, in blendender Schönheit, aus dem Schaum des Meeres empor und loke die vorbeiziehenden fönizischen Schiffer an, bei ihr Einkehr zu halten. Während sie dann die zottigen Gesellen labt, ihnen die Meereskrusten aus dem Haar wäscht und sie zu ambrosischen Jünglingen umgestaltet, schleppen ihre Dienerinnen die Schiffsfrachten — Purpurtücher, Sandelholz und Elfenbein — in den Tempel und legen sie zu den Füsen der dort in unnahbarer Schönheit strahlenden Marmorgöttin nieder. Wenn dann die Schiffsherrn, die inzwischen auch ihre Gold=Piaster hergegeben, auch um einiges Körpergewicht erleichtert, zur Küste zurükkehren, müßen sie mit leeren Schiffen, aber mit frohem Herzen, abziehen, weil ein uraltes Gesez auf der Insel verbietet, die zu den Füsen der Göttin niedergelegten Tempelschäze anzurühren. Die Gräfin läst dann die geraubten Güter durch Karawansereien auf die andere Seite der Insel bringen und von dort nach Europa verfrachten. In der Regel sind es kleinere Schiffsreder, mit denen sich die Gräfin auf diese Weise beschäftigt. Sie soll aber selbst grösere Lloyd=Dampfer angreifen...... Liebste, beste Frau Gräfin, das geht nicht! Sie bekommen diplomatische Schwierigkeiten. Derartige Elfenbein=Schönheiten und Purpur=Experimente sind durchaus nicht nach dem Geschmak

unserer heutigen Zeit. Wenn ich auch begreiflich finde, daß bei unseren heutigen Zuständen in Deutschland Jeder, der nur einigermasen es machen kann, fortgeht, um sich in romanischen und orjentalischen Farbenschönheiten Genesung zu holen, wenn ich verstehe, daß ein tapferes Voll-Weib, wie Sie, vor der heutigen Männerwelt, die in Maeterlinckerei und Homosexualismus ihr Behagen findet, ausspeit, wenn ich ahnen kann, wie eine Dame von den scharfen Sinnen, wie die Ihren, längst erkant hat, daß Männer, die ihre politischen Rechte nicht mehr verteidigen können, auch sonst nichts taugen — bis zus Erbauung eines Afrodite-Tempels, bis zur Gründung einer erotischen Tempelgemeinschaft, bis zur Erstellung eines Liebes-Heiligtums auf Kipris, ist es ein weiter Schritt, ist es für Sie, eine Norddeutsche, ein Wunder-Ereignis, ist es für eine Gräfin geradezu ein ästetisch-anarchistisches Verbrechen. Und glauben Sie ja nicht, daß Ihre Ausreden, die Sie bisher den Behörden gegenüber gebraucht haben — es sei nur eine Badanstalt (wie Sie den Engländern, die die Insel in Pacht haben, versichert haben) — es sei nur eine Weinschenke (wie sie den Türken, die von Baden nichts wißen wollen, vorgelogen haben) — auf die Dauer Bestand haben werden. Ich bin im Augenblik nicht über die örtlichen Polizei-Vorschriften hinsichtlich der Einrichtung galanter Häuser auf Kipris orjentirt. Aber einmal wird ja die Sache doch aufkommen. Und dann werden Sie, wie die frohsinnige Prinzeßin Louise von Koburg, in eine Kalt-Waßer-Heilanstalt, und Ihre Tempelruinen in's Britische Museum zu den Elgin-Marbles gebracht werden ...... Wenn man nun Das Alles der Gräfin vorhält, dann sagt sie: Ja, sei Alles recht schön und gut, aber: die Venus habe es seiner Zeit auch so gemacht!...... Allmächtige Güte Gottes!! Allmächtige unbeflekt empfangene Jungfrau!! — ich meine die Maria — Allmächtiger, guter, heiliger Geist!! — liebste, beste Gräfin, die Venus hat ja nie existirt! Schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Filologen herausgebracht, daß die Venus eine Art — wie soll ich sagen? — eine Art weiser Marmorniederschlag der Gefühls-Sehnsucht der griechischen Männerwelt nach keuschen Frauengliedern war. Ebenso wie das Verhältnis der Venus zu Mars, wie wir es bei Homer lesen, nur der Niederschlag der Ehebruchs-Neigung der jonisch-griechischen Frauenwelt war, so war Venus selbst — richtiger Afrodite — nur das verkörperte Entzüken der liebessüchtigen griechischen Männerwelt, eine Marmor-Verkündigung des Anbetungsbedürfnißes des Mannes vor dem Weibe, eine öffentliche Manifestirung der Lehrmeinung, daß die Liebe als das Höchste und Ergreifendste im Menschen lebe — was natürlich Unsinn ist —. Die Griechen haben Das auch nie anders verstanden. Niemand hat dort an eine Madame Venus etwa von einem bestimten Taljen-Umfang geglaubt. Erst die Italjener mit ihrer verfluchten Renaissance im 13. und 14. Jhrh. haben an eine leibhaftige Venus geglaubt, und die kristlichen Morallehrer haben sie dann in die Hölle, oder mit dem Teufel in den Venus-Berg gespert. Und nun kommen Sie holstein'sches Prinzeßchen, Sie schneeweises Marzipan-Persönchen, und glauben noch an die Venus. Das geht nicht! Sehen Sie, beste Frau Gräfin, Das ist einer der Gründe, weshalb ich jede griechische und römische Reminiszens aus unseren Schulen ein für allemal und mit Stumpf und Stil ausgemerzt sehen möchte, und statt Deßen nur Fisik und Chemie, Geografie und Vaterlands-Geschichte gelehrt sehen möchte. Hätten Sie in Ihrer Jugend — ich meine jüngst — nicht diese dumme griechische Mitologie in sich aufgenommen, Sie wären doch wahrhaftig nie auf die Idee gekommen, einen erotischen Kult auf der Insel Kipris einzurichten. Will Jemand, der unsere lateinlosen Gimnasien durchgemacht hat, später doch die Art des Vergottungs-Prozeßes, wie er in Griechenland üblich war, kennen lernen, so hat er ja in Preußen die schönste Gelegenheit. Dort werden viel schwierigere Vergottungen zu Wege gebracht. In Griechenland war es die Sehnsucht im Menschenherzen, welche Gestalt gewinnen wolte, und schlieslich in der Allen gemeinsamen, idealisirten Menschen-Form Befriedigung fand. Und sie nahm dann das schönste Modell, das Herlichste, Kräftigste und Blühendste, um Dem, was sie ihr Götliches nante, Ausdruk zu verleihen. Hier ist es ein sifilitischer Garde-du-corps, ein Trinker und Spieler, ein Schnaps-Leutnant, der zum Gott erkoren wird, und den die Barbaren mit Hurrah-Kanaljen-Tönen umtanzen .... Deshalb nichts mehr von Griechisch! Keine Venus-Tempel! Keinen Militta-Dienst! Kehren Sie zurük Frau Gräfin! Ueberwinden Sie den Ekel, heute in Deutschland zu wohnen! Sie flohen Ihre norddeutsche Heimat, weil Ihnen das Erbrechen ankam. Halten Sie sich im Süden, wo freundlichere Gottheiten wohnen, und die Menschlichkeit zu ihrem Rechte komt. Sie wolten nach Kipris entfliehen, weil Ihnen die Männer heute in Deutschland aus Dampfnudelmaße und Kuchenteig zu bestehen schienen. Bleiben Sie bei uns und reden Sie: Ihr mutiges Wort wird heute lauter gehört werden, als das Kastraten-Geschrei weichherziger Jünglinge. Kehren Sie zurük! Längst liegt Postauftrag in München, der Sie zu neuen „Diskußjonen" einladet. Da Fönizjen nicht zu den Ländern des Weltpostvereins gehört, so konte die Anweisung nicht an Sie überschrieben werden. Sonst hätten Ihnen die fönizischen Schiffer in ihren roten Mänteln und mit der frigischen Müze auf dem Kopfe längst das Mandat übermittelt. Nehmen Sie wieder ihren Plaz ein, der Ihnen unter den deutschen Schriftstellern gebührt. Kehren Sie zurük! Alles ist verziehen! —



Mania anarchistica progressiva.

Bei den zunehmenden Atentaten auf fürstliche Persönlichkeiten und dem gesteigerten Verbrauch von gekrönten Häuptern durch die abendländische Politik konte es nicht ausbleiben, daß man sich nach Masnahmen umsah, um der schreklichen Dezimirung Einhalt zu tun. Schon seit Jahren erhalten wir briefliche Anfragen, teils von Leuten, die bei in die Luft gehobenen Eisenbahnzügen noch glüklich zu Boden gekommen sind, teils von Prinzen, die bei in nächster Nähe auffliegenden Dinamit-Lagern noch mit einem blauen Auge sich retten konten — Anfragen mit Ueberschüttung von Ehrenbezeugungen, oft selbst unter gleichzeitiger Beifügung der betr. Orden in Samt-Etui — „pour le mérite" ꝛc. — Anfragen, welche Mittel und Lebensvorschriften wir, im Hinblik auf unsere frühere Tätigkeit als Arzt und Psichjater, angeben könten, um die durch ihren Lebensberuf so auserordentlich gefährdeten Persönlichkeiten überirdischer Abkunft vor den schlagenden Wettern der Volksgunst und sonstigen Ausbrüchen der Untertanentreue beßer als bisher zu bewahren. Im Allgemeinen geben wir nicht gern derartige Ratschläge. Denn wenn eine der hochgestelten Persönlichkeiten, welche sich unser régime zu Eigen gemacht, dann trozdem von einer umgefülten Sardinenbüchse hinweggefegt wird, dann schiebt man es unseren Ratschlägen zur Last und unser Ansehen leidet. Richtig ist, daß wir vor mehreren Jahren bei dem Graßiren der Hasen-Sifilis in einigen Bezirken Europas nüzliche Fingerzeige an die Hand geben konten — wir empfahlen Isolirung der gesunden Tiere und Kreuzung mit lapins — so daß eine gänzliche Ausrottung der kostbaren Tiere hintangehalten werden konte — wir erhielten damals den Sanitätsratstitel unter Erlaßung der Gebühren. — Aber seitdem wir uns von der ärztlichen Praxis zurükgezogen und nunmehr der Filosofie leben, vermeiden wir es principaliter in solchen Fragen unsere Ratschläge zu erteilen. Wenn wir im Folgenden eine Ausnahme machen, so geschieht es, weil die Anfragen aus fürstlichen Kreisen — bis aus Montenegro, bis aus Belutschistan — geradezu auserordentliche Dimensjonen angenommen haben, und dann, weil wir einige Exemplare dieser seltenen Menschenspezjes (die sich schwer ausstopfen laßen), doch gerne auf die Nachwelt bringen möchten. Hier also in knapper Darlegung unsere wolgemeinten Ratschläge zu der Frage: wie sich fürstliche Persönlichkeiten am besten vor anarchistischen Angriffen zu schüzen vermögen.

Beginnen wir mit dem Morgen:

Im Allgemeinen sind wir für Spät-Aufstehen. Nicht nur ist Das eine Gepflogenheit groser Geister — Ersezung der Nervenkraft durch ausgiebigen Schlaf — sondern man gibt sich auch dadurch ein gewißes air, als ob es viel zu ersezen gäbe, als ob der betreffende Machthaber am vorhergehenden Tag durch „allerhöchste Entschlüße" maßenhaft ausgegeben hätte. Auserdem ist natürlich jede Stunde Bett eine gewonnene Stunde Lebens. Denn es ist klar, daß wenn bei zwölfstündiger Tageszeit der betreffende Fürst sich erst um Mittag erhebt, die anarchistische Gefahr um einen wesentlichen Quozjenten verringert ist. Natürlich darf bei solchem Möglichst-Lange-Schlafen sich kein Atentäter unter dem Bett, wie es bei Rußischen Kaisern oft vorkomt, befinden. Zum Frühstük, welches im Bette eingenommen werden kann, möchten wir von Kafe abraten. Das Getränke ist hizig und regt die Fantasie mächtig an. Dabei komt es zu desordinirtem Begehren (concupiscentia desordinata), die fürstlichen Hoheiten verlangen nach ihren Mätreßen, und da die Staatsmätreßen und Hofdamen um diese Zeit ebenfalls noch schlafen, so komt es zu Abgängen und effluxiones, die ihre Spuren in den Nachtgewändern und auf den lectuli zurüklaßen, wo sie der Kammerdiener findet, und dann meint, es handle sich um einen Menschen, was er doch nicht meinen soll. Auch erzeugt der Kafe, als orjentalisches Getränke, despotische Gefühle, welche gerade in der heutigen, ach! so demokratischen Zeit, beßer unterdrükt werden. Viel beßer eignet sich als Morgengetränk die beliebte Schokolade, von der uns die selige Luise Mühlbach in ihren kgl. privilegirten Romanen so viel erzählt hat, und die stets das Lieblingsgetränk der preußischen Könige gewesen war. Ich weis nicht, ob das Teobromin, der wirksame Bestandteil in der Schokolade, auf die Lach-Muskulatur einen besonderen Einfluß ausübt — bei der Mühlbach „lächeln" immer die preußischen Könige, wenn sie Schokolade trinken. Mein Gott: „lächeln" — wenn es auch nicht das herzhafte Lachen ist, welches heute manchem Fürsten freilich vergangen sein mag — es ist immer noch beßer als schnodrige Redensarten führen und von blasfemischen Selbst-Vergottungs-Zoten überfliesen. Also: Schokolade! Schokolade hat auch noch den Vorzug, daß sie auf's neue einschläfert, und dann vielleicht wieder einige Stunden Atentats-Zeit gewonnen werden. — Will einer von den hohen Hern um diese frühe Morgenstunde schon ein kleines geistiges Frühstük zu sich nehmen — wozu aber selten Neigung besteht — so mag ein Abschnitt aus Bogazky's „Schazkästlein" für dieses erste Erwachen, wo der Sinn für alles Gute so empfänglich ist, gute Dienste leisten. Im Allgemeinen sind wir nicht gerade für geistliche Kost bei unsern principes. Die Hern Teologen haben, selbst wenn sie Paul Gehrhardt hiesen, und selbst wenn sie recht stimmungsvolle Lieder zu dichten verstanden, immer einen kleinen antimonarchischen Hochmuts-gikel beseßen und — es ist beßer, man läst diese Leute beim Volke, zu dem sie gehören. Will aber einer von den fürst-

lichen Früh-Erwachern wirklich den Stier bei den Hörnern paken, nun, dann, in Gottes Namen, lege er sich einen Tractat über „Tirannenmord" auf den Nachttisch, von welchem katolische wie protestantische Autoren zahlreiche Ausgaben veranstaltet haben, auch in deutscher Sprache — ich glaube, die Reclam-Bibliotek hat sogar eines ihrer 20 Pfennig-Bändchen dem Gegenstand gewidmet — aber dann einen gehörigen Schnaps dazu! — Beim Aufstehen selbst mache man nicht so viel embarras wie die französischen Könige, die sich erst von einem alten Weibe durchkneten liesen — eine solche masseuse könte sich heute leicht in eine massacreuse verwandeln — gestalte auch das lever nicht so zeremonjell wie damals, wo der gesamte Hof der Unterhosenprozedur beiwohnte — unter einem Duzend Höflingen ist heute immer ein Bombenwerfer — sondern man gehe frisch aus dem Bett heraus, laße das linke Bein nicht sofort nachfolgen, weil ja hier wieder Gelegenheit zur Fristgewinnung und Hinausschiebung des irgendeinmal doch stattfindenden Atentats gegeben ist, und gehe dann in unbeflekten Beinkleidern den unvermeidlichen Wirnißen des Tages entgegen. — Daß man sich das Frühstük wie alle übrigen Malzeiten nur von seiner von Gott angetrauten Ehegemahlin herrichten läßt — die nicht von einem konfeßjonell entgegengesezten Haus sein darf, also für einen Hohenzollern nicht eine Welfin, und für einen Welfen keine Augustenburger — entspricht wol schon der allereinfachsten Vorsicht, sonst kann es einem solchen blau blütigen Herscher paßiren, daß er in der braunen Früh-Schokolade statt Kakao Schweinfurter Grün zu trinken bekomt und es ihm dann grün und blau vor den Augen wird. — Die nun beginnenden Tagesgeschäfte teile sich Se. Majestät so ein, daß sie für alle Zufälle gerüstet ist, und daß ihre — der Majestät — unsterbliche Seele jeder Zeit vor den Tron des Allerhöchsten zu treten vermöge. Denn

„schnell tritt der Tot den Menschen an"

und aus jeder Nische des Schloßganges kann unversehens eine verdächtige Zündschnur oder ein Schiller-scher Jambus hervorfliegen.

„Schnell tritt der Tot den Menschen an."

Diese Zeile geht allerdings nicht direkt auf den Fürsten, der götlicher Abstammung ist. Aber leider, leider hat sich durch sorgfältige Experimente, welche die Franzosen zu Ende des 18. Jahrhunderts angestelt haben, ergeben, daß, wenn man einem Fürsten ca. 13 Liter Blut aus den Halsvenen läßt und zu diesem Zwek den Kopf vom Halse abhebt, der Fürst dann verendet, derselbe also in diesem Punkte selbst schlechter gestelt ist, als die zierlichen, bewegungsgewanten Eidechsen, die, wenn man ihnen irgend ein Glied, z. B. den Schwanz, abnimt, denselben nachwachsen sehen ...... Ach! auf welche Gedanken komme ich da!...... —

Will der Fürst schon eine kleine halbe Stunde nach dem ersten Frühstük ein zweites folgen laßen — wir sind jezt Nachmittag 3 Uhr — z. B. saure Nieren oder dergl. — so haben wir einen prinzipjellen Einwurf dagegen nicht geltend zu machen, wenn nicht etwa der Säuregehalt der Schüßel mit Schwefelsäure zu Stande gebracht worden ist. Nur soll dann die erbberechtigte, sukzeßjonsfähige, gleichkonfeßjonelle Gemahlin angehalten werden, erstens einmal, vorher davon zu kosten, und demnächst, eine nicht zu geringe Zahl von Lorberblättern in die Sose zu legen, ersteres weil der Anblik dieses echt-fürstlichen Baumes dem Herscher überhaupt angenehme Gedanken erwekt, dann, weil der Lorber, als Sinbild des Ruhmes, die Eßer zur Regierungs-Tätigkeit aufmuntert. Will dann der fürstliche Konsument auf diese Lorberblätter als geistige Nachkost einige Gerok'sche „Palmblätter" folgen laßen, so haben wir dagegen um so weniger einzuwenden, als neben Wildenbruch wol kein deutscher Dichter so sehr gerade in das Schloß past, als Gerok. Denn Goethe hat zwar — um von Schiller zu geschweigen — in submißer, devoter und speichlerischer Unterwerfung das Mögliche geleistet; aber ganz rein war auch er nicht; als Napoleon in's Land kam, hat er auch Diesem seinen Speichel angeboten; und Das darf eben nicht sein. —

Jezt einen Ritt durch den Schloßpark? — Um 5 Uhr? — Meinetwegen! Aber, man soll dann die Vorsicht gebrauchen, und die Hufe des Roßes wie beim Walkürenritt auf der Münchener Hofbühne mit Watte zu umwikeln, damit nicht beim unvorsichtigen Aufschlagen des Eisens auf einen Stein ein Funke entstehe und bei der Ubiquität der anarchistischen Zündmittel Roß und Reiter in die Luft gejagt werden.

Für die Zeit nach dem Ritte, der vorsichtshalber nicht über die Schloßgrenze ausgedehnt werden soll — und niemals ein „Ritt in's romantische Land" sein darf — befiehlt man am besten die Minister zum Vortrag in's Schloß. Der fürstliche Geist ist jezt mit Ozon überfüttert und bei der Originität des sowieso götlich begnadeten Geistes kann es dann nicht fehlen, vor den Ministern zu glänzen und zu leuchten. Nur laße man die Taschen der lezteren vorher untersuchen, auch ihre Roknähte auftrennen und die Konkavitäten ihrer Bakenzähne nach Sprengstoffen durchleuchten — denn — man gebe sich nur keiner Täuschung hin — wir haben es heute nicht mehr mit Goethe'schen Ministergestalten zu tun, die zu Allem, zu Allem, Ja und Amen sagen, wenn man ihnen nur ihren „Faust", ihren Garten und ihre Hure garantirt. Nach den Reden, die wir jüngst von preußischen Ministern zu hören

bekommen haben, nach Dem, was kürzlich der preußische Justizminister vor versammeltem Reichstag erklärt hat: er weigere sich rundweg, in Beeinflußung von richterlichen Entscheidungen einem „Druke von Oben" nachzugeben, ist von dieser Seite Alles zu erwarten. So ein Fürst- und Gott-Vergeßener ist im Stande und sagt dem eben im götlichsten Ozonrausch Schwimmenden vor allen Höflingen, vor dem gesamten Volk, er sei ein Tagdieb, sei überflüßig, nicht er gehe, sondern Er gehe — dreht den Spies um, und — statt des Ministers fliegt der Fürst...... Dem sei Gott vor! —

Wir müßen hier kurz der neuen, auf der rußischen Abteilung der jüngsten Weltausstellung vorgeführten, in allen monarchischen Ländern patentirten Einrichtung zum Schuz gegen Minister-Atentate gedenken. Es sind dies quadratische Glaspfeiler von enormer Wanddike, die auf kurzen eisernen Füsen drehbar sind, etwas über Mannshoch, und in deren Inneres die vortragenden Minister eingeschloßen werden. Der Fürst kann durch die Glasdike alle Schriftstüke lesen, auch den Minister, seine Grimaßen u. dergl. Alles beobachten, ohne selbst im Mindesten gefährdet zu sein. Nach beendetem Vortrag wird der Minister unter Glas hinausgefahren und erst drausen entledigt er sich seines Anarchistenschuzes. Ist das Gesamt-Ministerjum zum Vortrag befohlen, und die nötige Anzahl dieser Ministersäulen, die leider noch immens teuer sind und das Hof-budget eines kleineren Fürsten zu stark belasten würden, nicht zur Stelle, dann schliest sich der Fürst selbst in die eine vorhandene rußische Glassäule ein und ist nun gefeit gegen alle Anschläge. Die Herren Exzellenzen können dann tun, was sie wollen, sie können Indjaner-Tänze um den Pfeiler ausführen, ja, sie können Seine Majestät mit der äzendsten Lauge ihrer giftigen Redensarten überschütten, oder mit wirklicher Schwefelsäure und Salzsäure übergiesen — der Fürst lächelt — wie in Luise Mühlbach's Romanen — vergnügt aus seinem Anarchisten-Schuz heraus, awertirt durch ein geheimes Zeichen den nächsten Lakaien, dieser holt die Feuerwehr und sie macht dem ganzen Spuk ein Ende......

Nimt die Totesangst des Fürsten nach einem solchen Vortrag — wir sind jezt abends 6 Uhr — trozdem ungeheure Dimensjonen an — sei es, daß die inzwischen eingetretene Dämmerung fantastischen Spuk vorgaukelt, sei es, daß man dem schokoladeserwirenden Lakaien selbst nicht mehr traut, sei es, daß man von einer Spazierfahrt durch die Residenz zurükgekehrt ist und daselbst ein unglükliches omen, z. B. einen frischgeschlachteten Ochsen vor einer Mezgertüre gesehen hat, sei es, daß man von einer Zigeunerin noch eine Wahrsagung für die betreffende Jahreszeit aus seiner Jugend im Gedächtnis hat, oder daß in einem Nachbarland in lezter Zeit fürstliches Blut verspritzt wurde — so versuche man neben einigen Hofmann'schen Tropfen oder einem kräftigen Schluk Bonekamp of Maagbitter vorwiegend in geistlicher Lektüre Schuz und Trost. Eine Selbst-Vertiefung in Kristi Leiden und Sterben — am besten nach dem einfachen Matthäus — mag hier gute Dienste leisten, besonders wenn man zwischen jedem Kapitel eine Injekzjon von 10% Hyoscyamin-Lösung unter die fürstliche Haut macht. Auch Boethius' „De consolatione philosophiae" kann hier empfohlen werden. Da wo die genoßene Vorbildung die Lektüre des Werkes im Original nicht zuläst, mag auf die vortrefliche deutsche Uebersezung (von Binder, Stuttg. 1873) zurükgegriffen werden. Wird der Zustand trozdem nicht beßer, dann so rasch wie möglich in's Bett. Wärmflasche. Wollene Deken. Schlafmüze. Leibbinde. Eine Flasche Cognac. Den linken Fus sofort nachziehen, weil, je früher Se. fürstliche Gnaden sich wirklich ganz im Bett befinden, wieder ein Bruchteil von Zeit anarchistischer Gefahr dem fürstlichen Intellekt erspart bleibt.

Im Uebrigen empfehlen wir, was wir allen fürstlichen Häuptern seit Jahren mit stets wachsendem Erfolg angepriesen haben, die grose Trias goldener Lebensregeln: heiteren Sinn, offenen Leib und — möglichst viel Freiheit!!



Neue Wörter von Eugen Dühring.

Man mag von Dühring sagen, was man will — man braucht nicht auf seinem politischen Standpunkt zu stehen — er ist nicht nur einer unserer originalsten Köpfe, er hat auch in seinem Leben soviel Mut bewiesen, und den ganzen „Wert des Lebens", wie eines seiner Bücher lautet, so sehr „im Sinne heroïscher Lebensauffaßung", des Untertitels dieses Buches, aufgehen laßen, daß man allein um dieser in Deutschland geradezu fast unauffindbaren sitlichen Qualität willen vor ihm den Hut ziehen muß. Nur ein halbes Duzend dieser Leute in Berlin, und die schmuzigen lezten 10 Jahre in Deutschland wären nicht an uns vorübergezogen; Derjenige, der vor 10 Jahren mit ein par Maulschellen zur Ordnung gebracht werden konte, müste jezt nicht mit einem koloßalen Aufwand von öffentlichen und geheimen Prügeln — unter Zuhilfenahme von fast ganz Europa — zum Land hinausgejagt

werden. In den folgenden Wortbildungen kann man so ungefähr sehen, wie die Maulschellen ausgesehen hätten, die vor 10 Jahren zu aplizіren gewesen wären. Vieles davon klingt hart, unästetisch, scheint im Zorn oder in der Sprachnot geboren zu sein, aber die Weltgeschichte wird nicht mit Rosenwaßer angemacht, und im Krieg tauscht man keine Höflichkeiten. Dühring hat aber immer Krieg geführt und hat immer die Weltgeschichte bei der Krawatte gehabt. Die folgenden Wortbildungen, die fast alle polemische oder satirische Spizen haben, sind sämtlich seinem Organ „Personalist und Emancipator" (Verlag Ulrich Dühring, Nowawes-Neuendorf bei Berlin, 1899 ff.) entnommen. Man beachte:

Größtstaaterei, Wahnstük, Irranlage, alienistisch (= verrükt, nach franz. aliéner) Irrneigung, Größenköter, das Hintereße (nach: Intereße gebildet = Podex), zäsaristeln, Größtstaatkizel, Größenfieber, Größtstaatsvelleïtät, Staaterei, Kraftstoffelei, Filosofasterei, nebeln, sich borniren (sich begrenzen), Sozjalistenfopper, mitrailliren (nach dem Geschüz mitrailleuse), Täuscherei, Beterisches (von adorare, beten), Religjonisterei, junkerisch, christisch, Frasör (von Frase), Verbibelung, Gaurisankargipfelung (nach dem höchsten Berg der Erde in der Himalaya-Kette), wegbeten, kolonjalrasserisch, gechristet, encanaillirt (von canaille, Kanalje), denkerisch, Denkerisches, Filosoquatsch, Unentstandenheit, verneinerisch, Verstandesverschneidung, seinwollend, Nichtsverhimmelung, Verstandesunzulänglichkeit, Totesperspektive, Einkleiderei, ungeworden, frankospielerisch, Religjonismen, höchstweidendes Rindvieh, sozjaldemokrateln, personalistisch, Diplomaille (nach canaille gebildet) universitär, Rachkizel, Schematistik, sprecheln, Enfantinismus, Enfantinade, Nichtsalspolitiker, verbrechenhehlerisch, Gaurisankar (so viel wie: an Grösenwahn leidend), Porceride (so viel wie: Schweinehund, von le porc, das Schwein, und der griech. Endung ἰδης, wie in: Atride, Sohn des Atreus, Pelide, Sohn des Peleus, also eigentlich, Sohn des Schweins, die Bezeichnung trift auch die Aszendenz, also schon „Schwein der Große" u. s. w.: die ganze Ahnenreihe), arbeitertäuscherisch, Kladderadatschzüge, Diabolodicee (nach Théodicée gebildet), Militaristler, strafzumeßend, Wolwollenhascherei, grundtäuscherisch, tartüffisch, misbraucherisch, angebibelt (von: Bibel), Angimpelung, Dichteln, Besudelungsraße, poëteln, Deutschismus, schleicherisch, Momentanmode, aufgejocht, Nullifizirung, Demigenre, belletristeln, nichtsig, Anarchospieler, Verangelung (Verengländerung), Hundertundmehr-Uniformspieler, Intellectuailleanarchist, kompaßlos u. s. w. u. s. w.

Paris
13 rue des Abbesses.

Verlag Zürcher Diskußjonen.



Notgedrungene Erklärung.

Wir bringen hiemit zu allgemeiner Kentnis, daß wenn etwa die saubere Familje Humbert-Daurignac-Crawford, um sich der Entrüstung einer ganzen Welt zu entziehen, auf die Idee kommen solte, auf den Mond zu steigen, wo wir für Prowenjenzen aus Deutschland eine exterritorjale Drukerei eingerichtet haben, wir diese Sprößlinge eines inkomensurablen Grösenwahns unter keinen Umständen aufnehmen können. Das terrain auserhalb des für unsere Zweke notdürftig urbar gemachten Bezirkes ist noch vollständig gletscherhaft, vulkanisirt, moränenartig, ein Boden zur Neugründung eines heiligen römischen Reichs deutscher Nazjon ist dort absolut nicht vorhanden, und die „gelbe Gefahr" ist dort oben mindestens so gros, wie in Europa. Wir bitten also die zuständigen Behörden bei Ausweisung der quäst. Familje nicht an unsere arme, kleine Bretterhütte zu denken, wo noch Alles im Argen liegt. Und wenn sie sämtliche Cecil-Rhodes'sche Miljonen im Besiz, und sämtliche Schwarze Adlerorten in Preußen zu vergeben hätte, können wir diese Familje, deren Gebahren fast an fürstlichen Grösenwahn grenzte, unter keinen Umständen zu uns herauflaßen.

Mondhaus,
den 325. Tag des allg. grosen Käs-Jahres,
p. Chr. n. 1902.

Hochachtungsvoll

J. Schabelitz' Nachf. Drukerei,
exterritorjale Filjale auf dem Mond.

Druk von J. Schabelitz in Zürich.





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 047439762